Bib - Musis
B.K.M.

Oec. 1455

Sammlung

einiger kleinen,

größtentheils

Landwirthschaftlichen Aufsätze

von

J. H. Reß,

Archidiaconus in Wolfenbüttel und Superintendens.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1780.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Durchlauchtigsten

Herzoge und Herrn,

Herrn

Ferdinand,

Herzoge zu Braunschweig und

Lüneburg ꝛc. ꝛc.

meinem gnädigsten Herzoge

und Herrn.

Durchlauchtigster Herzog,

Gnädigster Herzog und Herr!

Kaum würde ichs wagen, Ew. Durchlaucht höchstgefällige Ansicht landwirthschaftlicher Aufsätze mir unterthänigst zu erbitten, wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, Ew. Durchl. zu Bechelde zu sehen, in dem Garten zu sehen, den Ew. Durchl. auf dasigem Boden erweitert, möglichst fruchtbar gemacht und verschönert haben, und die Aufmerksamkeit zu sehen, womit Ew. Durchl. den mehr oder minder wachsenden Frucht- und wilden Baum, das Gartengewächs und die Blume beobachten.

Es wird wohlthätige Folgen haben, wenn **Ew. Durchl.** fortzufahren geruhen, auf Landwirthschaft und Naturkunde zu merken. Wer wird ferner über den Landmann, und seine Geschäfte und seinen Wohlstand wegsehen, wenn **Ew. Durchl.** dabey stehen bleiben! Wer wird künftig diese Kenntnisse verachten, wenn sie **Ferdinand** ehrt!

Der große Mann kann sich auch als Landwirth verewigen. So genau weiß man den Platz kaum mehr, wo vor Jahrtausenden der edle **Cincinnatus** den mit seinem Heere vom Feinde eingeschlossenen Consul **Minucius** siegreich befreyete, so genau kaum mehr, als man noch prata Quintii, oder die vier jugera kennt, wo **Cincinnatus** pflügte, als er zum Dictator gemacht wurde *). Wenn nach Jahrtausenden der Reisende von **Minden** ꝛc. ꝛc. seinen Landesleuten schreibt: **Hier siegte Ferdinand**; so schreibt er gewiß auch von **Vechelde**: **Hier bauete Ferdinand.**

*) Der zu früh verstorbene Jac. Jon. Björnstähl reisete wohl hauptsächlich alten Handschriften nach, prata Quintii konnte er aber doch nicht übersehen. Dessen Briefe auf seinen ausländischen Reisen, 2ter Band, S. 134.

Dürfte ich nun gleich bloß um der Verbindung willen, die **Ew. Durchl.** mit der berühmten Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen (welche ich zu verehren auch hier bekennen darf,) einzugehen geruhet haben; ja, dürfte ich sogar bloß aus Dankbarkeit für so viele Gnade, deren **Ew. Durchl.** mich schon vor Jahren als Landprediger, aber auch als Stiftsprediger von **Stederburg**, so lange die unvergeßliche, liebreiche, fromme **Friderike Albertine** hier als Aebtissinn glänzte, würdigten; dürfte ich gleich in dieser doppelten Rücksicht **Ew. Durchl.** diese geringe Sammlung landwirthschaftlicher Aufsätze ganz dreist aufs devoteste zueignen, und eine huldreiche Aufnahme derselben ehrfurchtsvoll hoffen: so wollen **Ew. Durchl.** doch gnädigst erlauben, hier öffentlich zu gestehen, daß hauptsächlich aus einer Ueberzeugung, die ich durch die Sinne davon empfangen habe, daß **Ew. Durchl.** die Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange achten, und in einigen Zweigen genau kennen, daß hauptsächlich aus dieser Ueberzeugung ich mich unterstehen darf, **Ew. Durchl.** herablassendste Aufmerksamkeit auf ökonomische Gegenstände, wie ich sie

darstellen kann, und sie hier dargestellt habe, unterthänigst zu erbitten, und aufs ehrerbietigste zu erwarten.

Wer wird übrigens zweifeln, daß ich vorzüglich zu denen gehöre, die Gott bitten, daß er Ew. Durchl. auch zum alten Wohlthäter machen wolle, und die bis ins Grab mit der tiefsten Verehrung mit mir beharren,

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog und Herr,
Ew. Herzogl. Durchl.

unterthänigster Diener,
Joh. Heinrich Reß.

Vorrede.

Es ist ohne Zweifel besser, die Erinnerungen, welche man voraus sehen kann, durch eine vorläufige Vertheidigung abzuwenden oder wenigstens zu schwächen, als sie hinterher zu bestreiten oder gar zu verachten. Ich erwarte Erinnerungen gegen die weitere oder neue Bekanntmachung der folgenden Aufsätze, und will mich dagegen, so weit ich kann, im voraus vertheidigen.

Ob diese Aufsätze Erheblichkeit genug haben, um den Druck zu verdienen — dieß könnte die erste Erinnerung dagegen seyn. Der Landwirth, der jede Beobachtung oder nur wahrscheinliche Vermuthung zu nutzen, und, wenn sie hier nicht passen will, anderswo anzuwenden weiß, der macht diese Erinnerung vielleicht nicht; und dem, der sie macht, mögte ich dagegen gern eine Aufmerksamkeit empfehlen, die mir noch nicht ausgebreitet genug zu seyn scheint, die Aufmerksamkeit nämlich auf die Preisaufgaben in seiner Gegend. Societäten der Wissenschaften, landwirthschaftliche Gesellschaften, Finanzcollegien u. s. w. haben hoffentlich die Vermuthung bey jedermann, daß die Fragen, die sie Beobachtern vorlegen, von Erheblichkeit sind. Wer kann es besser wissen, woran dem Lande gelegen, was noch nicht ausgemacht, und ob eine Sache gehörig ins Licht gesetzt ist, als Ge-

sellschaften von Männern, die ihr Vaterland völlig kennen, die alles, was über die Gegenstände der Untersuchung bereits geschrieben ist, gelesen, und dabey die scharfsichtigste Sachkunde, das befugteste Richteramt haben! Wenn das, was wir andern für wichtig halten, vor diesen Richterstuhl kommt, so kann es leicht von allen Seiten verworfen werden, als eine Sache, woran dem Lande nichts, oder wenig gelegen, als eine Ausführung, die anderswo schon besser befindlich, und als ein Vortrag, der nicht helle, nicht überzeugend genug ist. Ich will nicht sagen, daß ein Privatmann nicht selbst einen Einfall haben könnte, der sich hören ließe: die Vermuthung ist aber unstreitig größer, daß die Untersuchung ungleich erheblicher sey, die wohlgedachte Gesellschaften aufgeben. Ich wünsche also beydes, daß nämlich sowohl dieser Aufgaben mehrere und in mehr öffentlichen Blättern vorgelegt, als auch daß sie mehr beachtet, häufiger beantwortet, aber auch einigermaaßen beurtheilt werden mögten. Es sey mir erlaubt, über diesen Wunsch mich noch etwas näher erklären zu dürfen. Von vorerwähnten sehr ehrwürdigen Gesellschaften wünschte ich mehr Aufgaben, weil sie in ihrer Lage am besten, wenigstens viel besser als die meisten Privatleute sehen können, was diesem und jenem Stande in der Republik zu seiner blühendern Wohlfahrt noch zu wissen und zu beobachten nöthig ist. Sie könnten etwa die Preise, die sie zu erkennen haben, theilen; ja auch ohne Geldpreis werden Aufgaben von ihnen beantwortet werden, und die von ihnen gekrönten Antworten gern geschrieben

seyn. Alle Jahre drey oder vier für verschiedene Stände müßten manche Aufklärung gewähren, manche Verbesserung beschaffen. In dem Lande, wor. auf billig die nächste Rücksicht genommen wird, werden sie ohne Zweifel für die, welche zur Beantwortung aufgelegt sind, hinlänglich bekannt gemacht: aber in der Nachbarschaft könnten Männer wohnen, die der Aufgabe gewachsen wären, wenn sie sie wüßten, oder wenn sie da hingestellt würde, wo sie hinsehen. Großen Männern ist es eins, wer ihre Aufgaben beantwortet, oder ihren Patriotismus wohlthätiger macht, Tros Rutulusve fuat — Durch weitere Bekanntmachung würden sie mehr beachtet, am meisten aber durch die Wahrheit, daß jedes Patrioten Aufmerksamkeit erwachen muß, wenn Männer fragen, für welche die Vermuthung ist, daß sie nur nach den wissenswürdigsten, gemeinnützlichsten Dingen fragen werden. Ich halte die Aufgaben von befugten Richtern in jedem Fache so wichtig, daß Facultäten, wenn sie wollten, fast die ganze Bücherschreiberey lenken könnten; wer würde eben eigensinnig seine Ideen verfolgen, wenn seine Facultät, wenn die Männer, die so viel in seinen Augen gelten, itzt diese Untersuchung für die heilsamste erklärten, hierauf seine Aufmerksamkeit anriefen! Wer doch seinen Weg für sich fortgienge, könnte erleben, daß er ihn allein gehen müßte. Die Freyheit der gelehrten Republik gienge hiedurch nicht verloren; des Bücherschreibens aber könnte wohl dadurch weniger werden. Je mehr man es einsähe, daß große Männer am besten angeben könnten, was noch weiter untersucht, noch weiter berichtiget wer-

den müßte: desto mehr würde nach ihren Fragen gehört, desto häufiger und reiflicher darauf geantwortet werden. Es ist hergebracht, daß unter den eingelaufenen Antworten nur die, welcher der Preis zugefallen, einigermaaßen beurtheilt, oder gar nur überhaupt gesagt wird, daß man sie den andern vorziehe; über diese andern wird gemeiniglich nichts, oder etwa ein allgemeines Compliment gesprochen. Ohne Zweifel haben diese Richter überwiegende Gründe für dieß ihr Verfahren, die uns andern aber, weil wir sie nicht kennen, nicht auf ihre Seite bringen. Wir wünschten einige Beurtheilung aller eingesandten Beantwortungen der vorgelegten Preisaufgaben von würdigen, patriotischen Männern und befugten Richtern. Von einem flüchtigen, partheyischen, oder gar muthwilligen Recensenten verlangt freylich Niemand gerichtet zu werden: jedermann aber hört das reife, zweckmäßige, bescheidene und billige Urtheil solcher Gesellschaften, denen es zukommt, gern und mit Belehrung und mit Beruhigung. Sprechen sie nicht, so weiß der, welcher die Preisschrift nicht zu sehen bekommt, nicht, was der seinigen gefehlt hat, und so kann er anderer Meynung seyn, wenn er die vorgezogene liest. Wie wir den Sinn der Aufgabe verstehen, so glauben wir, daß er sey; wie wir uns den Zweck derselben vorstellen, so bearbeiten wir sie; und was wir behaupten, das halten wir für wahr, neu und wichtig. Wir können aber in allen diesen Dingen fehlen, den Sinn der Aufgabe unrichtig fassen, gut vielleicht, aber zweckwidrig arbeiten, und für wahr, neu und wichtig halten, was keins von allen ist.

Müßte das aber nicht nachher gesagt werden, wie nämlich gelehrte, patriotische und feine Männer so etwas zu sagen pflegen. Die Beantwortungen, die man beurtheilt, werden bloß nach den Devisen bezeichnet und daher jedem Leser lehrreich, ohne dem unbekannten Verfasser nachtheilig zu werden. Die unter aller Kritik, oder ganz zweckwidrig sind, würden ganz mit Stillschweigen übergangen: so wüßte der Verfasser woran er wäre; und weiter braucht es keiner zu wissen. Diese Beurtheilung scheint mir Belehrung und Zufriedenheit zu befördern, scheint mir hier Eifer und dort Stillschweigen hervorzubringen, und scheint mir die ganze wohlthätige Absicht der Preisaufgaben noch mehr zu begünstigen. Doch, was mir so oder so scheint, das sehen große Männer, wie es ist. Meine Leser aber sehen nun, warum ich vorzüglich Beantwortungen von Preisaufgaben des Drucks werther als manchen eigenen Einfall halte, und glauben vielleicht mit mir, daß diese Beantwortungen wegen der Wichtigkeit der Materie und wegen des guten Willens mit nützlich zu werden, auch wenn sie mißfallen, mehr Entschuldigung für sich haben und eine bessere Aufnahme verdienen, als verunglückte eigene Einfälle.

Ein paar eigene Einfälle finden sich indeß im fünften und sechsten Stücke dieser Sammlung gleichfalls; sie haben aber für sich, aus Fächern zu seyn, worin fast jedermann denken und vermuthen sollte, worin Verfehlen zu einer großen Gesellschaft führt, und worin auch nur Wahrscheinlichkeit nützen kann.

Den letzten Aufsatz wird man meiner Aufmerksamkeit auf die großen Erscheinungen in der Natur,

wozu besonders der Vulcan gehört, zu gute halten. Ich wünschte mehr davon zu wissen, als ich in meiner Lage davon wissen kann: aber ich mögte nicht gern, daß man mehr daraus schlösse als man kann. Dieß habe ich zu erschweren gesucht, mögte aber dadurch die Beobachtung so mancher Naturbegebenheiten da wohl befördern, wo sie ohne große Mühe angestellt werden kann, und durch eine unedle Gedankenlosigkeit und bequeme Unthätigkeit in würdigen Geschäften zu sehr unterbleibt, oder zu klein angewandt wird.

Meiner Meynung nach muß ein Prediger nicht blos das wohlthätige Buch der göttlichen Offenbarung studiren, sondern auch in den Büchern der Natur, des Herzens und der Geschichte lesen. Dieß ist meine Vertheidigung gegen die zweyte Erinnerung, die mir gemacht werden kann, gegen die: die hier gesammleten Aufsätze wären zu entfernt von dem Amte eines Predigers. — Wer das andere nicht unterläßt, wenn er das eine thut, sollte nicht getadelt werden, wenn er einige Aufmerksamkeit auf Dinge wendet, die nicht eines jeden Aufmerksamkeit werth scheinen. Ist es nicht unwürdig, nicht niedrig, so mache der Mann in jedem Stande zur Nebensache was er will; ist es gar, auch nur seiner Meynung nach, von einigem Nutzen, was er beyzu sieht und thut: so wirds ihm Pflicht. Ich halte es nicht unverträglich mit dem Amte eines Predigers, besonders auf dem Lande, die Natur in ihrem ordentlichen Laufe, und ihre Seltenheiten um sich her und in der Ferne zu beobachten und beobachtet zu lesen, auf die Aufmerksamkeit zu horchen, die große,

patriotische Männer auf den Wohlstand ihrer Mitbürger wenden, und auch den Geschäften im Vorbeygehen zuzusehen, die man seine Mitmenschen um sich her treiben sieht, um aus ihrem guten oder schlechten Fortgange Lehren für andere abzuziehen, die sie eben erst anfangen wollen. Wenn es der Prediger nicht thut, so wird manches in der Landswirthschaft Vorträgliche weder beobachtet noch bekannt; ich mögte diesen Männern die Aufmerksamkeit lieber empfehlen, als widerrathen, kann es aber gar wohl leiden, daß man anders als ich denkt.

Die dritte Erinnerung, der ich entgegen sehe, ist die stärkste, und meine Vertheidigung dagegen die schwächste. Man kann es nämlich tadeln, daß die schon gedruckten Aufsätze noch einmal gedruckt werden. Ich gestehe, daß ihre Erheblichkeit es nicht verdient, und daß sie durch die Sammlungen, die sie zuerst aufgenommen haben, mehr Werth und mehr Ausbreitung empfangen, als sie in ihrer itzigen Verbindung nicht hoffen dürfen. Allein, es ist nicht jeder Leser dieser Anzeigen zugleich Sammler derselben, weil bey der weislich beobachteten Mannigfaltigkeit der Materien in denselben nicht alles, selten einmal das Meiste, für jeden Leser, für jeden Leser aber sicher etwas von Erheblichkeit ist. Gesetzt nun, (der Fall ist aber nicht bey mir,) die Aufsätze eines Mannes fänden gewisse Liebhaber, die sie genauer prüfen wollten, als sie in der Zeit könnten, die man zum Durchlesen der Anzeigen, wenn man sie in Gesellschaft hält, zu haben pflegt; diese Aufsätze wären aber in verschiedenen Jahrgängen zerstreut und mühsam wieder aufzufinden: so wäre es

doch diesen Liebhabern ohne Zweifel angenehm, wenn sie sie in einer Sammlung haben, und nach ihrer Absicht brauchen könnten. Ich gebe daher sowohl den Männern, von welchen man häufig kleine nützliche Aufsätze über verwandte Materien in öffentlichen Blättern antrifft und gern liest, anheim, ob sie ihren fleißigen Lesern diese Aufsätze nicht lieber in einer Sammlung vorlegen wollen, als ichs den Aufsehern über die öffentlichen Blätter vorstelle, ob sie nicht kleine Collectionen von zusammengehörigen Abhandlungen veranstalten mögten. Nicht jeder wahre und nützliche Gedanke soll zu einem Buche ausgedehnt werden: aber verloren gehen muß er auch nicht; in den öffentlichen Blättern ist er indeß in Gefahr, sich ganz zu verlieren, weil ihn, wer sie vollständig hat und binden läßt, oft nicht brauchen kann, und wer ihn gern nutzen mögte, die Anzeigen bald gar nicht, bald unvollständig geworden nicht in Ordnung hat. Mir will eine aus etlichen Jahrgängen bedächtlich gezogene Sammlung guter und verwandter Bemerkungen und kleiner Ausführungen wohl so nützlich als manches wortreiche Buch vorkommen. Hätte ich diese mit meiner gegenwärtigen Sammlung befördert: so hätte sie gewiß etwas gutes gestiftet, und ich wäre ziemlich gegen obigen Tadel gedeckt. Doch vielleicht setzt man daran aus, was ich nicht tadle, und billiget, was ich nicht vorziehe.

Inhalt der Aufsätze.

Der erste.

Versuch einer Beantwortung der von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen aufgegebenen Preisfrage: das Verhalten des Landmanns bey den verschiedenen Wetterschäden betreffend — eine Preisschrift S. 1

Der zweyte.

Sammlung von Erfahrungen über die von wohlgedachter königlichen Societät der Wissenschaften gleichfalls vorgelegte Preisfrage: den vortheilhaftesten landwirthschaftlichen Handel betreffend S. 62

Der dritte.

Gedanken bey der von königlicher Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle aufgegebenen Preisfrage: den Nutzen von Aufhebung der Gutsherrschaft über die Bauergüter bey vorhabender Gemeinheitstheilung betreffend S. 142

Der vierte.

Privatmeynung über die von wohlgedachter königlichen Landwirthschaftsgesellschaft gleichfalls vorgelegte

Preisfrage: den Schaden vom Gebrauche des Kaffee und dessen Aufhebung betreffend S. 177.

Der fünfte.

Wodurch mag ein Dorf von der Viehseuche befreyet bleiben? S. 220

Der sechste.

Sollte nicht auch der Krieg einen Einfluß in die Witterung haben?

Der siebente.

Ueber das Alter der Welt aus der Lava des Aetna S. 254

I.

Versuch einer Beantwortung der von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen aufgegebenen Preisfrage: das Verhalten des Landmanns bey den verschiedenen Wetterschäden betreffend.

Eine gekrönte Preisschrift *).

Satis prouidus erit villicus, cui licebit ante multos dies cauere ſuſpecta tempora.

Colum.

Die königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen verlangt, nach den dasigen Anzeigen von gelehrten Sachen, im 138sten Stück vom Jahr 1775 einen auf Versuche und Erfahrung gebaueten

gründlichen Unterricht für den Landmann, wie er sich bey den verschiedenen Wetterschäden in Absicht seiner Getreidefelder zu allen Jahrszeiten zu verhalten habe.

In dieser Aufgabe ist ohne Zweifel allein oder hauptsächlich auf den in den Churhannoverischen Landen wohnenden Landmann gesehen, und unter diesen vermuthlich wieder zuerst auf den, für welchen der se-

*) Sie ward im Hannoverischen Magazine St. 68, 69, 70, 74, 75 u. 76 d. J. 1778 abgedruckt.

lige Herr von Münchhausen die Anweisung schrieb *), wie unsere Saatfelder beackert und bestellt werden sollen, mithin weniger auf den Bremer und Lüneburger, da überhaupt ein Unterricht für diese wegen der Natur und Lage ihres Bodens von so ausgebreitetem Nutzen nicht seyn kann. Ich lege also in Beantwortung der Aufgabe billig die angeführte Bestellungsart zum Grunde, da sie für den mittelmäßigen sich sehr weit erstreckenden Boden gehört, der mehr Aufmerksamkeit als der beste und schlechteste verdient, und werde nun den verlangten Unterricht vom Winterfelde durchs Sommerfeld bis zum Brachfelde nach meiner Erfahrung und Aufmerksamkeit führen.

Der zum Winterkorne ledig gebliebene Acker wird bekanntermaßen gewöhnlich im Junius zum erstenmale, oder aus der Brach gepflügt **). Früher kann es bey unsern Landleuten nicht wohl geschehen, weil die allerwenigsten Zeit haben, ihn öfter als viermal zu pflügen, so gut es übrigens seyn möchte, wenn er mehrmale gerührt werden könnte, und später geschieht es immer mit Schaden gemeiniglich für mehr als eine Ernte. Es kömmt überaus viel auf diese erste Pflugart an, die doch so leicht durch eine zu trockene und zu nasse Witterung ganz misrathen kann. Gott Lob! daß die Fälle selten sind. Wenn es inzwischen den ganzen May hindurch trockenes Wetter,

*) S. dessen Hausvaters ersten Theil.

**) Ich sehe hiebey nicht auf den Edelmann, der Freyheit und Dienste hat zu pflügen, wenn er will, sondern auf den Bauer, der froh ist, wenn er im Junius den Pflug in die Brach bringen kann. Jener läßt es seine erste Arbeit im Frühjahre seyn. Siehe des Hausvaters I. Th. S. 98 ff. der 2ten Auflage. Er pflügt auch nur viermal; das Land muß dort viel weniger verwachsen.

und Anschein zu fernerer Dürre wäre, so müßte der Landmann eilen so viel immer möglich die Brach umzupflügen, ehe sie zu hart wird, wie sich bey unserm Boden, dessen meiste Bestandtheile Leim und Thon sind, so leicht begiebt. Ist er schon zu dicht, so wird er mit aller seiner und des Viehes Arbeit doch keine gleich tiefe Furche zuwege bringen, und wenn er sich darauf setzt, den Pflug zerbrechen, oder, wenn er arbeitet, wie die Herrendienste und Knechte zu arbeiten pflegen, Balken machen, das heißt, den Pflug über die Erde weggehen lassen, bis er in einer weichern Stelle wieder faßt. Diese Balken lassen sich bey der zweyten Pflugart nicht ohne die größte und aufmerksamste Mühe umlegen, bey der gewöhnlichen Arbeit der Leute gar nicht, weil sie gegen andere Erde gedrängt werden müßten; es mag daher so selten geschehen, daß man behaupten kann, in zu fest gewordenem Acker bleiben immer Balken stehen, und die werden eitel unfruchtbare Stellen wenigstens auf zwo Ernten. Wenn nun der Ackermann diesen Schaden verhüten will, so muß er ja auf die Brach bey anhaltender Dürre Acht haben und sie durchaus umbrechen, ehe sie zu hart wird. Er verläßt sich zwar darauf, daß es nach Johannis an Regen nicht zu fehlen pflegt, und scheuet die neue Arbeit einmal mehr pflügen zu müssen, wenn er früh die Brach gerührt hat. Und es ist wahr, daß er dann einmal wenigstens mehr pflügen muß, zumal, wenn es nachher viel regnen sollte: aber diese Arbeit wird ihm in der Ernte reichlich bezahlt, wie er auch selbst wohl weiß; traurig daher, unter einem Drucke zu stehen, der ihn auch eine vortheilhafte Arbeit zu meiden nöthiget, weil er die Zeit nicht sieht, wo sie unnachtheilig geschehen kann. Es ist nicht weniger aus Erfahrung wahr, daß die Regen nach Johannis zu erfolgen pflegen; aber kann man völlig sicher darauf

rechnen? Wie, wenn sie bis in den August zurückblieben, wie würde es dann um die Zubereitung des Winterfelds stehen? Müßte sie nicht ganz unterbleiben? Sie kommen gewöhnlich, aber auch nicht selten gar häufig, und nun leidet sein Acker doppelt, durch das zu späte Pflügen und durch das Pflügen eines nassen Bodens. Dieses thut jeder Landmann äußerst ungern, daher wird er aufs Abtrocknen warten und warten, den Acker sich indeß verwachsen lassen, und ihm die Zeit, sich gehörig durchzuliegen, nicht mehr geben können. Hieraus nimmt man sich die Lehre: Wenn die Bearbeitung der Brach, wodurch wir eben unsern Acker zu verbessern suchen, durch Dürre und Nässe nicht vereitelt, nicht nachtheilig werden soll: so muß nicht auf Regen gewartet, sondern zum erstenmale gepflügt werden, ehe der Boden zu hart wird. sollte es auch noch so früh im Junius seyn *). Schaden kann hieraus nicht entstehen; regnet es nachher häufig, so muß ein- oder zweymal mehr gepflügt werden, wozu der ordentliche und fleißige Ackermann noch wohl Zeit findet, und das ist der größte Vortheil seines Landes; abgewandt aber wird hiedurch ein sehr beträchtlicher Schaden, den eine anhaltende Dürre oder Nässe der ungepflügten Brach unfehlbar verursacht.

Die erste Regel:

Der Brachacker wird erst aus einander, das zweytemal wieder zusammengepflügt; und wenn es daher gewöhnlichermaßen nur viermal geschieht, so

*) Ich will hier nur einmal, ob ichs gleich in der Folge noch zwanzigmal könnte, den Schlesischen Landwirth im ersten Theile, S. 51. als Zeugen anführen, weil er sich, meines Wissens, noch nicht genug öffentlich gerechtfertigt hat. Er hat, meiner Meynung nach, sehr viel Gutes.

kömmt bey der letzten Pflugart zur Saat die Erde wieder oben auf, die bey der zweyten, die Wanne genannt, oben war, wenn nämlich bey häufiger Näsſe die Erde nicht krümelt, sondern an einander hangen bleibt. Hieraus folgt, daß das Unkraut in der Oberfläche der Wanne, besonders die Queckenwurzel, welches bey der dritten Pflugart wieder unten zu liegen kömmt, und von der Egge, zumal in der Näsſe, nicht erreicht werden kann, bey der vierten wieder in die Oberfläche gebracht, und durch das Eggen des nun besäeten Landes sicher nicht einmal größtentheils ausgerissen wird. Was nun hieraus entsteht, sieht man leicht: das Unkraut nämlich kömmt ehe als der Rocken und tödtet ihn meistentheils, wenn es bey lange ausbleibendem Froste noch hoch wachsen kann. Ich hatte mirs zwar schon viel früher zur Regel gemacht, aus jener sehr begreiflichen Ursache die Wanne nicht verwachsen zu lassen, hätte aber doch den Nachtheil davon so groß mir nicht vorgestellt, als ich ihn 1771 sahe. In diesem Jahre, da es vom Junius bis in den October fast täglich regnete, ließ ein sonst sehr erfahrner Landwirth und Beamter die Wanne eines Brachfeldes, nachdem sie gehörig geegget war, oder mußte sie vielmehr der langsamen Ernte wegen so lange liegen lassen, daß sie ganz grün ward und gemähet werden konnte. Als nachher der Rocken gesäet war, zeigte es sich um Advent, daß der Acker keinen Rocken, sondern eitel Gras und Unkraut hatte, und im Frühjahre mit Gerste bestellt werden mußte. Man wollte zwar den Schnecken, woran es freylich den Herbst nicht fehlte, Schuld geben; allein wo sie anderwärts den Rocken vertilgt hatten, da sahe der Acker, wie er wohl bey diesem Ungeziefer immer auszusehen pflegt, schwarz aus, und nicht grün, so grün wie eine Wiese. Grund und Erfahrung machen es also zur Regel:

Die zweyte Regel. Bey nasser Witterung muß man durchaus die Wanne rühren, ehe sie grün wird, falls es das wiederholte Eggen nicht zu verhindern vermag. Ich kenne die Hindernisse, sie lassen sich aber heben, wenigstens mit geringerm Schaden, als wenn man die Wanne verwachsen läßt, als woher nicht allein der Verlust des Rockens, und eine geringere Ernte im nachmaligen Sommerfelde, sondern auch die Nothwendigkeit entsteht, das Land, wenn es wieder rein und gestärkt werden soll, gleich nochmals brach liegen zu lassen, und die Brachfrüchte darüber zu verlieren. Das eine Hinderniß macht die Ernte, die den Hauswirth mit Leib und Seele ins Winter- und Sommerfeld zieht, so daß er die Brach, welche unbestellt liegt, nicht sieht, gar vergißt, und wenn er daran denkt, doch ihre Bearbeitung den Erntegeschäfften nachsetzen zu müssen glaubt. Nun muß man zwar jeden Landmann nach seinen örtlichen und persönlichen Umständen billig beurtheilen, unter welchen ihm wohl nicht möglich ist, was ein anderer bequem beschicken kann; allein so viel ist ausgemacht, daß die Wirthschaft Fehler hat, dabey man die Wanne verwachsen lassen muß. Ich will hoffen, daß es derer nur wenige geben soll, und daß die verbessert werden können; in den allermeisten ist es sicher möglich, daß man die Wanne in Gedanken und vor Augen behält, und sie, wenn es nöthig wird, mitten in der Ernte rührt, und dabey möglich, daß es ohne Nachtheil der reifen und trocknen Früchte verschiedener Art geschehen kann. Gesetzt aber, man litte einigen Schaden daran, daß man einen halben Tag den Pflug statt des Wagens braucht, so kömmt der gar in keinen Anschlag gegen den, welchen eine verwilderte Wanne, wie schon gezeigt ist, verursacht. Das andere Hinderniß sie zeitig genug zu rühren ist die Furcht, es möchte der dritten und vierten

Pflugart begegnen, was man bey der Wanne verhütet hat. Pflügen wir sie, heißt es, sobald sie nach dem Eggen wieder grün wird, welches bey nasser Witterung in der Mitte, auch wohl im Anfange des Augusts geschehen könnte, so wird die dritte Pflugart verwachsen, weil man nicht vor Ausgang des Septembers, gemeiniglich im October erst säet, mithin zum leztenmale pflügt; oder, wenn wir, um das zu verhüten, früh im September Saatfurche machen, und im folgenden Monate erst säen, so hat die indeß Zeit grün zu werden; ist es also in feuchtem Wetter nicht zu vermeiden, daß unsere Brach wenigstens einmal grün wird: so mag sie es in der Ernte werden, wo es schwerlich ohne Nachtheil der reifen Früchte zu verhindern steht. Ich muß aber, mit Erlaubniß dieser Wirthe, ihre Aufmerksamkeit und ihre Erfahrung bescheiden bezweifeln. Sie müssen wohl den Schaden nicht beobachtet haben, den eine verwilderte Brach verursacht, und bey der Erfahrung davon dem eigentlichen Ursprunge nicht nachgegangen seyn, sonst müßten sie wissen, daß es nicht gleichviel, und warum nicht gleichviel ist, welche Pflugart man verwachsen läßt. Auch müssen sie keine Erfahrung gemacht haben, wie wenig es schadet, wenn einmal die Saatfurche verwächst, folglich wohl keine früh gepflügt haben. Man kann sie sicher in vier Wochen vor dem Säen machen, und es schadet gar nichts, wenn sie bewächst *); aus der nun lockern Erde reißt begreiflich die Egge alles los, was aus der Oberfläche seit vierzehn Tagen aufgeschossen, und es würde auch, wenn man es auf dem Acker liegen ließe, wie doch ein guter Wirth nicht thun wird, nicht leicht wieder einwachsen, weil es dazu jezt nicht mehr warm genug, und der stark sprossende Brachrocken

*) S. des Hausvaters ersten Theil, S. 165.

vermögend ist, das oben aufliegende Unkraut von der Erde zu heben und sein Einwachsen zu verhindern. Es ist noch etwas hierbey zu sagen übrig, das aber am besten bey der vierten Regel vorkömmt, der ich guter Ordnung wegen die folgende vorsetzen will.

Die Erfahrung beweist es, ob ichs gleich nicht chemisch zergliedern kann, daß der Rocken wie der Weizen, doch jener besonders, häufig zurückbleibt, wenn der Acker, der gepflügt oder besäet werden soll, leicht übergefroren, oder nur stark bereift ist. Wie geschmolzener Schnee den schon sehr bewurzelten und begraseten Rocken tödtet, so ist der aufgelöste Reif des Keimes Gift, der sich entwickeln soll *). Der

Die dritte Regel.

Landmann mache sich daher das Gesetz: Man muß die Zubereitung des Winterfeldes so eifrig betreiben, daß man vor allem Froste säen, oder wenigstens dessen völliges Aufthauen abwarten kann. Es trägt sich freylich Gott Lob! nur selten zu, daß der Winter anhaltend um Michaelis schon eintritt: wer kann aber auf beständig sicher dafür seyn? und wie würde es den Landmann zurückbringen, der dann seinen Rocken noch nicht in der Erde hätte? Nicht aber bloß aus dieser Besorgniß, die einige bisherige lange Herbste gewiß noch nicht verdrängt haben, ist ihm obige Regel zu empfehlen; sondern deswegen hauptsächlich, damit er keine gefrorne oder bereifte Erde unterzupflügen nöthig habe. Denn, wenn sie auch nur schadet, wie andere nasse Erde, die kein guter Landwirth leicht pflügt, so schadet sie schon genug, und so viel schadet sie aufs wenigste, aber sicher viel mehr. Doch, ich werde nicht nöthig haben, mich weitläuftiger hiebey aufzuhalten: jeder Landmann fürchtet Frost und Nässe, er wagt

*) S. des Hausvaters ersten Theil, S. 157.

aber eine spätere Bestellung aus einer Ursache, die ich im folgenden Abschnitte untersuchen, und so weit ich kann, heben will.

Nach vorstehenden Regeln, kann er sagen, soll ich, um die Brach das erstemal gehörig tief und bey trocknem Wetter pflügen zu können, den Acker umarbeiten, ehe er zu dicht wird und ein erweichender Regen nöthig ist, müßte es auch im Anfange des Junius oder gar am Ende des May geschehen; soll ich durchaus die Wanne nicht verwachsen lassen, wenn sie auch in oder gar noch vor dem August gerührt werden müßte, und soll ich möglichst fertig seyn, vor allem Froste säen zu können: was wird denn aber aus dem so früh gesäeten Rocken in einem langen, warmen und nassen Herbste werden? Uebertreiben wird er sich so sehr, daß das Land im Frühjahre entkräftet und eine schlechte Ernte zu fürchten ist. Diese Einwendung hat in wärmerer, mit Sand vermischter und auf einem Gesteine liegender Erde vielen Grund, in unserm leimigen, kalten Boden aber ungleich weniger, und den kann man gänzlich durch folgende Regel heben: Man muß den Saatrocken so trocken machen als möglich, und alten, oder vorjährigen Weizen, beydes aber in recht trockene Furchen säen. Wenn sich der Rocken im Herbste verwächst, so ist fast gar nicht die Witterung, sondern die frische Furche und das frische Korn Schuld. Wie der Rocken auf der Scheure zur Einsaat gereinigt ist, so pflegt er gleich fest gesäcket und gesäet zu werden; ehe oft noch die Endfurchen gepflügt sind, fängt der Säemann schon an, den Mittelrücken zu bestreuen. Dies sind die beyden Fehler, woraus das Verwachsen entsteht, der Herbst hat nichts leicht Schuld. Es sind bekannte Grundsätze, daß frisches Korn in einer frischen, feuchten Furche geschwind keimt und treibt: er muß also mit Gewalt in die Höhe

Die vierte Regel.

wachsen, der Rocken, den man eben aus bedecktem Stroh, worunter er nicht ausdünsten konnte, gebracht, und den man, sobald er frey geworden, als wenn er nicht ausdünsten sollte, gleich wieder in einen dichten Sack schüttet, und nun daraus in eine feuchte Furche streuet, mit feuchter Erde bedeckt. Daß schlechte Ernten allein hierin ihren Grund haben können, habe ich, um es gewiß zu wissen, genug gesehen; auszuführen aber brauche ich es nicht, da der Herr von Münchhausen *) es schon gethan hat, wie ich denn auch die Anweisung, den Saatrocken zu trocknen, nicht nöthig habe herzusetzen, da es ohne Zweifel zur vollständigen Beantwortung nicht erfodert wird, aus einem bekannten Buche abzuschreiben. Könnte ich nur dafür dem Bauer, der keinen bretternen Boden hat, zu einem Platze verhelfen, wo er den Saatrocken trocken schaffen könnte! Ich bin so sehr dafür, daß ich wünsche, es ließe sich noch bey den alten und künftig bey allen neuen Wirthschaftsgebäuden einrichten, einen Boden zum Korntrocknen zu haben. Bis dahin muß inzwischen der Landmann auf der wärmsten Kammer seines Hauses den Saatrocken so trocken, als er werden kann, zu machen suchen, wenn er nicht lieber einen räumlichen Backofen dazu brauchen, und den gehörigen Grad von Hitze sich bekannt machen will. Gegen alle künftige nachtheilige Witterung kann er seinen Rocken nicht mehr stärken, als wenn er ihn möglichst ausgetrocknet in eine möglichst trockene, recht lange offen gestandene Saatfurche streuet. Er weiß es hie und da,

*) S. dessen Hausvaters ersten Theil, S. 168 und 143 ff. auch den fünften Theil, S. 959. und anderw. Herr Reichardt empfiehlt das Trocknen des Rockens gleichfalls, s. L. u. G. S. 5ten, Th. S. 107.

der Landmann, daß es die reichsten Ernten giebt, wenn sich der Rocken, wie ers nennt, im Herbste quälen muß, ehe er aus der Erde kömmt; dennoch verdachten es in meinem Dorfe die übrigen einem Landwirthe, der auch in dem sehr trocknen Herbste 1766 erst alle sein Winterfeld in Saatfurche setzte, ehe er säete. Da wegen zu großer Dürre aus diesen Wochen lang offen gestandenen Furchen nicht ein Viertheil des Rockens vor Winters auflief, so wurde ihm ein großer Schaden geweissagt. Er hatte indeß die vortrefflichste Ernte, die aber mit allen Erklärungen und Beyspielen nicht beydes, trocknen Rocken in eine trockene Furche zu säen, sondern nur das letzte, nur bey den meisten, und nur wenn im September Zeit übrig war, Saatfurche zu pflügen, ausgerichtet hat. Wo er sich bedeuten läßt, der Bauer, da kann ihm in der Gegend, die ich gleich im Anfange angegeben, nichts Heilsamers in Absicht seines Rockenfeldes gegen alle verschiedene Wetterschäden gerathen werden, als daß er seine Furchen austrocknet und seinen Rocken. Jenes nimmt auch der vorjährige Weizen gern an, ob er gleich noch ehe Nässe verträgt. Es ist hoffentlich nun bekannt und ausgemacht genug, daß er dem frischen darum vorgezogen wird, weil sich kein Brand daran setzt, der bey diesem in manchem Jahre auch durchs Einkälken kaum verhütet werden kann. Aber sicher unnöthige Sorge ist es, daß er bis kurz vor der Ernte im Stroh bleiben und in der Spreu liegen muß, wenn er auflaufen soll; eine Frucht des alten Irrthums, daß das Winterkorn zeitig keimen muß. Ich habe immer meinen Weizen im Froste dreschen und rein machen, und dann den ganzen Sommer auf einem Dielenboden liegen lassen; dennoch lief er immer zu dick, weil mein Säemann aus Furcht, es möchte zu viel ausbleiben, nicht zu bedeuten war, dünne zu säen. Als 1772 der Hagel

unser Winterfeld so zerschlug, daß ein Morgen Rocken nur fünf Himten gab, da erntete ich doch von diesem eben so hart getroffenen Weizen noch zehn gehäufte Himten. Da man nun auch bey vorjährigem Weizen von einer trocknen Furche zuverläßig keinen Schaden, bey dem Rocken aber den größten Vortheil hat: so bleibt dem Landmanne nicht allein keine Ausflucht übrig, die ersten drey Regeln zu befolgen, von welchen die Folge ist, daß er das Brachfeld zeitig, mit Anfang des Septembers schon in Saatfurche setzen muß, um den Schaden von Dürre, Nässe und Frost zu vermeiden; sondern er wird auch durch ihre Beobachtung ausrichten, daß er dieser schädlichen Witterung ungeachtet im künftigen Jahre eine schöne Ernte erwarten darf. Wen die Dürre so klug macht, das Brachfeld künftig früher zu pflügen, ehe es verhärtet, die Nässe so klug macht, die Wanne nicht verwachsen zu lassen, beyde Witterungen so klug machen, frühe Saatfurche zu pflügen, und endlich ein zeitiger Frost so klug macht, zeitig zu säen und das Verwachsen in einem etwa sehr gelinden Herbste durch ausgetrockneten Rocken zu verhindern, den können diese nachtheiligen Witterungen zum guten Wirthe und wohlhabenden Manne machen. Es pflegt keine Remission gegeben zu werden, wenn sich der Bauer hat die Trockniß hindern lassen, die Brach überhaupt bearbeiten, oder zeitig und zur wahren Verbesserung des Ackers bearbeiten zu können; wenn er, besonders in einem nassen Jahre, die Wanne so hat verwachsen lassen, daß er eitel schlechte Ernten erhält, bis er den verwilderten Acker in einer neuen Brach wieder reiniget und verbessert; wenn er sich durch Frost und Reif den Acker entweder ganz zu Winterkorne verschließen, oder nur verschlimmern läßt; und wenn er endlich gegen nachtheilige Witterung sein Winterfeld durch trockene Furche und Saat nicht

möglichst sichert. Hierauf wird keine Remission gegeben; daher diese Fehler schädlicher als Hagelschlag, Mäuse- und Schneckenfraß werden können. Im Jahre 1766, da es vom Julius an fast gar nicht wieder regnete, blieb mancher Brachacker, weil er nicht mehr zu bearbeiten war, unbestellt; 1771 war vom Junius an fast kein Tag ohne Regen, und die da eingerissene Verwilderung konnte zum Glück 1774 von denen wieder vertilget werden, die eben die Aecker wieder brach liegen lassen konnten: wer es nicht konnte oder versäumte, fühlt sie noch; 1739 ward es so früh Winter, daß sehr viele Aecker nicht mehr bestellt werden konnten; und der Jahre sind viele, wo man schon den Rocken, der aus einer trockenen Furche aufgewachsen, sich vor dem andern auszeichnen sieht, nur der Landleute noch wenige, die ihn auch trocken hinein säeten. Die Wichtigkeit dieses Unterrichts hat mich weitläuftig gemacht; möchte ihn doch die Servitut, die Brach zur Schafweide bis in den Julius liegen lassen zu müssen, nirgend vergeblich machen!

Die fünfte Regel:

Wenn Erbsen, Bohnen und Wicken in die Brach gesäet werden, so wird gewöhnlich dazu nur einmal, und nachdem sie abgeerntet, noch dreymal gepflügt. Da dies Land wohl drey Monate Luft und Sonne wenig genossen, und, wo die Früchte nicht dick gestanden, viel Unkraut gezeugt zu haben pflegt, auch, zumal wenn es Bohnen getragen, erst spät im August leer wird: so fließt die Lehre daraus: Man muß das Stoppelfeld, sobald es möglich, an einem trocknen Nachmittage wenden, vierzehn Tage wenigstens in offener Furche stehen lassen, und sich bestreben, es in der zweyten Hälfte des Septembers in die Saatfurche zu bringen, worin es wiederum wenigstens vierzehn Tage zu lassen ist. Der Zubereitung dieses Feldes

zu Winterfrüchten ist die Witterung selten schädlich; aber der geringe Einfluß der Witterung auf dasselbe desto schädlicher. Selbst 1766 in einem der trockensten Sommer konnte man es bequem wenden: denn es ist schon einmal im Frühlinge gepflügt, und hat unter seinen Früchten, und selbst unter seinem Unkraute so viel Feuchtigkeit behalten, daß es nie dem Pfluge widersteht, und da am wenigsten, wo es gedüngt ist. Versäumt und weniger fruchtbar zum Rocken wird es daher hauptsächlich dadurch, daß man es unbedächtlich hindert, sich in freyer Luft und Sonne wieder zu stärken und seines Unkrauts sich zu entledigen. Es muß mithin unverzüglich umgewandt werden, damit die so lange unten gelegene Erde, die, besonders bey nasser Witterung, da sie nicht genug aus einander fällt, oben aufkömmt, wenn der Rocken gesäet wird, bald möglichst an die Sonne gebracht werde. Je trockner man die mit Unkraut bedeckte Oberfläche umlegen kann, desto eher welkt es, und desto weniger schlägt davon wieder durch. Durch das baldige Pflügen an einem trocknen Nachmittage richtet man also aus, daß die bisher bedeckte Erde die Sonne so lange sehen kann, bis entweder das Unkraut wieder durchwächst, da denn gleich geegget werden muß, oder, wenn das in trockner Zeit zu lange währen sollte, bis der September die dritte Pflugart nothwendig macht. Diese Furche kann nach wenigen Tagen geegget werden, und jetzt wird man sehen, ob die Wanne lange genug offen gelegen und trocken genug gepflügt war, wenn nämlich die Egge ihre Dienste gehörig thun kann. Denn jetzt muß sie dem verkrauteten Lande den größten Nutzen schaffen und es reinigen. Kann sie das, so ist die Wanne trocken genug gepflügt und lange genug offen gewesen, und eins von beyden hat gefehlt, wenn sie es nicht kann, oder das Unkraut noch nicht los geht. In

beyden Fällen ists nun am besten, gleich nach weggeschafftem Unkraute Saatfurche zu pflügen, welches mit dem größten Nutzen acht Tage nach dem Rühren, oder der dritten Pflugart geschieht, damit die Erde, welche das Korn aufnehmen soll, lange genug an der Sonne liegen, mürbe genug werden, und das noch fest haltende Unkraut, wenn die Saat geegget wird, desto williger fahren lassen möge, und man auch mit diesem Lande zeitig genug fertig sey, es gleich nach bestellter Brach eben so trocken wie diese zu besäen. Die gegebene Regel soll also, wie man sieht, den fast nur einzig zu befürchtenden Wetterschaden, den nämlich vom Mangel hinlänglichen Einflusses der Witterung in dieses lange bedeckt gewesene Land, abwenden.

Fast gleiche Bewandtniß hat es mit den Brachfrüchten, wozu viermal, und nach deren Aberntung noch zweymal zum Rocken gepflügt wird; Flachs und Sommersaat, oder Rübesaamen sind die gemeinsten. In Absicht der Flachsbestellung ist so viel Unterschied, daß sich von der Zubereitung des Landes dazu gar nichts Gewisses sagen läßt. Ich will indeß die nehmen, die mit der zum Rübesaamen einerley zu seyn pflegt, und am ersten einer Verbesserung in Rücksicht auf die Witterung bedarf. Man düngt und pflügt, besonders in meiner Gegend, zu diesen Brachfrüchten erst im Frühlinge, aus keiner andern vernünftigen Ursache, als weil die langsame Winterfeldsbestellung, und die erste Pflugart zum künftigen Sommerfelde, die man Fälgen oder Strecken zu nennen pflegt, selten zum Pflügen des Flachslandes noch Zeit verstatten. Ich muß aber folgende Regel festsetzen: Wenn die Witterung dem Flachse am wenigsten schaden soll, so muß das Land vor dem Winter tief gepflügt und besonders die Wanne sorgfältig geegget werden, damit der Bo-

Die sechste Regel.

den möglichst locker und rein sey. Je reiner er ist, desto weniger wird das im nassen Sommer so häufig wachsende Unkraut den Flachs überziehen können *). Im Jahre 1771 habe ich gesehen, daß mancher Flachsacker ganz verloren gieng, weil man in Hoffnung trocknerer Witterung das Jäten von einem Tage zum andern verschob, worüber das Unkraut so überhand nahm, daß nun das Jäten unterbleiben und der Flachs untergepflügt werden mußte. Jeder Ackermann weiß es, wie nöthig und gut dem so geschwind keimenden Leinsaamen ein recht lockeres klares Land ist; er egget es daher recht sorgfältig, und würde, wenn er es nicht thäte, von der Magd, die jäten und aufziehen muß, gescholten werden. Nun ist aber eben so bekannt **), daß ein vor Winters tief gepflügter Acker durch Frost, Schnee und Regen so locker wird, daß die Erde schon krümelt, wenn man ihn im Frühlinge wendet; läßt man nun diese im Anfange des Aprils vorgenommene Pflugart so lange in der Furche stehen, bis sich das Unkraut zeigt: so ist die Egge jetzt schon vermögend so viel davon zu vertilgen, daß die dritte Pflugart und die der langsam in vierzehn Tagen folgende Egge nicht viel mehr zu tödten findet. Es ist ferner bekannt, daß der Flachs, weil er so dicke gesäet wird, so zeitig läuft, aufschießt und den Boden bedeckt, nicht viel Nässe braucht, und sich bey häufigem Regen leicht legt und verdirbt; die in-

*) Ob er gleich vom frühen Flachse redet, Herr Reichardt L. u. G. S. im 5ten Th. S. 168 ff. so bestätiget er doch fast alles, was ich sage.

**) Ueber den Vorzug der Bearbeitung des Landes im Herbste, wovon ich alle Erfahrung und Ueberzeugung habe, will ich, wo er noch bezweifelt werden sollte, nur auf des Herrn Lueder fünften Brief über die Bestellung eines Küchengartens in Niedersachsen, verweisen.

nere Feuchtigkeit kann man aber nicht besser vermindern, als wenn man Zeit genug hat, die Wanne lange offen stehen zu lassen; und die hat man, wenn zum erstenmale schon im Herbste gepflügt ist. Bey dieser Zubereitung des Ackers wird der Flachs nicht leicht in nasser Witterung durch das Unkraut überzogen werden, und in trockner Zeit nicht leicht im Wachsthum stehen bleiben, weil die im Lande steckende Winterfrucht kaum ganz von Wind und Sonne vertrieben werden kann. Bey der gewöhnlichen Bestellungsart aber pflegt der Flachs, dies so wichtige Produkt, in zu nassem und zu trocknem Wetter gar leicht zu mißrathen, und es muß billig niemanden wundern. Denn, da der Lein um Johannis gesäet wird, so muß in einer mit vieler andern Arbeit besetzten Zeit von zehen, höchstens zwölf Wochen, der Acker viermal gepflügt werden, und ohne Winterfrucht bis zur dritten Pflugart so steif bleiben, daß ihn die Egge weder genug reinigen, noch mürbe genug machen kann, wenn auch recht dienliche Witterung dazu da ist; bey herrschender Näsſe oder Dürre aber kann das Land keine andere als höchst mangelhafte Zubereitung empfangen, und eine geringe Flachsernte also leicht voraus gesehen werden. Wer sie demnach, der ungünstigen Witterung ungeachtet, möglichst gut erwarten, und dabey seinem Lande eine vorzügliche Reinigung verschaffen will, der muß es vor Winter recht tief pflügen, wofür ihm auch noch der auf den Flachs folgende Rocken danken wird. Und geschehen kann es, sobald man die angegebenen ersten fünf Regeln befolgen, den Acker zum Winterfelde zeitiger bereiten und dessen Bestellung spätstens gegen die Mitte des Octobers vollenden will.

Nach gezogenem Flachse wird der Acker gewöhnlich noch zweymal gepflügt und dann mit Rocken besäet, der aber gegen jede böse Witterung der em-

pfindlichste und daher gemeiniglich der schlechteste zu seyn pflegt. Der Bauer schiebt alle Schuld davon auf das ausgezehrte Land; und so wahr es ist, daß sowohl Rübesaamen als hauptsächlich Flachs den Acker schwächen, so unrichtig doch zugleich, daß die Cultur nichts, vielleicht nicht gar viel dazu beytrage. Ich will es daraus deutlich zu machen suchen. Die mancherley Arbeiten, womit der gezogene Flachs alle Hände auf einem Bauerhofe beschäftiget, verursachen, daß der Acker noch wohl acht und mehr Tage ungerührt bleibt, mithin gegen die Mitte des Septembers zum ersten, und um, auch wohl nach der Mitte des Octobers zum letztenmale gepflügt und mit Rocken besäet wird. Es soll also dieselbe Oberfläche, die den Flachs getragen und seit Johannis beynahe gar keine Sonne gesehen, in der letzten Hälfte des Octobers schon wieder stark genug seyn, beynahe neun Monate Rocken zu nähren; und wer begreift nun nicht, daß der bey der besten Witterung sehr mittelmäßig, und bey Ost- und Nordwestwinden, besonders aber im trocknen Herbst und Vorsommer, dünne stehen und kleinährig werden muß! Ich behaupte demnach: Wenn der Flachsrocken am wenigsten durch die Witterung leiden und möglichst gerathen soll, so muß das Land zum Flachse vor Winters und nach dessen Ernte nur noch einmal zusammengepflügt und dünne besäet werden. Durch den schon empfohlnen tiefen Herbstpflug empfängt das Land Winterfrucht und eine Lockerheit, die der Flachs nicht verzehren, nicht vertreiben kann, wenn zumal guter Dünger in der Wanne dazu kömmt; und es wird hiedurch, und durch das nachmalige Jäten so rein, daß das Eggen nach gesäetem Rocken nicht allein mit Wirkung geschehen, sondern auch hinlänglich ist, das etwa noch aufgewachsene Unkraut völlig zu vertilgen. Wie es nun

Die siebente Regel:

bey diesen Umständen möglich ist, das Flachsland mit einer Pflugart zum Rocken zu bereiten: so ists dabey äußerst vortheilhaft, weil es nun der Sonne und Luft wieder so lange offen gewesen, bis die Witterung zur Bestellung des Rockens räth, der nun wohl getrocknet in einer so trocknen Furche sich Zeit genug nehmen muß, des Landes Kräfte zu fodern, und ihm Zeit genug gönnt, sich einigermaßen wieder zu stärken. Im Herbste 1768 lag unser Winterfeld an einer sanften Anhöhe gegen Morgen, und der auf Flachsland gewöhnlichermaßen nach zweymaligem Pflügen in eine frische Furche bestellte frische und dick gesäete Rocken ward, weil er noch höher schoß, von denen, die bey dem Ackerbaue sehen und nicht denken, für Brachrocken angesehen; als aber im Frühjahre 1769 ein anhaltender sehr strenger Ostwind wehete, ward der gute Flachsrocken so dünne, daß der auf Rübeland ihn übertraf: denn diesem Feinde konnte weder die hohe, gleichsam durch ein flüchtiges Feuer aufgetriebene Pflanze, noch der seiner letzten Kräfte völlig beraubte Acker widerstehen; man sahe jene häufig verwelkt liegen und die übriggebliebenen kümmerlich fortwachsen. Ueber die Witterung hat kein Sterblicher zu gebieten; was wir gegen ihre Härte thun können, ist, daß wir möglichst unsern Acker und seine Pflanzen stärken, und ihn, wenn er schwach ist, damit nicht überladen. Nun kann es jeder, der es noch nicht weiß oder nicht begreifen will, aus der Erfahrung lernen, daß vor Winters tief gepflügter Acker ungleich stärker ist als der im Frühlinge geöffnete, welchem die gewöhnlichen scharfen Winde die nur durch eine feste Oberfläche eingedrungene geringere Winterfrucht leicht ganz entziehen; da wir nun den zum Flachse bestimmten Acker am schärfsten angreifen wollen, so müssen wir ihm auch diese vorzügliche Stärke, die die Winterfurche an sich zieht,

verschaffen. Der gegen Sonne und Luft mit dick stehendem Flachse ganz bedeckte Acker verliert beyde wohlthätigen Einflüsse, und doch soll er in wenigen Wochen wieder tragen, nicht auf einige, sondern auf viele Monate tragen; was muß ich nun thun? ihn gleich, sobald seine Bedeckung weggeräumt ist, durch den Pflug öffnen und der Sonne und Luft so lange es möglich bloß stellen. Wer ihm jetzt den zweyten Dünger geben kann, thut sehr wohl; das können aber nur die allerwenigsten. Auf einem benachbarten Amte säet man den Lein auf ungedüngtes, aber im Herbste gepflügtes Land, und der Flachs geräth ohne Ausnahme besser als da, wo man im Frühlinge pflügt und düngt; dann wird der Acker gerührt, mit der Hürde beschlagen, und, wie gewöhnlich, gleich darauf in frische Furche bestellt. Das muß wohl vortrefflichen Rocken geben! Ja, im Herbste, in gelindem, feuchtem Herbste; aber desto elendern, wenn der Frühlingsostwind dies flüchtige Feuer vom Schafdünger ausgelöscht hat. Man hat hier schon lange aus Erfahrung gelernt, daß dieser Flachsacker in der nächsten Brach ruhen und gestärkt werden müsse; und das ist auch sehr zu rathen, da der feurige Hürdeschlag seine letzten Kräfte in Bewegung gesetzt und erschöpft hat. Ich würde ihn nicht brauchen; meine offene Furche ist dem Lande eine mehr stärkende Ruhe, als der flüchtige, und doch dabey scharf angreifende Beystand vom Hürdelager. Mattes Land muß begreiflich vor dem Winter gerade am wenigsten angestrengt, mithin seine Pflanze vom geschwinden Wachsthum am meisten abgehalten werden; das geschieht durch möglichst trockene Furche und Saat. Mattes, aber doch reines Land, muß sicher am wenigsten mit Pflanzen überladen werden, nähren und erhalten kann es sie nicht; es ist allgemeine Erfahrung, daß im Frühlinge der Flachsrocken immer

der dünnste ist, und es mag vielleicht anderwärts wie hier seyn, daß man nämlich dies Land am stärksten besäet: folgt nun nicht, daß viele seiner Pflanzen verwelkt sind? Wer darauf achtet, kann es sehen. Waren es aber Pflanzen, so haben sie, um es zu werden, des Landes Kräfte gebraucht, folglich auch erst vermindert, ehe sie starben. Offenbar muß man also Flachsacker dünne mit trockener Saat in trockener Furche besäen, so wird weniger Rocken verschwendet, das Land weniger geschwächt, und selbst bey der ungünstigsten Witterung davon geerntet, was billig erwartet werden kann. Ich habe hiemit ein großes Vorurtheil bestritten, an der Ueberwindung zweifle ich bey vielen Landleuten; meine Weitläuftigkeit wird man daher doch entschuldigen.

Die letzte Brachfrucht, nach welcher man noch, wenn es der Frost erlaubt, Rocken zu säen pflegt, ist Rübe und Kohl. Da man bey ihrer so späten Ernte den Acker zu wenig zum Rocken bereiten, folglich nur wenig erwarten kann: so wünschte ich, der Landmann nutzte seine Gärten besser, und ließe nicht so manche Stelle um seinen Hof her mit Nesseln bewachsen, damit er die unentbehrlichen Vorspeisen mehr in der Nähe haben, bequemer warten, und ganz aus dem Felde lassen könnte. So lange sie indeß zu den Getreidefeldern gehören, muß der Schaden von der Witterung möglichst abgewandt werden; und dazu gebe ich folgenden Unterricht: Man muß das Kohl- und Rübeland durchaus vor dem Winter, und das letzte besonders tief pflügen, möglichst nahe am Wasser wählen, und bey Erwartung feuchter Witterung bestellen. Kohl und Rübe kennen kein größeres Hinderniß ihres Gedeihens als trocknes Wetter: jener wächst dabey nicht ohne mühsames Begießen, und doch nicht allgemein an, und nur sehr langsam fort; und diese frißt der

Die achte Regel:

Erdfloh, sobald sie zum Vorschein kömmt, daher wir 1766 weiter keine behielten, als die das Ungeziefer nicht verzehren konnte. Da nun das Land ungleich mehr innere Frucht hat, und seine Pflanzen nicht leicht verwelken läßt, wenn es den ganzen Winter hindurch offen gelegen, so ist der Herbstpflug das erste, was man zum Gedeihen dieser Früchte in trockner Zeit thun kann. Wie der tiefe Pflug diese Absicht befördert, so dient er besonders den Rüben zum Wachsthum in die Länge, da sie sonst in festem Boden nicht eben länger, als er durch den Pflug aufgelockert ist, zu werden pflegen, und dient zugleich, den etwa selten fallenden Regen länger zu bewahren, welchen sonst die heiße Sonne aus einer flachen lockern Oberfläche bald wieder heraus zu ziehen vermag. Man sieht bey dem Kohllande leicht, warum ich rathe, es in der Nähe von Wasser, wenn es möglich ist, zu bereiten, weil man nämlich die Pflanzen ohne alles Begießen selten zu erhalten vermögend ist. Auch die Rüben ließen sich bey dieser Nähe retten, wenn man die Kosten daran wenden wollte, wie in der Gegend, wo sie so häufig gespeist und zum besten Winterfutter der Kühe gebraucht werden, wohl zu rathen wäre. Ich kann es durch meine Erfahrung bestätigen, daß der Erdfloh auf nasse Pflanzen nicht geht: wer sie also bewahren will, darf sie nur nicht trocken werden lassen *). Nehme ich nun einen Morgen Land und in der Nähe Wasser an, so ist eine Person mit einer gewöhnlichen Gartenbrause schon vermögend, einen solchen Acker den Tag über stets naß zu erhalten, wenn zumal es ihr an bequem gestellten Gefäßen nicht fehlte, die sie, so lange der Thau auf den Pflanzen liegt und das Begießen unnöthig macht,

*) S. Reichardts Land- und Gartenschatzes sechsten Theil, S. 249.

mit Wasser füllen kann. Es wird selten sechs Tage nöthig seyn, weil Pflanzen, die man bey warmem Sonnenschein nie lange trocken stehen läßt, schnell wachsen, und dadurch dem Stiche des Erdflohes bald genug entwachsen. Sechs Tagelohne, oder 1 Rthlr. 12 Mgr. aufs höchste möchte es daher etwa kosten, einen Morgen Rüben in heißer Witterung zu erhalten; und wer ihn mit diesem Aufwande retten kann, hat gewiß sein Geld sehr gut angelegt. Das größte Hinderniß wird indeß immer der Wassermangel seyn, dem aber in der Gegend, die auf Leim oder Thon steht, und die ich hauptsächlich vor Augen habe, leicht abzuhelfen wäre, wenn sich nützliche Dinge so leicht, als sie nützlich sind, möglich machen ließen. Ich will indeß meinen Vorschlag hier in Verbindung mit Erhaltung der Rüben, wo er gleich vor der Faust weg verworfen werden möchte, nicht anbringen, sondern bis zu einer Zeit, wo es auf Erhaltung des Rockens ankömmt, und ehe darauf geachtet wird, versparen; da es übrigens jeder Landmann weiß, wie leicht Kohl und Rüben in trockner Zeit verloren gehen, und daher mit Bestellung derselben immer auf den Anschein von Regen wartet, darüber aber, wenn er zu lange zurückbleibt, die Zeit versäumt, und sein Land zu trocken werden läßt: so wird er wenigstens wünschen, zum Begießen Wasser in der Nähe zu haben, und, wo es angeht, dies Land wenigstens in diese Nähe bringen. Einer meiner Nachbarn verlor drey Jahre hinter einander seine Rüben ohne Schuld der Witterung, weil er sie zufälliger Weise zwischen zween Wickfutteräckern bestellt hatte, aus welchen, wie er das dritte Jahr bemerkt haben wollte, und auch sehr wohl seyn kann, durch das tägliche Abmähen die Erdflöhe auf seinen Acker verjagt, oder vielmehr durch die jungen Rüben gelockt waren. Diese Bemerkung gehört zwar nicht eigentlich, sondern nur in

so weit hieher, als sie lehrt, daß öfter der Witterung Schuld gegeben werden mag, was doch wirklich Insekten veranlassen. Hätte sonst niemand Rüben gebauet, so müßte ihr Misrathen ohne Widerrede am Jahre gelegen haben.

Der Kohl- und Rübeacker kann, wenn diese Früchte, die letzten besonders, erst spät im October abgeerntet sind, nur noch einmal zum Rocken gepflügt werden, und manches Jahr verhindert es der Frost gänzlich. Es ist, wie man sich vorstellen kann, sehr geringer Rocken, der auf diesen Aeckern, besonders nach den Rüben, wächst, weil ihn die späte Jahrszeit so, wie er pflegt bestellt zu werden, sich nicht bestauden läßt. Die Witterung soll also bloß Schuld, der Ackermann aber gar keine haben; ich behaupte aber: Wenn der Rüberocken, der rauhern Witterung ungeachtet, möglichst gerathen soll: so muß man die Rüben behauen lassen, und mit Abernten der Brachfrucht so eilen, daß der zusammengepflügte Acker einige Tage in der Saatfurche stehen, und dann mit trockner Einsaat bestellt werden kann. Daß der Kohl behauet oder bemülmet werden muß, weiß jeder, der ihn bauet, und rechnet es mit Recht als nothwendig zu seinem Wachsthume; das Behacken der Rüben aber hält man so nöthig nicht, weil sie doch wüchsen, und man nach der Größe, die durch diese Bearbeitung sichtbar ist, nicht frage. Diese sparsamen Wirthe bedenken aber nicht, daß das Behauen nicht allein den Rüben, sondern eben so viel dem Rocken hilft: denn es macht den Acker sowohl rein, als hauptsächlich locker, und wenn es in gehöriger Tiefe geschieht, ihn tiefer locker als er vielfältig nicht gepflügt wird. Ist er nun, nach der vorigen Regel, im Herbste tief umgebrochen, in der Wanne gut gedüngt, dreymal zwischen Ostern und Johannis

Die neunte Regel.

gepflügt, und, damit er nicht wieder zu dicht wird, im August durchs Behacken aufs neue umgewühlt, so kann er immer, auch bey ungünstiger Witterung, noch ziemlich guten oder allemal bessern Rocken tragen, als man gewöhnlich darauf sieht, oder der Fehler muß an der Bestellung liegen. Und sowohl an dieser, als an der Zubereitung zu den Rüben liegt er offenbar. Man pflügt dazu bloß im Frühlinge, düngt auch wohl in der Brach: beydes giebt die Lockerheit nicht, die der Herbstpflug und der Dünger in der Wanne gewähren, wo ihn die von der Winterfrucht geschmeidige Erde viel leichter anziehen und sich dadurch auflösen lassen kann, da noch dazu der Dünger in der Brach beym Säen der Rüben oben auf kömmt, und zum Theil unnütz wird. Behackt man sie nun nicht, so setzt sich das Land in vier Monaten wieder so fest, und wird durch das Unkraut dieser Zeit nicht allein sehr unrein, sondern auch so gebunden, daß es die Egge, welche den Rocken unterziehen soll, fast nicht einmal mehr klar genug zu dessen nothdürftigen Bedeckung machen kann. Nun wird endlich der Acker zum Rocken noch dazu aus einander gepflügt, und in die frische Furche mit frischem Rocken dick bestreuet, damit der Fehler so viele werden, um Ursachen von dem Misrathen genug angeben zu können. Denn der Acker ist zu klümprich, als daß das Korn liegen bleiben könnte, wo es der Säemann hinwirft: es springt umher, oder glitscht in Höhlen zusammen; was hieher fällt, hindert sich durch die Menge am Wachsthume, und was oben liegen bleibt, kann die Egge nicht bedecken und kömmt um. Durch das Auseinanderpflügen entsteht auf dem Mittelrücken eine Furche, die nicht trägt; und da die Endfurchen zugeworfen sind, so kann das Wasser darin nicht abfließen, sondern muß auf den Acker treten, wo es sich denn auch leicht in den Saatfurchen, die die Egge

nicht genug hat niederwerfen und füllen können, Wege zu machen weiß. Friert es endlich nicht gleich zu, daß der Rocken noch keimen kann, so überrascht ihn entweder der Frost und tödtet ihn in der Milch, oder, wenn er noch aufzulaufen Zeit hat, so schießt der oben liegende nur in die Höhe, um vom Winde mit seiner flachen Wurzel umgeworfen, vom Regen weggespült, oder vom Schnee gebeugt und losgerissen zu werden. Wer gegen alle diese Witterungen den Rocken schützen will, der muß ihn hindern, sich denselben bloß zu stellen und Preis zu geben; sonst sieht er, was man noch alle Jahre sehen kann, daß von zween gehäuften Himten Einsaat der dünnste und kürzeste Rocken aufwächst. Um ihn nun zu schützen, muß man wehren, daß er vor Winters gar nicht aufläuft, und also durchaus die Saatfurche einige Tage offen lassen, und um Mittage, wenn sie möglichst trocken ist, recht sehr trocknen Rocken hinein säen. Hiebey ist nichts zu befürchten, als daß der Frost die Bestellung gar hindern möchte. Dies wäre aber nur ein Schade für den, der einen elenden Morgen Rocken einem vortrefflichen Morgen Gerste vorzöge: denn in dieser offenen und mit aller Winterkraft erfüllten Furche wächst das folgende Jahr der schönste Gersten. Bleibt indeß der Frost zurück bis unsere Furche so trocken ist, als wir sie jetzt haben können, oder hält der erste nicht lange an, und die Erde wird wieder artbar, so können wir denn unsern trocknen Rocken mit aller Ruhe säen, und sicher seyn, daß ihn der Winter nicht verderben, sondern zu dessen möglichstem Gedeihen vorträglich seyn wird. So stark wie Brachrocken kann er freylich nie werden, aber ungleich besser wird er sicher als sonst der Rüberocken auszufallen pflegt. Daß dem also sey, kann jeden der Faulste seines Orts zufälliger Weise lehren. Ich fürchte wenigstens, daß in allen Dörfern jemand seyn

möge, der mit seinen Nachbarn nicht zugleich fertig werden kann, und es aufs Glück ankommen lassen muß, ob ihn der Frost das Korn noch in die Erde bringen läßt. Gelingts, wie es denn oft gelingt, so ists in der Zeit, sollte es auch im Sacke oder als das Oberste im Fache etwas trocken geworden seyn, doch wohl trockner als seiner Nachbarn ihr ganz frisches, und manche Furche auch wohl trocken genug geworden; und ohne alles sein Verdienst erfährt sein so bestelltes Korn in der Erde den Schaden von der Witterung nicht, die seiner Nachbarn ihr geschwind in die Höhe getriebener, folglich einstänglicher, und den Winden, Regengüssen und Schnee gleich unterliegender Rocken zu ihrem großen Schaden erfährt. Und hier zeigt sich der Bauer in seiner bedauernswürdigen Gestalt, da er wider die Vorsehung murrt, die den Trägen mehr als den Fleißigen segnen soll, anstatt zu untersuchen, woher dieser Vorzug des Zauderers ohne sein Verdienst rühre, und da er ihn ehe für einen Zufall, oder, in seiner Sprache, für einen Schlump hält, als nachdenken oder annehmen zu wollen, daß er einen ganz begreiflichen Grund habe.

Es ist noch der Kartoffelnbau in der Brach übrig, worin noch nichts sehr Ausgebreitetes fest gesetzt zu seyn scheint. An vielen Orten werden sie noch gar im Felde nicht gezogen; hie und da bauet man sie im Sommerfelde, weil der Rocken zu schlecht darauf werden soll, und wo sie ins Brachfeld gepflanzt werden, da wankt oder fehlt man in der Cultur. Sie sind indeß unstreitig eine sehr brauchbare Frucht, die es werth ist, in einiger Menge gezogen zu werden; sie misrathen nicht leicht, und bezahlen ihre Stelle und Arbeit gut genug, lassen den Landmann nicht hungern, wenn das Hagelwetter Brodt und Futter zerschlagen hat, und verderben den Acker so wenig, daß sie ihn vielmehr verbessern, wenn man sich an-

ders bedeuten lassen will, ihn zu behandeln, wie es der vortheilhafte Bau der Kartoffeln erfodert. Da nun dieser nichts so sehr als Erde um die Stangen verlangt: so ist mein begreiflicher und durch die Erfahrung bewährter Rath der: Man pflügt zu den Kartoffeln vor dem Winter möglichst tief, und vor der Pflanzung wieder zusammen, bemülmet sie in die Länge des Ackers so hoch als möglich, düngt nach ihrer Ernte das Land, und säet in die Furche, die den Mist bedeckt, wenn sie trocken genug ist, trocknen Rocken: so werden beyde Früchte wenig von der Witterung leiden. Wenn die Kartoffeln nicht gerathen, so haben sie entweder nicht Erde genug um sich gehabt, worin sie ihre junge Brut hätten ansetzen können, oder die Erde ist zu stäubig und unfruchtbar gewesen. In einem nassen Jahre können sie sich im Kraute verwachsen, doch nur, wenn es an Erde fehlt, worin sie Brut schlagen können. Fruchtbare Erde um sie her ist demnach alles, was sie in Dürre und Nässe ergiebig macht. Folgt nun nicht daraus, daß man den Acker vor dem Winter möglichst tief pflügen müsse, um so viel fruchtbare Erde als sie brauchen bey der Hand zu haben? und daß man sie so hoch als man kann damit umgeben müsse? Wer vor dem Winter nicht, und nicht tief gepflügt, wird in trockner Zeit mit doppelter Mühe die Erde um die Pflanze her aufhauen, und nur trockne Klümpe, die bald wieder zurückfallen, um sie herlegen können, mithin mehr als die Witterung Schuld seyn, daß die Kartoffel keine Brut absetzen kann und unergiebig bleiben muß. Wie nun durch dies Anhäufen der Erde an die Pflanze deren Fruchtbarkeit befördert wird: so reiniget es auch und bringt die Erde so durch einander, daß man das Land nur zu düngen, zur Saatfurche zu pflügen, sie austrocknen zu lassen, und mit trocknem Rocken zu besäen

Die zehnte Regel.

braucht, um mit vieler Zuversicht eine gute Ernte erwarten zu dürfen. Läuft der Rocken vor dem Winter kaum auf, so kann sich das Land durch Dünger und Winterfrucht so stärken, daß sein Rocken im Frühjahr und Sommer wie anderer, der einen guten Fuß hat, bestehen, und allenfalls einige ungünstige Witterung verachten darf. Treibt man ihn aber zur Unzeit in die Höhe, so erlebt er, was seines gleichen, dem Flachs- und Rüberocken, begegnet, er stellt sich, milchbärtig mit jugendlicher Hitze und Kraft, ernsthaft mächtigen Feinden entgegen, wird niedergeworfen und stirbt.

Ins Sommerfeld gehören, nach unserer Cultur, bekanntermaßen nur Gerste und Haber, die am Auflaufen und Wachsthum von der Näsſe nicht, aber desto mehr von der Dürre gehindert, und gegen diesen oft völlig verderblichen Wetterschaden durch nichts, als innere Frucht des Landes, geschützt werden können. Da diese nur der Winter geben kann, so folgt: Man muß das Sommerfeld im Herbste tief und zeitig von einander pflügen, im Frühlinge, so bald es seyn kann, wenden und eggen, und mit Aussicht auf zu hoffende Wärme in die frischeste, oder eine bethauete Furche das frischeste Korn säen. Das Meiste hievon thut der Landmann entweder völlig oder halb; ich muß indeß doch meine Regel völlig rechtfertigen. Es scheint schon lange ein guter Freund ihm gerathen zu haben, daß er das Sommerfeld im Herbste pflügen solle; er thut es daher *), wenn er dazu kommen kann, aber mit

Die eilfte Regel.

*) Es muß schlimm seyn, wo er auch das nicht einmal darf, um den Schafen die Weide nicht zu verderben. Siehe die Aufhebung der Gemeinheiten in der Mark Brandenburg, nach ihren Vortheilen. S. 59.

sehr weiten Furchen und sehr flach. Ist der Herbst, wie er es 1766 war, sehr trocken, mithin das Pflügen schwer, weil der Pflug, wo er faßt, große Stücke bricht und umlegt: so unterbleibt es mit so vieler Gleichgültigkeit, als wenn nichts darauf ankäme. Er sah zwar, daß der erst im Februar und noch später gepflügte Acker äußerst schlechtes Sommerkorn trug, und hatte theils erlebt, theils gehört, daß es, so lange man denken kann, nicht reichlicher als 1740 ausgefallen, da der überaus strenge und anhaltende Winter den Boden recht mürbe gemacht und mit Schnee befruchtet hatte: dennoch bleibt er bey dem spätsten, flachsten Zusammenpflügen; und damit auch dies so wenig als möglich helfen möge, pflügt er im Frühlinge recht tief aus einander, wodurch denn die dann gewöhnlichen strengen Winde das Bischen Winterfrucht desto leichter verjagen können. Bleibt nun, wie er oft ausbleibt, der warme Regen im May zurück, so liegt das Sommerkorn im Staube und erwartet ihn, und das, was noch Frucht findet, läuft indeß auf; und so hat man zweyläufiges, frühes und spätes auf einem Acker, mithin reifes und unreifes, folglich nur eine halbe Ernte, wenn man auf das letzte nicht warten will, und nur eine halbe Ernte, wenn man darauf wartet, weil indeß das erste krumm geworden, und auf dem Acker geblieben ist. Ich rathe daher, früh im Herbste zu pflügen, damit es Frost und Dürre nicht hindern; das etwa auflaufende Unkraut tödtet der Winter, oder es muß doch unter der Frühlingsarbeit sterben. Ich rathe, tief zu pflügen, um nicht allein den Acker, so tief es seyn kann, locker zu machen und mit Winterfrucht zu erfüllen, sondern auch dem tief steckenden Unkrautsamen zum Auflaufen und Untergange zu helfen. Ich rathe endlich, aus einander zu pflügen, weil das dadurch in die Wasserfurche geworfene Land den Abfluß

des Wassers aufhält und sich den Acker recht voll saugen läßt, und man dessen so viel, als man kann, sammeln muß, da es, wenn ja Ueberfluß wäre, den Frühlingswinden gleich wieder Preis gegeben werden kann *). Man wird indeß in dieser Lage oft nicht seyn, öfter aber den ersten Pflug das Sommerfeld wenden lassen müssen, wenn man anders Ueberlegung mehr als Sitte den Ackerbau regieren läßt. Diese will, daß man zuerst zu den Erbsen und ähnlichen Brachfrüchten pflügen soll, und der Aberglaube, daß man sie nicht in dem neuen Mond, folglich dies Jahr 1778 nicht leicht vor dem 1sten April säen soll, vorausgesetzt nämlich, daß dann überhaupt die Witterung den Pflug zu Felde gehen läßt. Pflegte man nun zu den übrigen Brachfrüchten auch jetzt zum erstenmale zu pflügen: so könnte leicht vor dem 22sten April dieses Jahrs ans Rühren des Sommerfeldes nicht gedacht werden. Indeß aber ist die Frühlingsluft vermögend, aus dem auf gewöhnliche Art spät, flach und zusammengepflügten Acker alle, und auch aus dem zeitig, tief und aus einander gepflügten so viele Winterfrucht auszutrocknen, daß bey zurückbleibendem Regen der Gersten schwerlich auflaufen kann. Läßt man sich aber, wie hier so nöthig als irgendwo, beym Ackerbaue die Ueberlegung leiten: so

*) Hierin ist fast nur Herr Reichardt meiner Meynung. Siehe L. und G. S. fünften Theil, S. 130. Der Hausvater, siehe ersten Theil, S. 187. räth zu dem flachen Pflügen, vornehmlich, wenn es vor dem Winter geschieht, weil sonst die lose Erde den Winter über wegfließen möchte. Unnöthige Sorge! Hier kenne ich den Hausvater nicht, oder er müßte einen steilen Sandberg vor Augen gehabt haben. Unsere durch den Rockenstoppel sehr fest zusammenhangende Furchen sind außer aller Gefahr wegzufließen. Durchgenäßt werden sie, wie wir es verlangen.

wird man täglich, sobald es anfängt zu trocknen, das Sommerfeld untersuchen und rühren, sobald das Land trächtig ist, oder Vieh und Pflug tragen kann. Nach den vorigen Regeln ist die Frühlingsarbeit dadurch gemindert, daß das erste Pflügen des Flachs- Rübe- und Kartoffelnlandes in den Herbst verwiesen ist; und da bey den Erbsen selten verloren, öfter gewonnen wird, wenn sie nicht zu früh bestellt werden: so wird schon vor und zwischen deren Bestellung das Sommerfeld gerührt und gleich geegget, mithin die empfangene Winterfrucht darin gleichsam verschlossen und aufbewahrt werden können. Nun kann es ruhig vier, fünf, sechs Wochen bis in den May liegen, auch allenfalls ziemlich grün werden: es ist so locker, daß die Egge, die den Gersten unterzieht, alles aufgegangene Unkraut losreißen kann, und besser, daß es sich jetzt zu seinem Verderben zu früh sichtbar macht, als daß es mit und nach dem Gersten zu dessen und des Landes Schaden erst erscheint. Was ich übrigens in der Regel erinnert habe, weiß und beobachtet der Landmann gewöhnlich; ich will daher nur noch kurz hinzusetzen, daß auch zur Saatfurche, wie beym Rühren, oder der ersten Frühlingspflugart, zusammen, und das letztemal nur flach und möglichst Nachmittags gepflügt werden, den folgenden Morgen im Thaue gesäet und gleich geegget werden müsse; alles, wie man sieht, darum, damit die Winterfrucht möglichst im Lande erhalten, das Korn in eine feuchte Furche gesäet werden und zugleich keimen möge. Bey dieser Zubereitung und Vorsicht wird eine trockene Witterung das Sommerkorn weder zweyläufig noch dünne, und eine nachkommende Kälte nicht leicht gelb machen können; denn, daß dies Gelbwerden, wovon es sich oft nicht wieder erholt und sehr zurückschlägt, vom Mangel der innern Frucht und Kraft herrühre, kann ich begreifen, und werde ich so

lange glauben, bis mir jemand eine begreiflichere Ursache angiebt. Wie man den Acker gewöhnlich behandelt, hat er gegen die Saatzeit vom Winter nichts mehr in sich, und der Gersten läuft von einem Regen kurz vor, oder bald nach dem Säen auf, und muß zum fernern Wachsthum auf einen warmen Regen warten; statt dessen aber erfolgt Kälte, der das geschwind getriebene, mithin weichliche Korn nichts als innern Trieb und Kraft entgegen setzen kann. Werden nun seine Blätter gelb, so muß es wohl aufgehört haben zu wachsen, beym steten Fortwachs würden sie es doch wohl nicht werden; hört es aber gleich auf zu wachsen, sobald es von außen Kraft durch warmen Regen nicht empfängt, so muß es wohl innere im Lande nicht mehr haben. Daß dem allen also sey, kann abermals die, die es nicht einsehen können oder wollen, der Faule ihres Dorfs lehren, der das Gerstenland im Frühjahre nur noch einmal pflügt, und wenn der May kalt und die beyden folgenden Monate trocken sind, den besten Gersten erntet, warum? ohne Zweifel, weil sein Land durch wenigeres Rühren mehr Winterfrucht behalten hatte. Wäre es wärmer gewesen und mehr Regen gefallen, so hätte das Unkraut seinen Gersten unterdrückt. Es kömmt alles darauf an, wenn was wachsen soll, sagt der Bauer und auch wohl ein Klügerer; und wir andern: es kömmt auf die Ueberlegung an, unserm Sommerfelde die Kraft zu verschaffen, durch welche es auch in ungünstiger Witterung seine Früchte erhalten und treiben kann.

Was ich bisher gesagt, kann als der erste Theil der verlangten Beantwortung angesehen werden, da es den Unterricht enthält, wie das Land bereitet und das Korn in die Erde gebracht werden müsse, um manche ungünstige Witterung gar nicht, oder viel weniger zu fühlen. Auf meine Erfahrung habe ich mich

nur selten berufen, denn was würde sie für besondere Autorität haben! aber desto zuversichtlicher auf solche Grundsätze, die aus dieser und andern Erfahrungen abstrahirt, jedermann begreiflich, und daher dreist, wenn auch nur erst im Kleinen, zu versuchen sind. Daß sie in unserer mittelmäßigen, besonders leimhaltigen Gegend nicht geradezu bestritten, nicht umgestoßen werden sollen, deß bin ich sicher, aber dafür nicht, daß ihnen jemand schwach, oder mit Vorurtheil beobachtete (falsche will ich nicht sagen,) Erfahrungen entgegen setzen möchte. So eifersüchtig können Gelehrte auf ihre Einsichten nicht seyn, als viele Haushälter, Bauern insonderheit, sind. Das Wichtigste, was man gegen meine Grundsätze haben kann, wird aus einigen ihrer Folgen genommen werden, worauf ich nun, so weit es sich voraus sehen läßt, erst antworten muß, ehe das Verhalten gegen Wetterschäden bey wachsenden Früchten erzählt wird.

Ich habe das tiefe Pflügen empfehlen müssen. Man wird sagen, das dürfen wir nicht wagen, weil wir sonst das Land todt pflügen. Ich habe diese Ausflucht oft gehört, wenn ein junger Prediger, dem seine Eingepfarrten das Land pflügen müssen, gebeten hat, den Pflug etwas tiefer zu stellen, damit er von seinem vielen Acker wenigstens doch das Brodtkorn ernte. Wer sie mir entgegen stellt, muß wohl nicht zugesehen haben, wann ich das tiefe Pflügen rathe, nämlich bloß vor dem Winter, und beym Aufackern der Brach. In beyden Fällen kömmt der ganze oder halbe Zoll untere Erde, wenn es auch, wie selten seyn wird, bloßer Leim, Thon oder Grand wäre, doch hoffentlich unter zween, drey, oder vier Zolle artbare Erde, die er wohl nicht verderben kann, und liegt noch vier, sechs, ja wohl acht Monate an Luft und Sonne, ehe ihm Früchte anvertrauet wer-

den. Wer nun noch behauptet, daß einen Zoll tiefer pflügen, wenn der Pflug bisher kaum drey Zolle gefaßt hätte, das Land unfruchtbar mache, mit dem kann man sich nicht wohl weiter einlassen. Es ist sicher nicht wahr, daß der vierte Zoll Erde, wenn man die drey darüber stehenden bisher immer gepflügt, ganz todt und unfruchtbar sey, oder man müßte das Land nie in offener Furche, bey welcher Sonne, Luft und Regen die Unterlage treffen und artbar machen kann, gelassen, und nie gedüngt haben, weil sich besonders des fetten Düngers Kraft doch zum Theil durch die Krume auf die Unterlage senken und sie zu guter, vielleicht besserer als die oben liegende allein gebrauchte Erde in langer Zeit verbessert haben wird *). Es ist nicht wahr, daß der Rocken durchaus nicht mehr als einen oder zween Zoll lockere Erde braucht; wahr zwar, daß seine Wurzeln nicht tiefer eindringen können, wenn sie nicht mehr finden, und wahr, daß sie keine Zeit haben sich tiefer einzusaugen, wenn man ihn durch sein eigenes jugendliches Feuer und die feuchte Furche geschwind in die Höhe treibt; man lasse ihn, trocken, in trockner Furche, beym guten Herbste, im September zeitig gesäet, langsam wachsen, und man wird sehen, daß seine Wurzeln die Erde, so weit sie locker ist, durchdringen. Es ist endlich auch nicht wahr, daß man nicht tiefer zu pflügen brauche, als höchstens des Korns Wurzeln reichen: denn es reichen nicht allein viele Unkrautswurzeln, das man doch auch mit dem Pfluge vertilgen will, tiefer, sondern man will ja auch in der aufgelockerten Oberfläche Frucht einsammeln und vorräthig haben, wenn die Regenwolken uns vorbey ziehen, und eine tief lockere Oberfläche, unter wel-

*) Siehe Reichardts L. und G. S. fünften Theil, S. 84.

cher ein fester Leimboden steht, faßt im regnigten Winter mehr Wasser ohne Schaden des Korns als eine flache, die dann gleich zum Breye wird und seine Pflanzen zu verfaulen zwingt. Im Leimboden kann einleuchtend nichts vortheilhafteres als ein hinlänglich tiefer Pflug seyn.

Die zweyte Einwendung könnte sagen, es würde an Zeit fehlen, so viel, als gerathen ist, im Herbste zu pflügen. Und das wäre wahr, wenn man nur auf eine Regel allein, und nicht auf alle sehen will. Im letzten Fall aber kann ganz bequem, bis aufs wenige Rübe- oder Kohlland, alle Saatfurche im September gepflügt werden, und im gelinden Herbste haben der October, November, auch noch wohl der December Tage genug, woran man das Sommerfeld, das Flachs- Rübe- und Kartoffelnland umpflügen kann. Fröre es um Michaelis und thauete vor Ostern nicht wieder auf, so könnte es freylich nicht geschehen; es würde aber denn auch nicht schaden, weil ein solcher Winter der Erde mehr Lockerheit als der tiefste Pflug in einem andern giebt, und nicht schaden, wenn das Sommerfeld im Frühjahre dann nur zweymal gepflügt wird. Es weiß sich niemand eine reichere Gerstenernte als die von 1740 zu besinnen: man hat 40 Himten auf einem Morgen geerntet, der sonst selten 20 trägt; der Winter that also mehr, als im andern der Pflug in ziemlicher Tiefe, empfiehlt ihn aber zugleich. Diese Unmöglichkeit aber verursacht nur der frühe und anhaltende Frost, beym abwechselnden kann der aufmerksame und fleissige Ackermann noch immer recht gut fertig werden. In einem so trocknen Herbste, wie 1766, ließ sich freylich spät hin so flach, als man das Sommerfeld zu fälgen pflegt, nicht mehr pflügen, im October aber besonders der starke Rockenstoppel, der das Land nicht so sehr hatte austrocknen lassen, noch ganz leicht flach,

wie man noch immer that, pflügen, und wer die tiefe Furche nicht fürchtete, konnte den ganzen Herbst Rocken= und Gerstenstoppel pflügen. Der häufige Regen pflegt noch weniger daran zu hindern, weil er gewöhnlich noch immer trockene Tage läßt, den Acker, dessen Oberfläche Stoppel und Wurzeln ziemlich fest machen, schwerlich so durchweichen wird, daß er kein Zugvieh mehr trüge, und am Ende das Pflügen selbst nicht schädlich macht, wenn es auch unter Güssen geschähe, weil er samt Frost und Schnee ferner zu erwarten ist. Im Sommer pflügt man nicht gern im Regen, weil, wenn er dann zurückbleibt, die darin zusammengeklebte Erde ein unauflöslicher, unfruchtbarer Klos bleibt. Es bleibt also nur ein Hinderniß, wenn der Bauer den so vortheilhaften Herbstpflug nicht bestreiten kann, die unglückliche Nothwendigkeit nämlich, dem Dreschen obzuliegen und nach der Stadt zu fahren, um die häufigen Herbstgefälle aus der Ernte zu lösen. Muß er dreschen, statt zu pflügen, so kann ihn der beste Unterricht nicht glücklicher, aber seufzen machen, daß sein Druck ihn zu befolgen hindert.

Es ist noch eine dritte Einwendung gegen die gegebenen Lehren übrig, die nämlich, daß durch das frühere Pflügen der Brach, und des Rocken= auch Gerstenstoppels die nöthige Viehweide zu sehr beenget werde. Wie diese Einschränkung wahr ist, so muß es auch wahr seyn, daß der Ort, der diese Klage zu führen hat, keine gute Proportion des Ackerbaues und der Viehzucht getroffen, oder Servituten trägt. Hat jemand das Recht, unsere Brach von Aberntung des Gerstens an bis in den Julius des künftigen Jahrs mit den Schafen zu behüten: nun so kann unser Ackerbau nicht getrieben werden wie er sollte, und wir müssen uns gedulden. Hätten wir aber so vielen Boden zu Acker gemacht, daß wir weder Weide noch

Wiesen genug für das Vieh behielten, und daher, zum Nachtheil des Korns, den Stoppel liegen lassen müßten, so lange noch ein Kraut oder eine Wurzel darin zu vermuthen stünde: dann könnten wir wohl für bedächtliche Wirthe nicht gelten, als welche dafür sorgen, daß ihr zum Ackerbaue unentbehrliches Vieh auch leben kann, und nicht mit dessen Nachtheile leben muß. Ich kenne indeß Oerter, die so lange Ackerland gemacht haben, daß sie nun ihre Pferde mit Korn oder auf ihrer Nachbarn Saat füttern, und ihre Kühe mit Stroh nähren müssen, und Heu ihnen nur weisen können; und muß es andern überlassen, bey diesen Dörfern eine bessere Proportion zwischen Ackerbau und Viehweide dahin wieder herzustellen, daß diese jenen nicht zurückbringt.

Nun kann ich wieder ins Feld gehen und dem Landmanne, dessen wachsende Früchte von der Witterung Noth leiden, meinen geringen Rath ertheilen. Erst also ins Winterfeld, um zuzusehen, ob der anhaltende Regen den jungen Rocken nicht zu ersäufen droht. Hier sind Wasserfurchen, dort fehlen sie; hier ziehen sie, dort nicht; hier lassen sie das Land bey einiger Festigkeit, daß der Rocken darin ausdauern kann, dort wird es ein Sumpf, worin er umkommen und dem Drespen Platz machen muß. Was zu thun? Jeder Ort muß darauf bedacht seyn, dem Wasser Abfluß zu verschaffen, jeder Wirth die Abzugsfurchen auf seinem Lande nach dem wohl beobachteten Zuge des Wassers anlegen und brauchbar machen, und ihm, bey einer untiefen Oberfläche auf einem festen Boden, am niedrigsten Theile einen Ausfluß öffnen, wenn der auch einige Ruthen Land kosten sollte. Das wäre mein Rath, den ich nun erläutern muß. Alle Sorgfalt, Arbeit und Ausgabe hilft

Die zwölfte Regel.

dem Ackermann nicht, wenn der Ort nicht gemeinschaftlich oder durch Betrieb der Obrigkeit die Vorkehrung getroffen, das vom Acker geleitete Wasser weiter zu schaffen. Bleibt es unten, wo es hingeleitet ist, stehen, so muß es wieder auf die Aecker treten, und vielleicht nun noch mehr schaden. Wer mächtig genug ist auszurichten, daß jedes Dorf im Lande dem Wasser den Abfluß öffnen muß, und es fortschicken kann, der verdiene sich doch dies Gotteslohn! In nassen Jahren ist der Schaden oft sehr beträchtlich, den das Wasser den Früchten verursacht, in den Gemeinen aber entweder nicht gute Gesinnung genug, gemeinschaftlich zu thun, was gemeinschaftlich geschehen muß, oder nicht Vermögen genug, bey ihren Nachbarn den freyen Durchzug des Wassers zu bewirken. Wo aber der Abfluß ist, da muß er auch dem Lande gemacht, mithin die Endfurche bedächtlich ausgepflügt, auch wohl eine Queerfurche gegraben werden, wenn das Land wie im Kessel liegt. Bey dieser ists nun hauptsächlich nöthig, den Zug des Wassers wohl zu beobachten und sich mit einem sichern Steine zu merken, damit man die Furche auch dahin, wo der Zug ist, mache. Ich habe es hie und da gesehen, daß dieser ganz anders wie jene, und der Schaden also doppelt war; auch gesehen, daß die Erde aus der Furche an die Bergseite gelegt und dem Wasser, wenn es nicht mit einem Gusse kam, also unmöglich war, in die ihm geöffnete Furche zu fliessen. Es ist eben so nöthig, den Eingang des Wassers in dieselbe und dessen ungehinderten Durchfluß, den nicht viele Erde verstopfen kann, zu erleichtern und sie daher oft zu besichtigen und zu erneuern, als eine überlegte Anlage derselben nöthig ist. Die Aecker an einem Berge sollten billig so gemessen und gelegt seyn, daß das Wasser in den Endfurchen ablau-

fen könnte *), damit man nicht mit eigenen dazu Land und Zeit zu verderben nöthig hätte; und wo die Landesvermessung noch nicht geschehen, da will ich die Rücksicht hierauf bestens empfohlen haben. Denn, daß das Wasser, was oben in der Furche läuft, unten wo der Acker breiter wird, darüber wegfließt, ist eine gar häufige Erscheinung, der der Bauer selten vorbeugt, weil er das Wasser so billig hält, Furche zu halten. Die meiste Arbeit macht dem aufmerksamen Wirthe eine Vertiefung in der Mitte eines abhängig liegenden Ackers, die alles von der Höhe kommende Wasser behält, wenn nicht die Furche so tief ausgestochen wird, daß sie es fahren lassen muß. Am besten wäre es, wenn sich die Vertiefung, oder Senke, füllen ließe; da es hiezu aber oft an Materie fehlt und an Zeit: so muß nur nicht versäumt werden, die Furche so weit durchzugraben, daß es abfließen kann. Der größte Wasserschaden entsteht indeß da, wo unter einer Oberfläche von einem oder anderthalb Fußen undurchdringlicher Leim oder Thon steht. Ein starker Herbstregen von 48 Stunden ist vermögend diese Oberfläche so durchzunässen, daß sie wie ein Morast wird, keinen Menschen mehr trägt und der Rocken darin verfaulen muß. Die Bewohner dieser Gegenden thun zwar was sie können, ründen ihre Aecker so hoch als möglich, und machen die Endfurchen so tief, daß man sie für eitel Graben halten sollte; dennoch behalten sie in nassen Wintern wenig Rocken. Vielleicht hilft ihnen mein in der Regel kurz gethaner Vorschlag, wie er mir geholfen. Ich will mich weiter darüber erklären. Auf einer Wiese mitten zwischen Aeckern war am niedrigsten Theile

*) Falls es nicht besser ist, den Berg in die Queer zu pflügen. Siehe Reichardts L. und G. S. 5ten Theil, S. 89.

eine beständig nasse Stelle, die ich, um zu wissen, ob da eine Quelle wäre, aufgraben ließ. Es fand sich aber in mäßiger Tiefe Thon, auf welchem, wie sich nachher leicht entdecken ließ, die Oberfläche der Wiese und Aecker lagen. In Hoffnung, beyde trockner zu machen, ließ ich zwanzig Fuß ins Gevierte alle Erde über dem Thon wegnehmen, und gleich füllte sich die Oeffnung mit dem hellesten Wasser, ist auch seit dem Herbste 1772 bis jetzt nicht wieder trocken geworden, wenn man auch dem Wasser den Abfluß öffnet, wie so oft, und so lange, als es die Beschaffenheit der umliegenden Felder erlaubt, geschiehet. Woher dies Wasser? Es ist sicher Regenwasser, das sich durch die Oberfläche bis auf den Thon gesenkt, auf welchem es sich nach der tiefern Gegend, wo die Oeffnung ist, zieht, und da sichtbar wird. Und diese Beschaffenheit hat es ohne Zweifel mit den sogenannten Hungerquellen. Da sie nur zuweilen fließen, so muß die Thonlage, die ihr Wasser sammelt und dahin schickt, nicht groß seyn. Nun denke ich, man öffnete in den Gegenden, unter deren dünner Oberfläche Thon oder Leim liegt, bis auf denselben die Erde in den niedrigsten Stellen, wo doch aber diesen Oeffnungen, die ich wohl Bassins nennen möchte, Abfluß, so lange es nöthig, verschafft werden kann, und legte deren so viele an, als es die Größe des Thonfeldes, worauf das Wasser steht, erfodern möchte: so könnte man immer so viel abziehen, wie dem Rocken, wenn er nicht verderben soll, abgezogen, dem Gersten aber, zu desto besserm Gedeihen, gelassen werden muß, und könnte also einer Gegend damit aufhelfen, die bloß dadurch, daß sie fast in jedem nassen Winter ihr Winterfeld verliert, zurückbleibt. Aber nun der Verlust dieser Plätze! Ich halte ihn für keinen Verlust, weil sie das wichtigste Feld erhalten. Wer mit einer Ruthe Verlust die un-

entbehrlichsten Früchte auf 119 Ruthen bewahren und ihren Wachsthum dadurch gleichsam dirigiren kann, hat den beträchtlichsten Vortheil wohlfeil genug erkauft. Durch solche Bassins lassen sich in trocknen Jahren Kohl und Rübe erhalten, da wir sie uns oben wünschten, und im Gersten- und Bohnenlande Frucht bewahren, denn sie sind mit einem Spadenstich Erde gleich geschlossen. Ich ließ die ausgeworfene Erde im Froste auf einen magern Berg fahren, der schlechten Rocken trug, 1777 aber schönen Weizen getragen hat. Eine solche Verbesserung, die in jenen Gegenden häufig nöthig ist, bezahlt schon alle Kosten des Aufgrabens und Wegfahrens. Mein Bassin steht nun ins sechste Jahr, als wenn es gestern ausgeworfen wäre, ob es gleich, wenn die Felder leer sind, genug vom Viehe besucht wird. Wo indeß die Erde Haltung nicht verspräche, da dürfte man das Ufer nur mit auf einander gelegten Törfen oder Rasen befestigen, die, wie ichs selbst versucht, neun Schuh hoch sandigen Boden nicht einschießen lassen, obgleich das Pferd im Graben daran frißt, und das Pferd im Pfluge oben darauf geht. Doch wäre diese Befestigung fürs erste an der Seite zu widerrathen, woher das Bassin sein Wasser aus dem Acker ziehen soll, bis die Erfahrung bewiesen, daß es sich auch durch den Torf ohne Hinderniß ziehe.

Der Frost, welcher dem Herbstregen gemeiniglich eher als der Schnee folgt, pflegt baarer Frost genannt, und den Früchten nur schädlich zu werden, wenn er lange anhält und mit scharfen Ostwinden begleitet ist. Man kann ihm offenbar nichts entgegen setzen, als die Güte der Pflanzen, und ich wiederhole daher zu behaupten: Wenn der Rocken vom baaren Froste und strengen Winden nicht leiden soll: so muß er ohne Ausnahme trocken in trockene Furche gesäet wer-

Die dreyzehnte Regel.

den. Es ist so sichtbar als begreiflich, daß sich der Flachs- und ähnlicher Rocken in dieser Witterung, sie komme um Advent oder Ostern, verliert uud auch der Erbsen- und Brachrocken vermindert, und zwar um so mehr, je frischer er und die Furche war, in welche er fiel. Denn, da er unstreitig hiedurch getrieben ist, so muß er sowohl weichlich als hoch seyn, und daher von der Kälte desto empfindlicher angegriffen und von dem Winde desto mehr geschüttelt, gebeugt und wurzellos gemacht werden. Es ist das Meiste hierüber in dem Vorhergehenden schon bemerkt und durch Erfahrungen bereits ausgemacht, wie nachtheilig baarer Frost und strenger Wind dem Rocken werden, daß auch sogar der unerfahrenste Bürger bey solcher Witterung in Sorgen ist und der lieben Saat bald eine Decke von Schnee wünscht. Leicht geht er zwar dabey nicht ganz zu Grunde, denn er muß den Winter vertragen können; aber er würde doch aufs äußerste dabey leiden, wenn diese Witterung einmal lange, den größten Theil des Winters, anhalten sollte. Und man kann ihn doch äußerlich nicht anders verwahren, als daß man den starken Rocken anhält, vor einem zu mächtigen Feinde sich zu demüthigen, und den schwachen nöthigt sich lieber gar nicht zu zeigen, sich in Gefahr nicht zu begeben. Der empfohlnermaßen trocken und früh gesäete Brach- und Erbsenrocken, den ich vergleichungsweise den starken genannt, hat sich im November oder December so tief schon bewurzelt und über der Erde so weit umher schon bestaudet und pflegt dabey so dicht auf dem Acker zu liegen, daß der Wind selten unter eins seiner Blätter fassen, und der Frost nicht leicht alle seine tiefgeschlagenen und ausgebreiteten Wurzeln verderben kann, wenn er auch einige seiner Nebenschösse zerstört. Kann ihm etwas widerstehen, so muß es so

beschaffener Rocken seyn. Der aber möglichst trockene, in die trockene Furche eines ziemlich ausgezehrten Ackers erst gegen die Mitte und das Ende des Octobers gesäete Flachs- und Rüberocken ist durch alle diese Umstände so in die Enge getrieben, daß er sich vor Ausgang Novembers kaum über der Erde sehen lassen, und dadurch der Gefahr entgehen wird, die seine voreiligen hochstämmigen Brüder zu Grunde richtet. Höher, als daß man ihn eben sehen kann, wird er nun bey dieser Witterung nicht wachsen, auch bey besserer im December und folgenden Monaten nicht wachsen können, mithin sich auch dem Verderben der Frühlingsostwinde durch seine Kleinigkeit entziehen, und nun erst in der mildern Jahrszeit aus dem geschonten und durch den Winter wieder gestärkten Lande freudig aufschießen; wie der Weizen, dem die rauhe Luft alle sein Grünes geraubt, im May erst aus der Wurzel wieder ausschlägt. Meinen vorjährigen trocknen, in trockene Furche gesäeten hat sie doch nie entblättert. Es geht gemeiniglich, und kann bey der gewöhnlichen Cultur selten ohne Schaden abgehen, wenn dem Froste nicht baid Schnee folgt. Wieder das gefrorne Land und seine Früchte gegen die Strenge der Luft schützt: so kann er ihnen auch nachtheilig werden, wenn er auf durchgeregnetes und noch Wasser tragendes Land fällt, weil er dann zum Theil zergeht und die Nässe sowohl mehrt, als er sie fressender und schädlicher macht. Er fällt bekanntlich bald ohne Wind, bald mit dem Winde; in jenem Falle in gleicher Höhe, in diesem sehr ungleich. Vielfältig ist dann der Mittelrücken ganz bloß, die Furche einige Schuh, das niedrige Ende des Ackers aber und besonders der Graben wohl Manns hoch angefüllt. Jezt, da man sich häufig um sein Winterfeld gar nicht zu bekümmern pflegt, gebe ich den Rath:

Die vierzehnte Regel.

Man muß, sobald es nur einige Zolle hoch geschnevet hat, dem künftigen Schneewasser gleich den freyen Lauf in den Abzugsgraben öffnen, und am eiligsten, wenn der Schnee spät gekommen ist. Jeder Landmann weiß, wie verderblich es dem Rocken besonders ist, wenn er in Schneewasser steht; in zwölf Stunden kann er beynahe gänzlich getödtet werden. Dennoch läßt man das Ende der Furche, die es abführen soll und etwa auf ein Buschwerk, womit der Graben besetzt ist, ziehet, so hoch mit Schnee bedeckt, daß das Wasser Tage lang auf den Früchten stehen bleiben muß, ehe es diesen Berg von Schnee erweichen und sich dadurch den Abfluß öffnen kann. Ich will nur einen Fall anführen, der die Nützlichkeit meines gegebenen Raths genug empfehlen kann. Im Jahr 1770 fiel fast die größte Kälte und sicher der tiefste Schnee um Ostern. Den 28sten April, wo ich nicht sehr irre, fieng es sehr gelinde an zu thauen, den 29sten April aber bey merklicher Wärme so schnell, daß, da ich um 10 Uhr früh noch durch eitel Schnee ritt, gegen 3 Uhr Nachmittags eitel Wasser antraf, und unter andern eine Wiese, die ich passiren mußte, für einen Teich gehalten hätte, wäre es mir nicht besser bekannt gewesen. Ein benachbarter Beamter schickte wohl zwanzig Leute auf eine abhängig liegende Breite Rocken, die auf einen mit Weiden besetzten Graben zog, um durch den hier sehr hoch liegenden Schnee dem von der Höhe kommenden Wasser geschwinden Abfluß zu verschaffen; da aber so geschwind, als die Sonne den obern Schnee in Wasser verwandelte, durch den untern Oeffnungen genug nicht gemacht werden konnten, und das Wasser sich einige Stunden auf der Saat verweilen mußte: so verdarb es sie hier doch in so kurzer Zeit, daß man diese untere Gegend mit Gerste bestellen mußte. Sobald es daher

nur einige Zolle hoch geschneyet hat, rathe ich gleich für den Abfluß des Wassers, als wenn es morgen sicher aufthauen würde, zu sorgen, vorzüglich im Frühjahre, da man es alle Tage erwarten und immer mit der größten Geschwindigkeit erwarten muß, oft aber behindert, oft nicht vermögend ist, so eilig, als es geschehen sollte, Luft zu machen. Es giebt Winter, wo es nur einmal zufriert und einmal aufthauet; wer die zuvor weiß, kann das Wegräumen des Schnees, wo er dem Abflusse im Wege liegt, bis auf dies Schmelzen verschieben. Da sich aber niemand einbilden wird sie vorauszusehen, so thue man lieber, wie ich gerathen, wenn es auch bey wiederholtem Schneewetter öfter geschehen müßte. Die Arbeit ist nicht groß, wenn man bey jedem Acker den Wasserzug einmal inne und bey vorhergegangenen Regengüssen schon geordnet hat, wie von einem aufmerksamen Wirthe zu erwarten steht; man darf ihn nur mit der Hohlschaufel so weit vom Schnee reinigen, daß das Wasser auf dessen Schmelzen zu warten und inzwischen auf den Acker zu treten nur nicht nöthig hat. Kömmt der Schnee mit dem Winde, so pflegen die Anhöhen ledig zu bleiben und die Vertiefungen desto voller zu werden. Wir haben hier so runde Aecker nicht, als man sie anderwärts aufzutreiben genöthiget ist, und sehen daher den Mittelrücken selten bloß. Wo sie aber mit ihren tiefen Furchen nöthig sind, da wollte ich wohl anrathen, aus diesen auf jene etwas Schnee zu schaufeln, das bey gefrorner Erde so beschwerlich, als es scheinen möchte, nicht, aber für jenen Rocken so nützlich als für diesen an der Furche ist, da diesen der Ueberfluß, und jenen der Mangel von Schnee verderben kann. Der Nachbar lache immer einmal über diese neue Arbeit; er macht sie doch, wenn er ihren Nutzen sieht, das nächstemal nach.

Es ist noch eine sehr fatale Winterwitterung übrig, bey welcher zum Unglück gerade guter Rath am theuersten ist, wenn es nämlich gegen Abend friert, bey Nacht etwas schneyet und gegen Mittag wieder aufthauet. Das Korn kömmt dadurch ins Wasser, das, ehe es abfließen kann, schon wieder zu Eis wird, und geht darüber größtentheils verloren. Das Unglück betrifft nun freylich das feuchte in frischer Furche aufgetriebene hauptsächlich, und ganz ungleich weniger den niedrig liegenden Brachrocken und den kaum noch über der Erde sichtbaren spätern. Da es aber noch wohl lange währen möchte, ehe die Landleute aufhören ihren Rocken zu treiben und ihn so vieler Gefahr von jeder Witterung bloß zu stellen: so will ich ihnen indeß rathen: Den eben zugeeggeten Acker mit der großen Harke in die Queer zu überziehen, um dem Schneewasser den geschwindesten Abfluß zu verschaffen. Wo man der Aecker viele bey einander, und nicht nöthig hat, tiefe Furchen dazwischen zu halten, da können noch kürzer die letzten Eggen in die Queer gezogen werden, welches über das noch manchen andern bekannten Nutzen hat. Bey einzelnen Aeckern geht es nicht an, und da kann man diese Absicht mit gleichfalls geringer Arbeit durch die große Harke, womit man den Gerstenstoppel durchzuziehen pflegt, erreichen, und man wird erfahren, daß es viel hilft, so viel nämlich diesem recht unbedächtlich gewagten Rocken zu helfen steht, als welchem zu viele Feinde aufpassen, so daß er selten ungeschlagen in den Sommer kömmt, und selten gerathen kann wie er soll. Ich wüßte noch wohl ein anderes Mittel, diese und ein Paar andere nachtheilige Witterungen unschädlicher zu machen, wo es sich nämlich anbringen läßt; um es aber desto einleuchtender vorzutragen, und um es nicht wiederholen zu dürfen, will ich es bis zu der

Die funfzehnte Regel.

Witterung, der ich zuletzt erwähnen muß, versparen.

Die Witterung des Aprils trifft schon das sogenannte Rauhfutter, Erbsen, Bohnen, Linsen und Wicken mit, und ist, da sie Kälte und Schnee vertragen können, und Dürre des Aprils Fehler eben nicht zu seyn pflegt, ihnen selten nachtheilig. Trockene Zeit wäre ihnen indeß am undienlichsten, wenn sie so anhaltend werden sollte, daß sie das Auflaufen oder Fortwachsen hinderte, und das kluge Verhalten schiene dabey zu seyn, zu den Erbsen im Herbste zu pflügen, und sie in die nach dem Winter gedüngte Wanne zu säen; wobey die Vortheile wären, daß der Acker Winterfrucht in sich hätte, mithin so leicht nicht unvermögend würde, seine Früchte auch in der Dürre zu nähren; daß der Dünger in der Wanne bey der Saatfurche wieder unter die Erde käme, da er in die Brach gefahren oben auf liegt, wenn der Rocken bestellt ist; und daß man nach abgeernteten Erbsen nur noch zweymal zu pflügen nöthig hätte, folglich mit dem Winterfelde früher fertig werden könnte. Mich haben diese Vortheile zu dieser Bestellungsart vermocht, aber verlassen, wie es auch zugehen mag. Die Erbsen und übrigen Hülsenfrüchte wachsen hier am besten, wenn man von dem steifsten Lande nur so viele Krume losreißen kann, um sie nothdürftig zu bedecken, und je thoniger der Boden ist, desto reicher und gutartiger die Erbsenernte. Auch der Rocken, der auf dem nur noch zweymal nach derselben gepflügten Lande wuchs, war dem andern nicht gleich. Ein junger Wirth aus einer andern Gegend säete, nach seines Orts Gebrauche, hier die Erbsen bey einer guten Witterung im Februar, hatte aber auch Mißwachs. Wir haben also noch nichts bessers ausfindig machen können, als die Erbsen im Ausgange des Märzes, sobald man nämlich ackern kann, auf frisch

umgebrochene und gedüngte Brach zu säen, und wissen den Schaden, den ein, wiewohl selten kommender dürrer April verursacht, nicht abzuwenden. Gegen die folgende Dürre und gegen einen andern Feind, die im Frühjahre und auf Erbsen hungrige Feldtaube, die vielleicht gar den Schaden allein thut, den man der Dürre zuschreibt, schützen wir uns möglichst durch dickes Säen. Da indeß doch die ersten Ackerleute fast immer die dünnsten Erbsen haben: so glaube ich noch mehr, daß sie von den Tauben aufgelesen, als von der Dürre zurückgehalten werden; und würde also die Verminderung derselben, da sie selten ihr Winterfutter bezahlen und zu geringen Ernten gar vieles beytragen, mehr als eine andere Vorsicht empfehlen müssen. Im Winterfelde hat, nach beobachteten vorigen Lehren, der Landmann im April nichts zu thun, als in der Nässe nachzusehen, ob die Wasserzüge offen sind. Wie er hierauf bis zur Ernte Acht haben muß: so widerrathe ich ihm, sich weiter um sein Winterfeld zu bekümmern; des Menschen Beytrag zum fernern Gedeihen dieser Früchte hört nun auf. Hat er sie weislich bestellt und im Winter in Acht genommen, so hat er das Seinige gethan, und wird sie nun gegen keine nachtheilige Witterung weiter schützen, und ihren Schaden nicht weiter abwenden können. Als im Herbste 1771 die Schnecken das Winterfeld so kahl machten, ließ ich die ledigen Stellen auch auf allerley Art wieder nachsäen; ich fand sie aber im Frühlinge wieder eben so leer, und beschloß daher, nun weiter keinen Versuch sie mit Gersten zu nutzen, wie meine Nachbarn thaten, zu machen. Sie säeten also reichlich Gersten ins Winterfeld umher, hatten aber das Unglück, daß ihr Schaden durch das Hagelwetter 1772 desto größer ward. Wenn man nichts haben soll! sagte mein Nachbar. Als man, wie Herr Reichardt er-

zählt *), den kurz vor Johannis noch gefallenen Schnee mit einem langen Seile von den Aehren abstreichen ließ, hatte man fast die Hälfte taube Aehren, und die ihre Aecker der Natur überlassen hatten, eine gesegnete Ernte.

Im May und Junius ist die Aufmerksamkeit des Landmanns hauptsächlich aufs Sommerfeld gerichtet; er wünscht Regen, wenn es warm ist, und verbittet schweren Regen ehe der Gersten aufgelaufen. Sein Wünschen ist aber selten so wirksam als seine Pflicht, die folgendes erfodert: Man muß auch dem wohl zubereiteten Sommerfelde den Wässerzug öffnen, und es gleich nach der Bestellung mit der großen Harke in die Queer überziehen. Es ist freylich wahr, daß diesem Felde mehr und öfter die Dürre schadet, so wie es nämlich gewöhnlicher Weise zubereitet wird, als die Nässe; will man es aber nach der eilften Regel behandeln: so wird dieser Schaden nicht leicht und nie bis zum gänzlichen Mißwachse treffen. Da man ihn auf keine Art, als durch eine überlegte Bearbeitung des Landes, abwenden, oder mindern kann, und doch alle Jahre fürchten muß und mit Bangigkeit fürchtet: so sollte längstens schon mehr auf Sammlung und Beybehaltung der Winterfrucht gesehen seyn. Ich werde es mit Dank erkennen, wenn jemand ohne dies Mittel das Aufgehen und Fortwachsen des Gerstens in trockner Zeit zu befördern weiß. Wäre man nun durch die Winterfrucht des Ackers diesem Nachtheile möglichst entgangen: so kann ein anderer von anhaltendem und schwerem Regen nicht weniger beschwerlich werden. Das Sommerkorn verdirbt sicher, wenn das Wasser darüber hersteht, und das trägt sich ge-

Die sechszehnte Regel.

*) S. L. und G. S. 5ten Th. S. 124.

wöhnlich im nassen Sommer zu, weil es gar nicht hergebracht ist, in diesem Felde den Wasserzug offen zu halten. Ob nun gleich das Wasser im Sommer geschwinder einzieht und verdünstet: so braucht es auch so lange Zeit nicht, den viel weichlichern Gersten zu verderben *); er darf nur 24 Stunden in Wasser stehen, und er wird schwerlich aus dem Schoßbalg kommen, wenn er auch nicht gleich umfällt und fault. Es ist indeß nur eine nöthige Hülfe, wenn man dem vom Lande abfließenden Wasser den weitern Lauf schon vorläufig geöffnet hat; auch das Abfließen vom Acker muß dadurch erleichtert werden, daß man ihn vorgeschlagenermaßen mit der großen Harke in die Queer überzieht. Der Gersten bleibt häufig zurück und wird auch, wenn er schon aus der Erde ist, aufgehalten, wenn ein schwerer Gewitterregen das Land zuschlägt, wie man es nennt, oder die äußerste Oberfläche dicht zusammenbindet, daß sie der Keim des Korns nicht durchbohren kann und daher verderben muß. Dies wird aber nicht leicht geschehen, wenn durch vorgeschlagene Queerreifen dem gußweise kommenden Wasser der Abfluß in die Furchen erleichtert wird, da ihn die in die Länge gezogene Egge verhindert; und es würde sich hoffentlich gar nicht begeben, wenn der Acker, wie ich so sehr empfohlen, tiefer gepflügt wäre und mehr Krume hätte. Eben diese beyden Mittel gegen das Zuschlagen des Landes können auch bey den Flachs- und Rübeäckern, denen es auch zu begegnen pflegt, angewandt werden, und findet hier das letztere, nämlich das Ueberziehen mit der großen Harke, das Hinderniß nicht,

*) Das weiß der Hausvater so gut, wie zärtlich der Gersten ist (siehe ersten Theil, S. 190.), und denkt doch nicht daran, ihn durch innere Frucht zu stärken und vor dem Ersäufen zu bewahren.

was man mir beym Sommerfelde entgegen seßen wird. Wir müssen, wird man sagen, den Acker walzen, um sowohl die Frucht darin zu erhalten, als den Klos, der der Sense hinderlich ist, zu zerdrücken, und die sicherste Zeit dazu ist, wenn das Sommerkorn aufgegangen, damit wir nicht das Zuschlagen des Landes durch die Walze befördern. Wollte man inzwischen durch den tiefern Herbst- und zeitigern Frühlingspflug die Winterfrucht reichlicher sammeln und sorgfältiger bewahren: so würde die Walze gar nicht mehr nöthig, oder gleich nach dem Eggen unschädlich seyn. Zur Erhaltung der Winterfrucht kann sie da wohl nicht dienen, wo keine mehr im Lande ist, wie sich bey der üblichen Behandlung des Ackers und strengen, dürren Frühlingswinden vielfältig begiebt; den Klos kann sie allein noch in die Erde drücken, aber nicht zerdrücken, mithin ihre eigentliche Bestimmung nur in noch fruchtreichem und lockerm Lande erfüllen, und dann, wenn auch die Oberfläche noch Feuchtigkeit hat, ganz wegbleiben, oder, wenn sie trocken geworden, gleich der Egge folgen, worauf die große Harke den Beschluß macht, als welche samt der tiefen Krume das Zuschlagen des Landes sicher verhindern.

Nun wären wir mit unsern Maaßregeln gegen ungünstige Witterungen so weit, daß ihr Verderben, so weit es in des Menschen Vermögen ist, weniger schädlich werden muß, und dürften uns auch durch den möglichst beförderten Wachsthum der Pflanzen weniger vor Insekten, die wirklich oft genug für nachtheilige Witterung angesehen werden, fürchten; wenigstens habe ich immer bemerkt, daß sie sich an frisch wachsende Pflanzen so leicht nicht als an stillstehende und kränkliche wenden. Soll inzwischen die Witterung durchaus fatal seyn, so können wir weiter nichts thun, als zusehen und hoffen; wer kann wider

Gott! Unter diesen ist wohl der Hagelschlag die allerfatalste, da man es ihm gleichsam ansehen kann, daß er gesandt wird zu verderben. Selten mag er im May und August kommen, Junius und Julius sind seine Monate, und die Monate, worin er am meisten schaden kann, weil er vermuthlich soll. Je früher er kömmt, desto eher verwindet ihn der Rocken, weil ihm sein Nachwachs noch wohl entgeht; desto eher der Weizen, der vielleicht noch nicht geschossen ist; desto weniger fühlt ihn der junge Gersten und die noch weiche Erbse; und der späte Flachs, der erst um Johannis gesäet wird, leidet noch wohl gar nicht. Aber am 19ten Jul., da er 1772 unsere Felder traf, in einer Stunde zweymal traf, da zerbrach er den Flachs, quetschte die Erbse, tödtete den Gersten, und ließ uns höchstens ein Dritthel des Rockens. Was konnte nun für den Sommer noch geschehen? Was sollte man auf umgepflügtem Gerstenlande noch bestellen, noch reif erwarten? In beyden Fällen, der Hagel komme früh oder spät, halte ichs fürs Beste, die Sachen zu lassen, wie sie sind; in jenem hat er die Hoffnung von jungen beschädigten Früchten nur verdunkelt, die aber von neu gesäeten gar nicht aufgeklärt; und in diesem sie gänzlich ausgelöscht. Bey solchem Wetter also gar kein Unterricht für den Landmann? Doch, einer, ein sehr heilsamer, aber leider! nur vielen nicht möglicher, daher ich ihn auch nicht unterstreichen will, dieser: Der Landmann muß sorgen, daß er einen Hagelschlag überwinden kann, ohne dadurch in Schulden zu gerathen. Macht er den, der es nicht ist, zum bessern Wirthe und bedacht, einen solchen Unfall ohne Ruin ausstehen zu können: so wird auch das Unglück, wie es seyn sollte, wohlthätig. Wo aber der Bauer von der jedesmaligen Ernte leben, oder hungern muß, da scheint mir

sein Schicksal zu hart, und der Hagel ein Wink zu seyn, es zu bemitleiden und zu erleichtern.

Der allerruhigste Landmann ward doch ungeduldig und klein, als auch in der Ernte 1771 kein Tag ohne Regen war. Nachdem die immer unterbrochene Arbeit so vieler Tage Lohn und gute Speisung mehr gekostet hatte, waren die Früchte nun nicht gerettet, sondern theils schon ausgelaufen, ausgewachsen und verdorben, theils noch in eben der Gefahr, und man mußte am Ende doch thun, was man mir verdachte, da ich es zuerst that, obgleich doch nicht früh genug that, nämlich sie einscheuren, wie man sie haben konnte, und nicht, wie sie seyn sollten. Man hatte mich immer in der Ernte eilen gesehen, wenn auch die anhaltende gute Witterung nachher bewies, daß ich davon nichts zu fürchten gehabt hätte; denn ich hatte stets die Regel, und 1771 erweiterte ich sie dahin: Man muß die reifen Früchte aufs geschwindeste unter das Dach bringen, und sie hier lieber durchs Umlegen vollends trocknen, wenn es der Regen draußen verhindert und ferner zu verhindern scheint. Der Bauer läßt gern die Früchte des Winterfeldes, den Winterrübesamen ausgenommen, und besonders des Sommerfeldes, erst einmal beregnen, ehe er sie einfährt, weil die Körner dadurch größer werden sollen; ohne zu bedenken, daß sie in der Scheure diese Feuchtigkeit wieder ausdünsten und ihre natürliche Größe wieder annehmen; und ohne darauf zu achten, wie viele davon indeß durch allerley Thiere verzehrt und zerstreuet werden, und wie groß die Gefahr ist, vom Winde ausgeschlagen und in anhaltender schlimmer Witterung größtentheils verdorben zu werden. Man sey doch lieber mit der Größe, die sie haben, zufrieden, und bringe was man hat in Sicherheit, damit nicht über die Erwartung von mehrerm auch dies zum

Die siebenzehnte Regel.

Theil verloren gehe *). Ich halte es für eine der nützlichsten Lehren, mit den Früchten aus dem Felde zu eilen, sobald sie zum Einscheuren trocken genug sind, damit man unter andern auch mit desto gröfferm Ernste an die Zubereitung des Winterfeldes gehen könne. Es taugt freylich nicht, wenn sie naß einkommen; was sollte man aber 1771 machen? sie wurden gar nicht gehörig trocken. Ich ließ also einfahren wie man sie haben konnte, und auf der Scheure fleißig umlegen, habe auch nicht gefunden, daß sie zum zweytenmale warm wurden. Was den einen Tag eingebracht war, hatte sich fast durchgehends in der Nacht erhitzt, ward daher den folgenden Morgen vor dem Frühstücke wieder aus einander genommen und im Fache an den Wänden herum in die Höhe gerichtet, und in der Scheure, wie man leicht denken wird, aufgemacht, was geöffnet werden könnte. Nach dem Frühstücke konnten die allermeisten Garben ganz kalt schon wieder ruhig niedergelegt und vor dem Einfahren des Nachmittags die noch warmen auch ohne Sorge an Ort und Stelle gebracht werden. Seit ich es so machte, verlor ich nichts mehr, und meine Leute wurden auch bald zu dieser neuen Arbeit willig, da sie sie im Trocknen verrichten und andere bedauern konnten, die durch ein neues Regenschauer alle ihre Mühe mit Umsetzen und Wenden im Felde immer wieder vereitelt sahen, sich naß und traurig nach Hause schlichen, und es endlich doch eben wie ich machen mußten. Fast unbeträchtlich würde mein Schaden gewesen seyn, wenn ich keinen Tag auf besseres Wetter gewartet, und wie sonst

*) Siehe Reichardts L. und G. S. fünften Theil, S. 133. 142. Herr von Eckhardt in Oeconomia experimentali zeigt den Schaden vom langen Liegen der Früchte noch umständlicher; ich habe aber sein Buch nicht zur Hand.

eingefahren hätte; denn was auswuchs und verdarb, das verdarb alles auf dem Felde, auf der Scheure nichts mehr, auch das Stroh nicht. Einen kleinen Nachtheil verursachte das Federvieh, das bey so vielen Oeffnungen von der Scheure nicht ganz abgehalten werden konnte, indeß immer den erträglichsten, weil es dem Hauswirthe wieder zu gute kömmt, was es verzehrt. Die Erbsen, die man bey uns nicht bindet, wurden auf den Ricken über die Balken unter dem warmen Dache so bald trocken, daß ich mich verwunderte und wiederholt bedauerte, sie zu ihrem Schaden länger wie sonst auf dem Felde gelassen zu haben. Da ich nun hiedurch einige Wochen früher denn andere aus dem Felde kam, und die Furcht vor dem Verderben in der Scheure ziemlich verloren hatte: so wagte ich es auch, um die bey uns gewöhnliche Zeit, gegen Ende des Augusts, die Wiesen zu mähen, die meine Nachbarn theils im October, theils gar das Jahr nicht ernteten. Mein Heu kam unvermeidlich feucht ein und fieng an, warm zu werden. Sobald es aber bemerkt ward, ließ ich Kinder auf den Boden, wo man Obst umher gelegt hatte, rufen und ermuntern, sich, um im Trocknen spielen zu können, mit dem Heu zu werfen, worüber es, ehe das feuchte wieder darauf kam, so trocken ward, daß es seiner Bestimmung gemäß sehr gut gebraucht werden konnte. Es giebt indeß in großen und kleinen Landhaushaltungen Hindernisse, diesem meinem Beyspiele zu folgen, in jenen hauptsächlich die einmal eingeführte Ordnung in den Geschäfften, und in diesen der enge Raum. Jene Ordnung ist nöthig und viel werth, und hat dabey den zufälligen Nutzen, daß man seine Rittergüter ohne alle Kenntniß von Oekonomie verwalten, und bey Mitteln dazu große Pachtungen antreten kann, weil man sich nur erzählen lassen darf, was nach der Reihe zu thun

längstens hergebracht ist, und jeder Hausgenosse in seiner Art weiß. Wer aber sein eigener Hofmeister, Scheurenvogt, Meyer und Gärtner seyn, alle diese Geschäffte selbst, und wohl gar nur als Nebenarbeiten, ordnen, und doch alles gehörig beschicken, davon leben, und gar für seine Familie sorgen soll, und es thut, der hat sicher einen schwerern Beruf, und kann am ersten Lehrer in der Oekonomie werden. In großen Haushaltungen ist indeß eine schöne Ordnung; dann fährt man auf diese Weise ein, so viel wird den Tag über beschickt, die Leute gehören auf die Scheure, und da wird das Korn hingelegt. Nun kann das aber einmal so nicht gehalten werden, weil die Witterung die darauf gebauete Ordnung stört: was macht man nun? Man läßt es häufig bey der einmal eingeführten Ordnung, weil nicht abzusehen steht, wie man davon abgehen könne, macht es wie gewöhnlich, läßt die Früchte verderben, klagt über Schaden, sucht Remission oder setzt zu. Wer die auf gute Witterung gegründete Ordnung seines Haushalts nach der schlechten nicht umändern, nicht dennoch alle Leute täglich wohl etlichemal anders beschäfftigen, nicht einige von andern Arbeiten zu den eiligsten abrufen, nicht im Falle der Noth neue anwerben kann, dem wird der ertheilte Rath unnütz. Ich wünsche, daß dies der Fall nicht oft seyn möge. Der kleinere Bauer nähme wohl guten Rath an, da der Verlust von einem Theile seiner Ernte gar hart für ihn ist, und gäbe mithin seinem Korne Raum unter dem Dache nachzutrocknen, wenn er ihn nur hätte. Zum Unglück sind aber seine Gebäude eben hinlänglich, die gemeinste Ernte zu fassen, und gegen Beywohner, Gesinde und Vieh so dicht verwahrt, daß man nur trockene Früchte sicher hinein legen kann. Ohnstreitig aber müßten der nassen Witterung und einer reichen Ernte wegen die Gebäude jedes Hofes

für eine gewöhnliche Witterung und Ernte zu räumlich seyn, mithin auch von Obrigkeits wegen in der Folge darauf gesehen werden, daß nicht das Wohnhaus des Bauern, wie es hie und da anfängt, schöner und kostbarer als nöthig, sondern die eigentlichen und immer wohlfeilern Wirthschaftsgebäude, Scheuren und Ställe, auf alle Fälle räumlich, dicht, luftig und warm genug aufgeführt und eingerichtet würden, wie durch die gewöhnlichen Bauremissionen leicht auszurichten steht.

Ich eile, der letzten nachtheiligen Witterung zu erwähnen. Es ist der Wind in der Zeit der Saat und der Ernte. Wer es ändern kann, säet nicht gern wenn der Wind heftig ist, und am wenigsten leichtes Korn; und wer nicht Ueberlegung, Fertigkeit und Kräfte genug hat, den Zug der Luft zu beobachten, dessen ungeachtet das Korn hinzuwerfen wo es hin soll, und wider denselben zu arbeiten, der kann sich durch Fehler beym Säen um den halben Ertrag des Ackers bringen, und durch die leeren Stellen Verwilderung darin veranlassen. Wie man im Winde säen müsse, brauche ich hier nicht zu lehren, sondern nur zu erinnern, daß der Hauswirth, der nicht selber säet, ja Bedacht hierauf nehme und die hier begangenen Fehler nicht auf fremde Rechnung schreibe. Der geübte Säemann kann sie inzwischen leichter vermeiden, als sich der Schaden verhüten läßt, den der Sturm im August zu thun pflegt. Selten bleibt er ganz aus, und wie er kömmt, so ist der Schaden. Trifft er die Erbsen auf dem Felde liegend, so zerstreuet er sie, jagt sie auch wohl in die Büsche und füttert mit ihren Körnern das Rebhuhn; stößt er auf die Rockenstiege, so muß man die Garben oft weit umher wieder zusammensuchen, und, wenn man der letzte ist, nehmen, was andere nicht schon genommen; findet er den Flachs ausgebreitet, so müssen

seine Halme mit, wo sie der Eigenthümer nicht sucht, nicht abreichen, nicht mehr für die seinigen erkennen kann; und wenn er endlich noch reifen Weizen und Gersten antrifft, so schlägt er ihn dergestalt aus, daß der Drescher wenig zu thun überbehält. Da dies der größte Schaden ist, den er anrichtet und oft anrichtet, so pflegt ihn der Landmann, der ganz bekannt damit ist, den Weizendrescher zu nennen. Den 30sten und 31sten August vom Jahre 1777 machte er es mit dem noch stehenden Weizen und Gersten, auch hie und da mit dem auf dem Felde liegenden Flachse so arg, daß dieser größtentheils verwehet, und jene fast gänzlich ausgeschlagen wurden. Ich muß also die vorige Regel auch gegen diesen Feind wiederholen: Man eile mit den reifen Früchten vom Halme und aus dem Felde, und suche den Flachs zu breiten, wo er möglichst vor dem Westwinde sicher liegen kann. Ich weiß es wohl, daß man sich über mein Empfehlen des Eilens aufhalten und viele Rechtfertigungen des Zauderns in Bereitschaft haben wird; weiß aber auch, daß man beym Eilen immer am sichersten fährt und öfter dazu kommen kann, als man es Wort haben will.

Die achtzehnte Regel.

Der Landmann will nie gefehlt haben, das ist lange bekannt, immer zu einer Arbeit, die mit grossem Schaden unterblieben ist, nicht haben kommen können, wenn es auch in die Augen fällt, daß er es gekonnt hätte; aber in großen Haushaltungen ist es die einmalige Ordnung der Geschäffte, und in kleinen eine ganze Sammlung von Vorurtheilen, die ich nicht mehr durchblättern mag, worüber der meiste Schaden erlebt wird. Wer aus Mangel des Raums die Früchte auf einander packen und sie daher äußerst trocken einbringen muß, hat so lange etwas für sich, als erweislich ist, daß er durchaus seinen Raum we-

der erweitern noch luftiger machen kann. Uebrigens bin ich überzeugt, daß die allermeisten Wirthe ihre Früchte zeitiger, als geschieht, vom Halme und unter das Dach schaffen könnten, wenn sie immer, wo die meiste Gefahr ist, hinsehen, nicht zur Unzeit ein Tage- oder Fuhrlohn sparen, die Hoffnung zur Vermehrung oder Vergrößerung derselben im Felde schwinden lassen, und zur rechten Zeit fleißiger seyn wollten; und eben so überzeugt, daß der nie vorsichtiger und eiliger moralisirt wird, den der Schaden, und wiederholter Schaden nicht vorsichtiger und eiliger macht. Es ist mir mehr denn ein Dorf bekannt, das durch die Nutzung seiner Lage nie den Flachs vom Felde verloren, auch in dem vorjährigen heftigen Sturme nicht verloren hat, wenn es sich nämlich von Mittag gegen Mitternacht zieht und an der Morgenseite den Flachs breiten kann, wo er durch die Gebäude sehr geschützt gegen den Westwind liegt. Es mag bey vielen Dörfern nicht angehen, ihm diese ruhige Lage zu geben, bey vielen aber auch möglich, und nur nicht hergebracht seyn. Indeß ist an dessen Erhaltung, besonders dann, wenn er die sauerste und kostbarste Arbeit bereits gekostet, den Landleuten zu viel gelegen, als daß sie nicht jeden guten Rath dazu erkennen, und zu befolgen versuchen sollten, so weit sich die Lage ihrer Gebäude, Gärten, Holzungen und Berge nutzen läßt.

Noch einen Einfall habe ich aufmerksamen Wirthen und Beobachtern der Natur vorzulegen, den nämlich, daß es gegen manche ungünstige Witterung gut seyn möchte, wenn die Aecker mehr von Mittag nach Mitternacht, als von Morgen nach Abend zögen. Diese Lage hat das Ungemach, daß, wie der Ostwind den ganzen Acker bestreichen und den dünnstänglichen Rocken niederwehen kann, auch der Westwind die Früchte schärfer fassen, mehr ausschlagen

und die Gerstenschwate aufrollen, und so haufenweise in die Luft zerstreuen; und ferner die Mittagssonne, weil sie gegen den Mittelrücken scheint, desto leichter diese Seite aufthauen, den Rocken schleunig ins Wasser bringen und verderben kann *). Bey der andern Lage aber giebt die Erhöhung auf der Mitte des Ackers dessen Westseite gegen den Ostwind, und dessen Ostseite gegen den Westwind einigen Schutz, wodurch mancher Schade wenigstens gemindert und das Verwehen der Gerstenschwate, wenn man sie mit dem Aehrenende gegen Abend legt, vielleicht ganz abgewandt werden kann. Auch scheint nun die Mittagssonne nicht mehr gegen die eine Seite, sondern auf den ganzen Acker, und thauet folglich nicht mehr so scharf, sondern nach und nach ohne merklichen Schaden des Rockens auf. Mir ist es wenigstens so vorgekommen, daß die Aecker, welche von Mittag nach Mitternacht ziehen, vom Ost- und Westwinde nicht eben leiden, wenn der Schaden von diesen Winden herrührt, und wenn das geschwinde Aufthauen und Zufrieren der Früchte Nachtheil wird, gleichfalls verschonter bleiben, da ich in diesem Falle die Mittagsseite der Aecker, die von Morgen gegen Abend gehen, immer dünner an Korne als die andere gefunden habe. Unsere Aecker haben diese Richtung fast durchgehends, und wo man sie anderswo anders sieht, da sieht man sie nicht immer in den Jahren, wo der Schaden von Winden und dem Aufthauen vorfällt, und nicht zu der Zeit, wo der letzte Schaden bemerkt werden kann. Hätte ich indeß auch richtig beobachtet, so würde doch damit nicht ausgerichtet werden, daß man den Zug der Aecker veränderte, der ohne-

*) Das weiß der Hausvater auch, siehe ersten Theil, S. 110. aber ich finde nicht, daß er einen Rath dawider gegeben.

hin gewöhnlich den Bergen folgt, und so lange folgen muß, als sie der Landmann einzeln auf der ganzen Feldmark zerstreuet liegen hat. Sollte man es aber einmal möglich machen können, jedem Hofe alle seine Ländereyen bey einander her zu geben, damit er jeden Platz seiner Natur nach frey und aufs beste nutzen könne: dann wäre ihm meine Beobachtung, falls sie durch andere bestätigt *) wird, mitzutheilen, und dann könnte er sie nutzen.

II. **)

Die Aufgabe der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen:

Wie die Landwirthe bey dem Verkaufe ihrer gewonnenen Producte, und beym Einkauf

*) Beym Nachsehen in der Schweizerischen Gesellschaft in Bern Sammlungen von landwirthschaftlichen Dingen, finde ich doch in des ersten Theils viertem St. S. 924. daß es der M. von Turbilly, wiewohl nur aus einem meiner Gründe, für eine Hauptsache hält, die Linien der Furchen allezeit von Mitternacht gegen Mittag zu ziehen, und niemals von Morgen gegen Abend.

**) Dieser Aufsatz gehört mir nicht ganz; ich habe keine Veranlassung gehabt, den landwirthschaftlichen Handel zu studiren, oder weit zu treiben. Da er aber nicht oft gehörig überdacht oder weit genug getrieben werden mag: so theilten mir patriotische Landwirthe, denen ich die vorliegende Aufgabe bekannt machte, ihre größtentheils aus Erfahrung gesammleten Einsichten willig mit; und wie, nach ihrem Urtheile, das Gesagte in eine kurze Regel gezwungen werden muß, wenn es der Landmann, der nicht gern viel liest, aber doch der abgezweckte Le-

der zur Landwirthschaft nöthigen Waaren, am vernünftigsten und vortheilhaftesten zu verfahren haben?

theilt sich in zwo Foderungen. Die erste verlangt

„einen gründlichen, vollständigen und deutlichen „Unterricht, wie die Landwirthe bey dem Ver„kaufe ihrer gewonnenen Producte am vernünf„tigsten und vortheilhaftesten zu verfahren ha„ben."

Um dieser Foderung genug zu thun, muß man den Landmann übersehen, der so unglücklich ist, gleich nach der Ernte alles, was sein eigener Haushalt nicht unumgänglich erfodert, verkaufen zu müssen, um die Abgaben von seinem Hofe berichtigen zu können. Dem kann kein Unterricht dienen. Man darf auch bey jenem nicht stehen bleiben, den die ungünstige Lage seines Orts so weit von Städten entfernt, daß er dahin mit seinen Waaren nicht selbst kommen kann, sondern sie dem Vorkäufer, wenn der eben umherzieht, überlassen muß. Endlich soll uns auch der ärmere Landmann nicht irren, der nur wenige und unbeträchtliche Früchte abzusetzen hat, und froh seyn muß, wenn sie ihm nur jemand abnimmt, sie mögen gelten was sie wollen. Diese drey Landwirthe würden die Antwort sehr kurz machen.

Auf der andern Seite würde der Foderung auch nicht genug geschehen, wenn man die großen, begüterten Landwirthe, die fast alle Producte gewinnen

ser ist, durchsehen soll: so wird es auch, nach ihrem Urtheile, bekannt gemacht, weil, wie sie meynen, so weit jeder unerfahrne oder unaufmerksame Landmann, weiter aber und bis ins Kleine, bey der gar zu großen Verschiedenheit, niemand belehrt werden könne.

und sie auf mehr als einem Wege versilbern können, allein im Auge hätte; die bedürfen keines Unterrichts, sondern andere haben nöthig, sie zu ersuchen, daß sie die Preise ihren eigenen Weg gehen lassen und ihnen nur nicht befehlen.

Der beste Weg, die Foderung zu erfüllen, ist also wohl, bey den gewöhnlichsten Producten selbst zu bleiben, und den Landwirth, der sie bauet und in den Umständen ist, sie mit Vortheil absetzen zu können, seine Maaßregeln, nach seiner besondern Lage, dabey nehmen zu lassen.

Auf diesem Wege komme ich nun zuerst zu den Feldfrüchten.

Wer sie ehrlich und mit Vortheil verkaufen will, muß ihnen alle mögliche Güte zu geben suchen. Dies ist der erste und vorzüglichste Rath, den man ertheilen kann. Der Güte unsers Korns muß nichts als die Witterung und Natur des Bodens im Wege seyn. Was dazu reine und gute Einsaat, genaue Bearbeitung des Ackers, sorgfältige Verwahrung, und die möglichste Reinigung beytragen können, das muß nicht unterbleiben. Der Landmann, der immer gutartiges, reines, gesundes Korn zu Markte bringt, wird bald bekannt, wird bald Bestellungen erhalten; und wie er sich dadurch baldigen, vortheilhaften Absatz verschafft: so gründet er zugleich seinen Wohlstand. Das ausgesiebte Unreine, und das leichte Korn kann er sich, bey der Fütterung von so mancherley Viehe, gut genug zu Nutze machen. Verkauft er unrein und schlecht, so wird er bald dafür bekannt, und muß denn zuletzt, nicht wie er, sondern wie der Käufer will, verkaufen. Wer gar das Maaß verkürzen, oder Korn anfeuchten wollte, fiele der Policey anheim, und gehört nicht hieher.

Wenn der Landwirth den besten Marktpreis ziehen will: so muß er zeitig mit seinen Früchten

da seyn. Wer sie in der Stadt nöthig hat, und das ist der beste Käufer, sucht sie früh; wer spät kauft, will wohlfeil kaufen. Der Landmann, welcher zuletzt kömmt, erhält selten den Preis der ersten, weil der Käufer schon weniger, und der Vorurtheile, daß seine Waare die beste nicht sey, mehr sind.

Die häufigste, wichtigste Feldfrucht, die billig allen übrigen vorsteht, ist

der Rocken.

Er ist zu den bekanntesten Bedürfnissen Jahr aus Jahr ein nöthig, und man kann ihn zu allen Zeiten absetzen;

wird, als die häufigste Feldfrucht, zur Zeit der meisten Ausgaben, von dem größten Theile der Landleute, im Herbste und Winter, da sie die beste Zeit zu den Marktfuhren haben, hauptsächlich verkauft, und pflegt in dieser Zeit am wohlfeilsten zu seyn;

läßt sichs im Vorsommer früher und sicherer als der Weizen ansehen, wie er gerathen werde, und pflegt, nach dieser Aussicht, im Preise zu steigen und zu fallen; der aufmerksame Landwirth kann es, bey den gewöhnlichen Fehlern in seiner Cultur, aus der Herbst- und Winterwitterung mit mancher Wahrscheinlichkeit vorausehen;

ist der wichtigste Theil der Magazine, und wird daher vor und im Kriege am meisten gesucht;

pflegt von der letzten Ernte angenehmer als von der vorhergegangenen zu seyn, und muß, wenn er aufgeschüttet wird, sehr gegen den Wurm verwahrt werden;

wird in so mancherley Erdreiche gebauet, hat viel weniger Feinde als andere Kornarten, und ist uns von der Vorsehung zum hauptsächlichsten Nahrungsmittel bestimmt, mithin einem allgemeinen Miswachse

nicht leicht ausgesetzt, und am wenigsten ausgesetzt, wenn er abgehalten wird, sich vor dem Winter zu übertreiben;

geht nicht leicht aus allgemeinem Mangel in einen hohen Preis, sondern aus Besorgniß eines allgemeinen Mangels, deren Ursachen hier nicht her gehören;

bestimmt gewöhnlich den andern Kornarten ihren Preis nach dem seinigen, und ist daher als die Hauptfrucht anzusehen;

kann bloß durch Witterung, die die Wege verschlimmert und die Zufuhr aus der Ferne erschwert, und durch einen Zuschlag eines benachbarten Landes, wiewohl gewöhnlich nur auf einige Zeit, im Preise steigen;

wird nur für wenige Haushaltungen vorräthig angekauft, weil die wenigsten die Mittel und den Raum dazu haben;

ist das vornehmste Meyerkorn, und versorgt daher die Gutsherren wenigstens bis zum Frühjahre; oder wird von denen, die mehr als ihre eigene Consumtion um Martini erhalten, gewöhnlich, aus Mangel des Raums, noch im Winter wieder verkauft.

Aus diesem allem ergiebt sich die Regel: der Landmann muß vorzüglich auf den Wachsthum und Preis des Rockens merken, oder, wenn er das Wort versteht, speculiren; was er aus Noth absetzen muß, in der Saatzeit verkaufen, und was er nicht aus Noth absetzen darf, bis nach Ostern behalten, und seinen Vorrath langsam bis zur Ernte hin verkaufen. Es kann ihn betrügen, und der Preis gegen die Ernte immer geringer werden; die Vermuthung aber ist überwiegend, daß ihn die Regel bald wieder schadlos machen und auf den rechten Weg eines billigen Gewinns führen werde.

Der Weizen

wird zum Backen und Brauen, zu Graupen, zur Stärke, und in jeder Haushaltung durchs ganze Jahr, so ziemlich in gleicher Menge, wenn keine auſserordentliche Vorfälle eintreten, verbraucht;

am meisten wird er um und nach Michaelis gesucht, theils von den Haushaltungen, die sich gern mit ihren Bedürfnissen aufs ganze Jahr versehen, theils zur Saat, wo man sie verändern, noch nicht gern dreschen, seinen geernteten brandigen Weizen nicht säen will, oder keinen geerntet hat;

ist das einzige Korn, was von vorjähriger Ernte gesäet werden kann, und mit dem gröſsten Nutzen gesäet wird;

kann noch kurz vor der Reife vom Mehlthaue und Brande verdorben, vom Winde ausgeschlagen werden, und wächst in nasser Witterung, wenn er schon in Haufen steht, vorzüglich leicht aus;

geht am reinsten bey hellem Froste aus dem Strohe, und wird in feuchter Witterung nicht ohne Schaden gedroschen;

wird vor dem Froste sparsam zu Markte gebracht, und von der geringsten Art, was nämlich der Landmann etwa zu viel zur Saat drosch, und dazu untauglich hinten wegnahm.

Aus diesen Erfahrungssätzen fliesst die Lehre: man muſs den Weizen bey hellem Froste oder trocknem Sommerwetter dreschen, und besonders in den Monaten August bis November verkaufen. Wer dieſs möglich machen kann, wird den Gewinn vom Weizenbau haben, wovon schon mancher Hauswirth versichert, daſs er ihn zum Manne gemacht. Es kann nichts dagegen eingewandt werden als die Sorge, der Weizen möchte bis zu dieser Zeit zu sehr eintrocknen. Man weiſs aber, daſs er weniger als anderes Korn

eintrocknet; und der Gewinn vom Verkaufe zu dieser Zeit überträgt jenen Schaden sehr leicht, besonders, wenn erst bekannt ist, daß dieser Landwirth recht trocknen, folglich desto reichhaltigern Weizen habe. Er darf dann sogar hoffen, daß man ihm den Weizen vom Hofe holen wird, vornehmlich, wenn erst mehr eingesehen wird, wie viel besser zur Saat der alte für den neuen ist.

Der Gersten

ist im Großen zum Brauen, und im Kleinen zum Viehfutter von einer Ernte zur andern anzubringen;

wird am häufigsten früh im Herbste zur Mast der Schweine und Gänse, und im Frühlinge zur Saat gesucht, und von vorjähriger Ernte bis Martini am liebsten zum Brauen genommen;

pflegt wegen Bestellung des Winterfeldes und wegen des erforderlichen Saatrockens nur sparsam im Anfange des Herbstes gedroschen zu werden;

pflegt, nicht so sehr durch den Anschein einer guten oder schlechten Ernte, als hauptsächlich durch das Steigen oder Fallen des Rockens, in seinem Preise zu steigen oder zu fallen;

kann den Rockenpreis herabsetzen, wenn er vorzüglich geräth, und erhöhen, wenn er misräth, oder wenig verspricht, oder durch gestiegenen Haberpreis gesteigert wird.

Der Landmann wird daher wohl thun, wenn er seinen Gersten theils früh um Michael verkauft, theils um die Saatzeit zum Verkauf bereit hat, und theils erst gegen, oder in, oder nach der Ernte losschlägt. Höchst wahrscheinlich wird er in einem dieser Termine von dem höchsten Preise mit gewinnen.

Der Haber

hat gewöhnlich keinen, oder einen sehr geringen Einfluß in die übrigen Kornpreise, vielleicht, weil er am seltensten misräth, und läßt sich seinen Preis vom Gersten setzen;

kann aber auch den Gerstenpreis erhöhen, wenn er im Kriege zu Magazinen häufig gesucht wird;

pflegt nur in den Städten, wo viele Equipagen sind, von den Gastwirthen, und Grützmüllern verlangt zu werden;

ist häufig ein Theil des Meyerzinses, und pflegt, nach dessen Ablieferung um Martini, am wohlfeilsten zu seyn;

wird noch wohl einzeln von denen, die Gänse damit mästen wollen, gegen Michael am Markte erwartet.

Diese Umstände geben folgenden Rath: wer Haber zum Verkauf bauen muß, bringe ihn zeitig um Michael, gegen die Saatzeit, und den Rest nach Johannis in kleinen Theilen zu Markte, bis ihm die Güte des Korns Bestellungen verschafft, die er denn, wie sich der Rockenpreis anläßt, groß oder klein übernimmt. Wer Gersten gewinnen kann, wird nicht leicht mehr Haber, als er selbst nöthig hat, bauen, weil der Absatz unsicherer ist, und das Land mehr als vom Gersten leidet. Hat er aber den Absatz sicher, so kann ihm ein doch oft genug vorkommender guter Preis dieses gewöhnlich gar ergiebigen Korns schon einen artigen Gewinn verschaffen.

Die Erbsen

werden fast in allen Haushaltungen verspeiset, und mit guter Wirkung zur Mast der Schweine, wenigstens im Anfange, angewandt; werden daher in den Städten, doch gewöhnlich nur zu einzelnen Himten, von Michael bis Weihnachten vornehmlich am

Markte gesucht, nach Ostern aber kaum mehr angebracht, weil man dann, bis die angenehmere Vorspeise kommt, damit pflegt versehen zu seyn;

pflegen, anderer Herbstgeschäfte wegen, selten zeitig genug gedroschen zu werden;

stehen gemeiniglich mit dem Rocken in gleichem, öfter in höherm als geringern Preise;

wollen sich durch vorläufige Gewißheit, daß sie leicht gahr werden, mehr, als durch ihr gutes Ansehn, verkaufen lassen;

werden an den Oertern, wo sie besonders gerathen, vielfältig zur neuen Einsaat, die andere Gegenden, welche den rechten Boden dazu nicht haben, oft ändern müssen, gesucht.

Hieraus folgt: wer Erbsen zur Mast mit Vortheil verkaufen will, muß sie um Michael aus dem Strohe haben, oder bis folgende Michael liegen lassen; wer sie zur Speise absetzen will, muß erst einige Städter von ihrer Güte überzeugen, und sich dadurch Bestellung verschaffen; daß sie zur neuen Einsaat verlangt werden, kann man nur an einem Orte, der deßfalls im Rufe steht, erwarten. Man kann, ich weiß es aus Erfahrung, die Erbsen fast aller Orten genießbar für den Tisch ziehen, wenn man oft die Einsaat ändert, und sie nicht zu hart auf dem Halme werden läßt; schwerlich wird man ihnen aber die Güte manches andern Orts verschaffen, und der Käufer selten viele finden. Wer Gewinn davon haben will, muß da wohnen, wo sie den rechten Boden und Ruf haben.

Die Linsen

sind eine beliebte Speise im Winter und Frühlinge;

pflegen, aber mit vorläufiger Gewißheit von ihrer Güte, zu kleinen Portionen ganz häufig im Herbste am Markte gesucht zu werden;

gerathen meistens recht gut, zehren indeß den Acker ziemlich aus, und werden daher selten zum eigentlichen Verkauf gebauet;

stehen, so lange sie verlangt werden, gemeiniglich mit dem Weizen in gleichem Preise;

bleiben nicht selten, wenn man sie vor Weihnachten nicht absetzen kann, liegen, und werden Taubenfutter.

Wer daher an einem Orte, der deswegen im Rufe steht, wahren Gewinn von Linsen ziehen will, muß seinen ganzen Vorrath nach und nach im Herbste zu kleinen Theilen an den Markt bringen, und seinen Acker wieder stärken können. An einem Orte, wo sie besonders gut gerathen, werden sie auch wohl zur Einsaat gesucht; es ist aber mißlich, sie darauf liegen zu lassen, da sie im Sommer nicht leicht mehr anzubringen, und alte gar nicht mehr abzusetzen sind.

Die Feldbohnen

werden eigentlich zum Futter für Ackerpferde, auch wohl zur Schweinemast gebauet; zu jener Absich nicht leicht, ehe zu dieser bey dem Landwirthe gesucht, und an den Markt fast gar nicht gebracht. Sie sind folglich keine Frucht zum Handel. Wenn es demnach Rath wäre, zuweilen mehr Feldbohnen, als der Haushalt erfodert, zu bauen, oder sie ausserordentlich geriethen: so müßte sie der Landwirth ausbieten, oder zum eigenen Gebrauch auf künftigen Winter aufheben, und das folgende Jahr sein Brachfeld zu Früchten nutzen, die sich sicherer versilbern lassen.

Die Wicken

werden größtentheils grün gefüttert, und die Landwirthe lassen gemeiniglich nur so viele reif werden, als zur künftigen Aussaat nöthig sind. Da das aber nicht von einem jeden geschieht oder geschehen kann:

so wird in den Gegenden, wo es an Weide fehlt und das Wickenfutter nöthig ist, im Frühjahre oft sehr nach Saatwicken gefragt. Wer daher in oder an einer Gegend wohnt, wo Wickenfutter gebauet werden muß, kann sich oft durch Saatwicken, wenn er seinen Vorrath davon gegen den März bekannt macht, oder himtenweise zu Markte bringt, einen beträchtlichen Vortheil schaffen. Was davon liegen bleibt, kann für die Ackerpferde gebraucht werden. In manchem Haushalt wird zu vier Himten Rocken ein Himten Erbsen, oder Bohnen, oder Wicken, was etwa davon liegen geblieben oder zu wohlfeil ist, gemahlen, und das Brodt davon gern gegessen.

Der Winterrübesaamen

wird bekanntermaaßen zum Rübeöle gebraucht, und entweder nur zu den Bedürfnissen der eigenen Haushaltung, oder zum Verkauf gebauet;

pflegt nur auf guten oder sehr gebesserten Aeckern reichlich zuzutragen, und kann nur ohne Nachtheil gebauet werden, wo man das Rockenstroh nicht sehr nöthig hat;

ist von sehr unbeständigem Preise, den sein eigenes Gedeyen und der Wallfischfang zu bestimmen pflegen, und womit der Verkäufer zufrieden seyn muß;

kann nicht wohl anders als an die Oelmüller abgesetzt werden;

leidet zuweilen im Winter so sehr, daß der Acker im Frühjahre wieder umgepflügt werden muß.

Hieraus scheint mir der Satz zu fließen: wer durch Verkauf von Wintersaamen zu gewinnen denkt, wie oft gar beträchtlich geschehen kann, der muß Oelmühlen, die seinen Vorrath aufsuchen, in der Nähe haben, und in den Umständen seyn, auch einen Schaden tragen, und einen Vortheil entbehren zu können.

Der Sommerrübesaamen

wird gleichfalls geschlagen, ist aber nicht so ölreich, und selten recht ergiebig; wird daher nicht leicht zum Verkauf, sondern zum eigenen Verbrauch, und auch dazu nicht viel gezogen, weil er oft den Kräften des Ackers mehr schadet, als er dem Hauswirthe einträgt.

Der Mohnsaamen

pflegt zwar größtentheils im Garten gezogen zu werden, wächst aber, nach vorjährigem guten Dünger, auch im Felde;

findet, seines guten Oels wegen, besonders in Landhaushaltungen vielen Beyfall;

würde seinen Platz gut genug bezahlen, wenn man ihn beständig bauete, und den Liebhabern dafür bekannt wäre.

Der Haushälter, der jährlich den Acker dazu hat, wird wenig wagen, wenn er Mohnsaamen zum Verkauf bauet, ihn leicht los werden, wenn es erst bekannt ist, und dann gut genug dabey gewinnen.

Der Flachs

kann zwar in den dreyen Monaten April, May und Junius auf allerley Aeckern bestellt werden, geräth aber, nach Beschaffenheit der Aecker, gemeiniglich nur aus einem Monate, selten aus zween, und wo der frühere gedeyet, da pflegt der beste zu seyn;

ist ein Gewächs, das sowohl roh, als verarbeitet, immer seinen Abnehmer findet;

pflegt nur von der letzten Ernte zu Markte zu kommen, weil der zurückgelegte zum eigenen Gebrauch bestimmt ist, und wenige Landleute davon eine Ernte vorräthig haben können, und daher, nach Beschaffenheit der Ernte, von verschiedenem Preise zu seyn;

wird viel häufiger im Winter als im Sommer, von einem Orte mehr als von dem andern gesucht;

leidet durch Zurücklegen nicht, sondern verbessert sich dadurch;

kann ohne Rücksicht auf die Ernte, bloß durch den Preis des Garns, wo es ausgeführt wird, im Preise steigen und fallen;

macht den Acker sehr matt, ist dem Misrathen noch viel unterworfen, und erfodert recht viele Arbeit und Kosten, ehe er zum Verkauf gebracht werden kann;

ist indeß ein Product, das der große Landwirth nicht entbehren kann, und das den kleinen hie und da größtentheils ernähren muß.

Wer es daher nöthig hat und seinem Acker zumuthen darf, zum beträchtlichen Verkauf Flachs zu bauen, wird ihn in kleinen Stüken, an den Tagen, da die öffentlichen Abgaben den Landmann nicht zur Stadt treiben, vortheilhafter, am vortheilhaftesten aber absetzen, wenn er bey Vorrathe ist und den höhern Preis benutzen kann. Ob es dem Landmanne einträglicher sey, den Flachs nicht roh, sondern in Garn verwandelt, und nicht das Garn, sondern die daraus gewebte Leinwand, auch diese nicht grau, sondern gebleicht, theils auch gefärbt und gedruckt abzusetzen, dieß ist eine Frage, welche nur die Regierung und Kaufmannschaft beantworten, und deren Beantwortung der Landmann nur nach seinen örtlichen und häuslichen Umständen befolgen, oder nicht befolgen kann. Nach dem gewöhnlichen Mittelpreise des groben Garns, das so vielen Flachs erfodert, hat der Landwirth von einem Morgen Flachs, nach Abzug der Unkosten, den geringsten Gewinn, und muß den größern den Kaufleuten lassen. Indeß ist der Flachsbau nun einmal ganz unentbehrlich, und muß befördert werden; die billigste Beförderung wäre aber, dem Landmanne mehr Nutzen davon zu verschaffen.

Der weisse Feldkohl

ist ein Gewächs, das nur auf gutem, fetten Lande und bey günstiger Witterung vortheilhaft gedeyet;

erhält seinen Preis bloß von der Menge, bezahlt indeß gewöhnlich seine Stelle gut genug, muß aber im Herbste verkauft werden;

kann doch auch so gut gerathen, daß er in der Nähe kaum für einen zu niedrigen Preis abzusetzen ist.

Wenn man nun in dem seltnen Falle, daß der Kohl in der Nähe nicht abzusetzen wäre, ihn in entferntere Städte mit Vortheil nicht verfahren könnte: so wäre zu rathen, daß man ihn sauer einmachte, und so verkaufte, wozu es auf den Frühling an Liebhabern nicht zu fehlen pflegt. Ich weiß wenigstens, daß sich jemand einmal durch dieß Mittel seine Kohlernte, die er sonst hätte dem Viehe preis geben müssen, sehr einträglich gemacht hat.

Die Feldrüben

werden nach Beschaffenheit des Ackers und den Bedürfnissen des Haushalts, entweder gar nicht, oder bloß für den Tisch, oder nur für das Vieh, oder für Menschen und Vieh zugleich gebauet, und geben einer Gegend oder einem Orte entweder ein vorzügliches Einkommen, oder sind nur eine Nebenfrucht, die man theils in der Brach, theils auch nach dem Rocken, als die zweyte Frucht des Ackers, bauet;

sind leicht und mit Vortheil abzusetzen, wenn ein Ort erst einmal den Ruf hat, eine Art zu zeugen, die sich sonst nirgend ziehen läßt;

können indeß nicht anders als Speise für den Tisch verkauft, mithin, wenn sie nicht von vorzüglicher Güte sind, mit Vortheil dazu nur an Oertern gebauet werden, die nahe an solchen Städten liegen, wo man bey der Menge und Verschiedenheit der Menschen alles los werden kann.

Wer demnach von seinem Acker, ohne Nachtheil vorzüglicherer Früchte, noch gute Speiserüben auch gewinnen und leicht in einer nahen Stadt absetzen kann, thut ohne Zweifel wohl, sie so lange zu bauen, als der Absatz da ist. Der Landwirth muß auf alles bedacht seyn, was mit Vortheil angebracht werden kann, und dessen Berechnung muß seine Geschäfte mehr als väterliche Weise leiten. Könnte man die Rüben nicht absetzen, so bleiben sie ein gutes Viehfutter, womit sich Korn sparen läßt.

Die Grütze

ist theils Hirse, theils Buchweizen. Grasgrütze wächst ohne Bau;

wird da nur gebauet, wo ergiebigere Früchte nicht fortwollen, da auch am meisten verbraucht;

kann indeß auch als eine Speise der Armen, und einiger Liebhaber, auch für das junge Vieh, aller Orten abgesetzt werden, wiewohl mehr an Kaufleute, als in die Haushaltungen; doch bey jenen am besten gegen andere Waaren;

pflegt am theuersten in den bessern Gegenden zu seyn, wo sie nicht gebauet wird, kann aber höchst selten von dem Landmanne, der sie zieht, selbst dahin verfahren werden.

Die Grütze wird daher am höchsten ausgebracht, wenn der Landwirth den Kaufmann nöthigen kann, sie bey ihm zu suchen. Da er das aber, wo er Grütze bauen muß, nur selten kann: so wird ihm auf keine Weise ein erheblicher Gewinn davon zu verschaffen stehen.

Der Senf

ist ein Gewächs, womit der kleine Landmann baare Ausgabe sparen kann, weil der Kaufmann, der ihn braucht, gern andere nöthige Waaren dafür giebt.

Der Toback

ist ein neues Gewächs unserer Felder, das, wie alle neuen, seine ersten Pflanzer so lange, bis es allgemein wird, bereichern kann. Wer ihn zu bauen versteht und gut zieht, darf noch eine Weile des Absatzes wegen unbekümmert, und kann eines artigen Gewinns versichert seyn. Wenn sich aber der Bau erst so weit ausgebreitet hat, daß der Tobacksspinner und der Kaufmann aussuchen und liegen lassen, dann wird erst die Frage entstehen, wie der Landmann dieß Product am vortheilhaftesten versilbern könne? Itzt steht ihm zu rathen: man muß jede neue Pflanze, die den Abtrag des Ackers merklich erhöht, gleich im Anfange mit zu bauen lernen, und, so viel es ohne Nachtheil des unaufheblichen Landhaushalts geschehen kann, so lange häufig und von der besten Güte ziehen, bis der abnehmende Vortheil nachzulassen räth.

Der Hopfen

ist dagegen ein solches abnehmendes Gewächs, das itzt nur noch einigen, die damit in die nordlichen Gegenden fahren, Vortheil bringt, und schon an vielen Orten, wo es sonst den stärksten Bau ausmachte, theils ganz eingeht, theils wenig mehr gepflanzt wird. Der Landwirth merkt sich dabey: man muß nicht eigensinnig Gewächse fortbauen, weil sie Vater und Großvater mit Nutzen gebauet haben, sondern jeden Bau einstellen, sobald er keinen billigen Lohn der Arbeit mehr abwirft.

Das Stroh

ist besonders das von Rocken und Erbsen. Jenes kann nicht leicht eine Haushaltung entbehren, und wer Pferde ohne Ackerbau hält, gar nicht entbehren. Dieses muß oft der Schäfer, wenn der Winter länger währt, als er gerechnet, zukaufen. Das übrige ist nicht leicht feil, wird nicht leicht gesucht;

darf der Landwirth durchaus nicht verkaufen, ohne gewiß zu seyn, daß er es, ohne Verminderung des nöthigen Düngers, und ohne Nachtheil seines eigenen Viehes, völlig entbehren könne;

soll er auch in diesem Falle so rein nicht verkaufen, daß er, um Seile in der Ernte zu haben, erst eilig dreschen müßte;

muß er nicht ehe verkaufen, als bis er aus dem Ueberschusse von voriger Ernte gewiß ist, daß er das folgende Jahr reichen werde, und wenn ihm der Raum dazu, besonders nach einer reichen Strohernte, fehlen will.

Wenn es demnach ein Landwirth dahin erst gebracht hat, daß er bis zur folgenden Ernte den Strohmangel durchaus nicht fürchten darf, so mag er seinen Ueberfluß an Strohe, nach Zeit und Umständen zu Gelde machen. Weiter will ich hier nichts rathen; es giebt der Strohhändler, zum Schaden ihres Ackers und Viehes, ohnehin schon zu viele; der Armseligen, die es losschlagen müssen, genug für die Bedürfnisse der Städte; und für mich mag immer ein unnützes Pferd in der Stadt weniger seyn, und der Verbrauch zum Feueranmachen eingeschränkt werden müssen, wenn dem Acker und Ackerviehe nur sein Recht geschieht. Wer den Bauer Vortheile vom Strohverkaufe lehrt, ist sein wahrer Freund nicht. Mich kann es noch dauren, das arme Vieh, das man in dem langen Winter 1740 mit dem neuesten Dachstrohe hat nähren und erwärmen, oder umkommen lassen müssen.

Das Heu

ist an manchem Orte so überflüßig, als selten an andern;

muß ohne Ueberzeugung, daß es dem Viehe auch in einem außerordentlich langen Winter nicht fehlen werde, gar nicht verkauft werden, was es auch gelten

mag, es wäre denn, daß ohne anderweitigen Schaden auch der Viehstamm vermindert werden könnte;

kann oft auf dem Halme an große Ställe und Schäfer verkauft werden;

wird am häufigsten am Markte im Herbste, von den Schäfern im Frühlinge, und auch von manchem Städter und Gastwirthe noch im Sommer gesucht;

steigt am ersten im Preise, wenn Magazine angelegt werden, auch in einer Gegend, wenn die Flüsse austreten, und in der andern, wenn der Sommer sehr trocken ist;

läßt sich, wenn es vorzüglich geräth, kaum einmal, und für den niedrigsten Preis anbringen;

wird dann am höchsten genutzt, wenn man aus Gegenden, wo es fehlt, Vieh in die Winterfütterung bekommen, oder neues anschaffen, und ausgefüttert im Frühjahre wieder verkaufen kann;

sollte billig nicht zur vorzüglichsten Ernte manches Orts gemacht, sondern darauf gedacht werden, so viele Wiesen in Ackerland zu verwandeln, daß der Landmann auch das Brodtkorn ernten könnte, weil das oft gegen sein Heu zu theuer werden kann.

Aus diesen Umständen ergiebt sich: wenn der Landwirth, der einen großen Ackerbau, und zum Heumachen selten Zeit genug hat, sein Gras auf dem Halme verkaufen kann, so handelt er so vortheilhaft, als der, welcher das Heu selbst einzuscheuern Zeit hat, wenn er es zum Theil auf einen späten Vorsommer und auf die Bedürfnisse im Sommer liegen läßt, im Fall er kein fremdes Vieh zum Ausfüttern bekommen, und kein neues zum vortheilhaften Wiederverkauf aufs Frühjahr anschaffen kann.

Das Obst

ist gewöhnlich das einzige Product der Gärten, was der Landwirth daraus zum Theile abste-

hen kann, die übrigen Früchte erfodert sein Haushalt selbst;

kostet zwar Zeit zum Brechen und Versenden in die Stadt, schafft aber Geld zu einer Zeit, da es auf dem Lande so selten, als wegen der Erntekosten vorzüglich nöthig ist;

sollte daher von allerley Art, vom frühsten bis zum spätsten gezogen, und jeder Platz im Garten bedächtlich genutzt werden;

geräth und misräth selten ganz allgemein, gewöhnlich strichweise, und bald diese, bald jene Art;

wird gern von den Vorkäufern und andern auf den Bäumen gekauft, gern von Landwirthen, weil es ihnen Zeit spart, so verhandelt, aber zum großen Nachtheile der Bäume, deren fruchtbarsten Zweige der Käufer des dießjährigen Obstes selten schont, der Eigenthümer aber zu künftigen Früchten am meisten schonen sollte;

ist, nach seiner Menge, in so verschiedenem Preise, daß es bald der Städter nicht bezahlen, bald der Landmann nicht dafür weggeben kann;

läßt sich theils gar nicht frisch aufbehalten, theils nur an einem räumlichen, warmen Orte, oder sorgfältig in Gefäße gepackt, auf Zeiten, wo es seltener und theurer ist, aufbewahren;

läßt sich dagegen durch Backen und Trocknen in der Luft zu einer dauerhaften und beliebten Vorspeise umschaffen.

Ein guter Landwirth wird sich daher so einrichten, daß er früh und spät Obst zur Stadt schicken kann, wenn der Preis einigermaaßen den Weg bezahlt, und daß er auch trocknes zum Verkauf vorräthig hat, wenn es selten, und daher in gutem Preise ist.

Das Holz

sollte vernünftiger Weise aller Orten in Nutz- und Brennholz getheilt werden, wird aber auf vielen Dörfern ohne Unterschied für Materie zum Feuer angesehen;

das Nutzholz muß ein guter Landwirth, wenigstens nach dem Absatze in seiner Gegend, kennen, und zu Brennholz nicht zerschlagen, was der Schiffer, der Zimmermann, der Tischler, Drechsler, Böttcher, Lohgerber u. s. w. nöthig haben, und gut bezahlen, und was er selbst zu den mancherley Stücken seiner Gebäude, Geräthe, Befriedigungen u. dergl. braucht;

dasjenige Nutzholz, was in seiner Gegend vorzüglich wächst und gesucht wird, muß er, wo nur ein Platz dazu ist, anziehen, und damit auf seinen und seiner Nachfolger Nutzen immer wirthschaftlichen Bedacht nehmen;

da man aber auch seinen Vorfahren Ueberlegung zutrauen muß: so soll ihn nicht gleich das Gebot für einen Nutzbaum zum Umhauen reizen, sondern erst überlegt werden, ob die ansehnliche Buche, Aesche, Linde u. s. w. nicht etwa sehr bedächtlich dahin gepflanzt sey, um den Sturm und kalte Winde aufzuhalten, seine Gebäude vor Feuer in der Nachbarschaft zu schützen, den Mist zu beschatten u. s. w. das Brennholz kann, wegen immer steigenden Preises, nicht sorgfältig genug vermehrt, nicht achtsam genug in Acht genommen werden;

muß weder bloß zum gegenwärtigen Nutzen verwüstet werden, noch zum Nachtheil ungenutzt stehen bleiben;

kann von abgelegenen Oertern nur bey gutem Froste, oder trocknen Sommerwegen zur Stadt geschafft werden;

ist nicht immer von gleichem Preise in der Stadt, am theuersten gewöhnlich, wenn weniger als sonst geschlagen und der Weg böse ist, am wohlfeilsten, wenn die Waldungen aus der Noth helfen müssen, wenn die Waldungen aus der Noth helfen müssen, oder der Sturm darin gewütet hat.

Wie nun ein guter Landwirth die beträchtlichen Vortheile von Nutzholze ohne anderweiten Schaden zuerst beachtet: so muß er, beym Verkauf des Brennholzes, nicht so sehr auf den etwas höhern Preis bey schlimmem Wege, sondern darauf besonders sehen, daß um einiger Groschen willen Pferde und Wagen nicht leiden und eine gute Zeit zur Feldbestellung nicht versäumt werde. Wenn er sein Holz in der Stadt versagt, wozu sich immer Gelegenheit findet, und es abliefert, wenn Weg und Zeit es am bequemsten machen, so hat er den vernünftigsten Gewinn davon.

Das Pferd

kann der Landmann nur mit Vortheil verkaufen, wenn es sein Ackerbau leidet, und seine Gegend darnach ist, es selbst zuzuziehen, oder mit Kenntniß jung anzukaufen, oder wenn es seines Gewächses oder seiner Farbe wegen Liebhaber fände, oder bey einem ausbrechenden Kriege sehr gesucht würde, und er dessen Stelle für weniger Geld ersetzen kann;

muß er sonst, so lang es seine Arbeit thun kann, und er ein anderes an dessen Platz haben muß, nicht leicht in Hoffnung eines Gewinns verkaufen, weil er zu fürchten hat, daß der so mißliche Ankauf eines neuen zu seinem großen Schaden ausfällt;

muß der Landwirth, der es zum Verkauf selbst zuziehen kann, so gut ziehen, als es die Art, welche seine Gegend nähren kann, verstattet, und, wenn er das Futter dazu hat, lieber ausgewachsen, als von der Milch verkaufen;

kann er übrigens nicht selbst sich durch Verkauf vortheilhaft machen, sondern sich nur vortheilhaft machen, wenn sich eben ein Liebhaber, oder eine Gelegenheit findet;

wird er, wenn er eins übrig hat, gewöhnlich theurer im Frühlinge als im Herbste verkaufen können, und das Winterfutter, wenn er es anders hat, durch den höhern Preis und den Dünger hinlänglich bezahlt erhalten.

Hieraus folgt die Warnung: Kein Landwirth, als der Pferde zuziehen, oder mit glücklicher Kenntniß jung kaufen und aufziehen kann, muß auf Vortheil von Pferden rechnen, aber auch den, der ihm aufgedrungen wird, nicht von der Hand weisen, wenn es anders nicht ganz an Gelegenheit fehlt, ein vortheilhaft verkauftes Pferd hinlänglich zu ersetzen, und das überflüssige Pferd lieber im Frühjahre als im Herbste verkaufen. Der Ackerbau muß seinen ununterbrochenen Fortgang und solche Ackerpferde haben, die ihn beschicken können. Schön brauchen die nicht zu seyn, aber stark genug müssen sie seyn. Wer für ein schönes mit Vortheil verkauftes gleich wieder ein hinlänglich starkes anschaffen kann, macht sich einen vernünftigen Vortheil.

Die Kuh

hat der Landwirth nicht anders zum Verkauf, als wenn ihm Raum oder Futter dafür fehlt, oder wenn ihm seine Weide räth, zum jährlichen Verkauf eine oder etliche aufzuziehen.

wird er theurer im Frühjahre als im Herbste, und am theuersten in einer Gegend los werden, wo entweder die Viehseuche gewütet hat, oder Vieh aus seiner Gegend am besten zu stehen pflegt;

muß er nie so alt werden lassen, daß sie sich aus Mangel der Zähne nicht mehr nähren, nicht mehr

mästen kann, sondern verkaufen, so lange sie noch Liebhaber findet;

kann er, wenn er für Futter gesorgt oder Ueberfluß daran hat, gemästet oft am vortheilhaftesten an Schlächter oder in große Haushaltungen anbringen;

pflegt am theuersten bezahlt zu werden, wenn man mit eitel gutem Viehe versehen ist, und dem Käufer die Wahl lassen kann;

wird aber nie mit Vortheil verkauft, wenn sie vorzüglich gut in der Milch ist, alle Jahr, und leicht kalbet, auch sonst keine Fehler hat;

kann freylich des Düngers und der Milch wegen in unsern Haushaltungen nicht entbehrt, aber, wo Sommerweide und Winterfütterung nicht vollauf ist, auch mit überschießendem Vortheil nicht gehalten werden;

kostet, wenn man sie aufzieht, wo nicht reichliche Kälberweide und Fütterung ist, wohl so viel als sie nachher gilt, und verunglückt nicht selten.

Der eigentliche Gewinn vom Verkauf der Kühe muß also der Landwirth den weidereichen Gegenden lassen, sich indeß möglichst so einrichten, daß er mit gewinnen kann, wenn die Kühe um einen guten Preis gesucht werden, und so einrichten, daß er auch für die abgängige gemästete einen billigen Preis erwarten kann.

Die Nutzung von der Kuh ist das Kalb, und die Milch, oder was daraus bekanntermaßen gemacht wird:

das Kalb kann, wo Ueberfluß von Weide und Fütterung und die nöthige Aufsicht ist, vortheilhafter als Kuh und Ochse verkauft werden, und pflegt als Kalb wenig zu gelten;

wo es, aus Mangel an Weide, mit Vortheil nicht aufgezogen werden kann, da wird der Geschmack

der Städte, das Bedürfniß des eigenen Haushalts, und die Güte des Viehes entscheiden, ob es Tage oder Wochen alt verkauft werden muß;

wie das Kalb, das spät bis in den Sommer, oder gegen den Herbst fällt, nicht wohl mehr abgesetzt werden kann, sondern verkauft werden muß: so pflegt es auch dann, der Seltenheit wegen, zwar am theuersten, die Kuh aber doch, da itzt die gute Weide abnimmt, nicht die nützlichste zu seyn;

oft ist der Preis des Kalbes so gering, daß es, nach Umständen des Haushalts und der Jahrszeit, vortheilhafter selbst verbraucht, als verkauft wird.

Wo demnach das Kalb mit geringen Kosten nicht aufgezogen werden kann, sondern verkauft oder verbraucht werden muß, da kann der Wirth weiter nichts thun, als Ueberschlag machen, ob es vortheilhafter selbst verbraucht, oder jung, oder einige Wochen alt verkauft werden könne.

Der Verkauf der Milch ist unstreitig vortheilhafter als der Butter und Käse, nur aber den wenigsten Landleuten möglich;

die Butter wird, wenn sie frisch zu Markte geschickt, oder gar an sichere Abnehmer gleich geliefert werden kann, gemeiniglich am höchsten ausgebracht, und eben so gut mit noch größerer Bequemlichkeit an Leute auf dem Lande, die kein oder nicht genug Vieh halten können, oder an solche, die sie zum Wiederverkauf aufkaufen, abgesetzt;

wo der Absatz der frischen Butter fehlt, und der Landmann sich Bestellungen aus den Städten nicht verschaffen kann, und sie folglich versenden muß, da ist er in den Umständen, nehmen zu müssen, was ihm beut, der sie verfährt, weil sie sich nicht gut auf bessere Preise verwahren läßt.

Wo also der Landwirth die Milch nicht verkaufen und die Butter nicht frisch los werden kann,

da muß er sich durch ihre Güte gewisse Abnehmer und billige Preise verschaffen.

Der Käse kann auf mancherley Weise, von verschiedener Güte, zu kurzer oder längerer Dauer gemacht werden, und steht entweder im Rufe oder nicht;

wer Käse nach dem Geschmack der Nachbarschaft machen und ihn der verkaufen kann, wird weit mehr gewinnen, als wer ihn zum endlichen Absatze verschicken und so viele Abgaben davon tragen muß.

Da sich nun der Geschmack erlernen, ja sogar leiten, und der Käse sich auf mancherley Weise zubereiten läßt: so ergiebt sich hieraus folgender Rath: der Landmann muß sich durch eine Zubereitung von Käse, wie ihn der Liebhaber oder der große Haufe verlangt, Ruf und dadurch vortheilhaften Absatz verschaffen. Ist er hierauf nicht ernstlich bedacht, so wird ihm dieser Theil der Milch, wenn er die Verarbeitung abrechnet, gar wenig einbringen.

Der Ochse kann nur zum Verkauf aufgezogen werden, wo hinlängliche und fette Weide ist, und wird selten nützlich, wenn man, um ihn füttern zu können, eine Kuh weniger halten muß;

wird selten, das Viehsterben müßte es erfodern, zum Pfluge verlangt, weil man ihn da, wo er pflügt, selbst zieht, öfter zum Fettmachen vor der Branntweinsblase, in Fettweiden, auch in mancher Landhaushaltung gesucht, am meisten aber fett auf den gewöhnlichen Herbstmärkten erwartet;

muß doch lieber mit einem geringern Schaden als Kalb verkauft oder verbraucht werden, wenn die besorgliche Viehseuche den auswärtigen Absatz sperrt oder gefährlich macht, und der Verkauf des Fleisches aus dem Rauche oder Salze für Schiffe und Haushaltungen nicht zu beschaffen stünde; die Weide wäre in diesem Falle mit mehrern Kühen zu betreiben,

und auf die vergrößerte Nutzung von ihnen Bedacht zu nehmen;

so lange fremdes Vieh nicht zugelassen werden kann, die Branntweinsblasen das magere, und die Fleischhauer das fette häufig suchen, kann sich der Landwirth, dem es sonst nicht zu rathen wäre, Ochsen zuzuziehen, dadurch eine Zeit lang größern Gewinn verschaffen, als die Kühe geben.

Ob nun zwar wohl der Vortheil von fetten Ochsen eigentlich an Grund und Boden hängt: so kann er davon doch eine Zeit lang auch für jeden Landwirth beträchtlich werden, der aufmerksam genug ist, von Zeit und Umständen zu gewinnen.

Das Schaf

ist selten anders als heerdenweise recht vortheilhaft: einige Stücke pflegen mit der Wenigkeit an Milch, Wolle, Dünger und Lämmern ihre Abgaben, ihr Winterfutter und die häufige Gefahr des Verlustes kaum zu vergüten;

kann, zu 20 bis 30 Stücken gehalten, nicht leicht mehr als ein Paar abständige oder Hammel zum Verkauf jährlich liefern, die der Wirth, wie sie der Fleischhauer jedesmal bezahlt, hingeben muß;

pflegt indeß baares Geld einzubringen, wenn man die Milch bequem los werden und zuweilen seinen ganzen Stamm ausgestorbenen Oertern verkaufen, und wohlfeil bald einen neuen anschaffen kann;

liefert in Heerden Milch und ihre Producte, Wolle, Zucht- und Schlachtvieh zum Verkaufe;

die Milch von einer Heerde Schafe kann nicht leicht anders als in Butter und Käse zu Gelde gemacht werden;

die Schafbutter pflegt nicht den Werth und die Abnehmer wie die Kuhbutter zu haben, und fällt da-

her dem Gesinde zu, um die von Kühen reichlicher verkaufen zu können.

Es ist also aus der Schafbutter nicht wohl anders Geld zu lösen, als bey der Nähe einer Stadt, und nicht mehr als jedesmaliger Marktpreis daraus zu lösen.

Der Schafkäse läßt sich länger erhalten, und bey guter Weide durch geschickte Zubereitung in Ruf bringen, mithin zum Handlungszweige machen;

kann man ihm aber keine Güte, mithin keinen Ruf geben, so muß man mit dem jedesmaligen Marktpreise zufrieden, und froh seyn, ihn allemal los zu werden.

Wo demnach die Schafzucht beträchtlich ist, da kann der Wirth den größten Gewinn von der Milch haben, wenn er dem Käse eine vorzügliche Güte und dadurch einen sichern, vortheilhaften Absatz zu verschaffen weiß.

Die Wolle gilt in dem Lande, wo man sie nicht selbst verarbeitet, gewöhnlich nicht viel, gewöhnlich nicht mehr, als der Ausländer dafür geben will.

Da sie sich nicht wohl aufheben läßt: so muß der Landwirth dafür nehmen, was der nächstwohnende Wollhändler, mit Rücksicht auf seinen Vortheil, zahlen will.

So lange gute und schlechte Wolle gleichen Preis, und der Kaufmann oder Fabrikant allein den Vortheil vom Sortiren hat, kann der Landwirth dabey nur durch die Menge gewinnen, und wird daher auf das wollreichste Vieh, auf das Schonen und Sammlen der Wolle zu sehen haben.

Wo man ihm aber die Wolle nach der Güte bezahlt, da stünde ihm zu rathen, selbst sortiren zu lassen, und auf die Verbesserung der Weide und des Futters möglichst Bedacht zu nehmen, um eine bessere Art von Vieh ziehen zu können.

Wie also der vortheilhafte Absatz der Wolle theils von ihrer Güte und größtentheils von inländischen Fabriken abhängt: so muß dies und die Beschaffenheit seiner Weide den Landmann belehren, wie er seinen Vortheil hiebey suchen, ob von der Menge, oder von der Güte, suchen soll.

Vieh zur Zucht kann der Landwirth nicht leicht anders mit Vortheil verkaufen, als wenn eine Gegend ein Schaf- oder Lämmersterben erlitten, oder wenn er eine sehr beliebte Art Vieh hat.

Wer daher seinen Schafstamm verbessert, und einer Gegend nahe wohnt, die leicht ein Schaf- oder Lämmersterben erfährt, thut wohl, sein Vieh zu vermehren, weil er alle Hoffnung zum vortheilhaftesten Absatze hat.

Das Schlachtvieh wird gewöhnlich von den Fleischhauern aufgesucht und pflegt nicht zu Markte zu kommen, kann mithin auch nicht höher, als der Fleischhauer bietet, ausgebracht werden.

Es pflegt in nassen Jahren, wenn man hie und da fürchtet, daß es sich faul gefressen, am wohlfeilsten zu seyn, wie beydes das Schlacht- und besonders das Zuchtvieh nach einem nassen Jahre am theuersten zu seyn pflegt.

Wenn also der Landwirth, der gesunde Weide hat, am Ende eines nassen Sommers sein Vieh aus andern Ursachen nicht verkaufen muß: so wird ers im folgenden Frühjahre desto höher ausbringen, und das Winterfutter reichlich bezahlt bekommen.

Da ein beträchtlicher Gewinn von den Schafen größtentheils auf den Schäfer ankömmt, und dieser Wege, die man nicht alle sperren kann, genug weiß, zu den größten Vortheilen allein zu kommen: so scheint die Verpachtung der Schäferey, mit Beybehaltung des Düngers, und dessen, was die Haus-

haltung erfodert, noch immer der sicherste Gewinn, den sie abwirft, zu seyn.

Die Ziege

kann, weil sie nicht gern gehorcht und draußen gar zu schädlich zu werden pflegt, nicht wohl heerdenweise gehalten und geweidet werden;

macht, einzeln im Stalle gehalten, des Futters und der Aufwartung wegen, dem großen Landwirthe mehr Mühe, als sie bezahlen kann;

bringt indeß dem kleinen Wirthe, der die Zeit dazu, das Futter für ihren abwechselnden Appetit, und die Gelegenheit hat, die Milch zu verkaufen, fast täglich baares Geld und jährlich einige Lämmer;

wird auch wohl von Liebhabern und Aufkäufern gesucht, und von jenen oft gut genug bezahlt.

Vortheils halber kann demnach der Landwirth nur Ziegen halten, wo er sie mit geringer Mühe nach ihrem Geschmacke nähren und die Milch täglich los werden kann. Es lassen sich auch Käse davon machen, aber nicht gut absetzen, und sie werden nur gemacht, wenn die Milch nicht verkauft werden kann, als die viel mehr, wie der Käse, einbringt.

Das Schwein

wird seiner großen Unentbehrlichkeit wegen, von allerley Alter, fast auf allen Viehmärkten gesucht, und kann so gut einzeln als heerdenweise gehalten werden;

wird viel leichter und sicherer mager angebracht als gemästet, weil es in jenem Zustande häufiger zu allen Zeiten gesucht wird, und ehe wieder zurückgetrieben werden kann, als in diesem;

kann indeß mit größerm Vortheil fett verkauft werden, wenn dem Landmanne von dem Städter das Mästen anvertrauet wird, weil dasjenem, da er für

sich mästet, wenige Mühe macht, den Dünger vermehrt, und Gelegenheit giebt, mancherley Futter, das er sonst nach der Stadt schicken und doch wohl ohne Gewinn verkaufen müßte, vortheilhaft anzuwenden, und gleich eine Summe Geldes in die Hände bringt; die Gefahr des Sterbens oder Mißrathens durch Finnen u. dergl. ist bey einem aufmerksamen Landwirthe nicht groß;

erfodert freylich, wenn es auf die Beine kommen soll, Korn und Wartung, und bringt daher, wo kein Brauwesen oder besonders gute Weide ist, nicht viel ein, verzehrt aber dagegen auch manches, was sonst nicht genutzt werden könnte, und kann also von großen und kleinen Wirthen doch immer mit einigem Vortheil zugezogen, und wo Mastung in den Waldungen ist, gar nicht entbehrt werden;

ist fast jährlich, und oft im Jahre etlichemal von verschiedenem Preise, der gemeiniglich vom Kornpreise, und dem Anscheine von Holzmaste, vielfältig aber auch von Ursachen abhängt, die der Landmann an seinem Orte nicht übersehen, noch weniger vorhersehen kann;

pflegt aus großen Haushaltungen, wo man häufig die Sauen nur einmal jährlich werfen läßt, nicht einzeln zu allen Zeiten, sondern bey Heerden um Michael verkauft zu werden;

gilt, wenn die Eiche voll sitzt, zuweilen fett nicht mehr, als es mager ausgebracht werden konnte.

Mein Rath wäre demnach: der Landwirth, der von der Schweinezucht gewinnen will, muß sie, nach der Größe seiner Haushaltung, zu allen Zeiten feil haben, nicht leicht fett zu Markte schicken, und sich Bestellung zum Mästen zu verschaffen suchen. Den Bäcker, Branntweinbrenner und Müller rechne ich nicht eigentlich zu den Landwir-

then; sie können nichts weiter, als wenn ihr Vieh fett ist, den Preis nehmen, der ihnen geboten wird.

Das Federvieh, und darunter zuerst die Gans

macht sich durch ihre Federn und Junge so nützlich, als sie durch die häufigen Vorfälle des Sterbens, bey den Kosten und der Wartung, die sie erfodert, nachtheilig werden kann;

kann also nur, wenn man Weide und Wartung für sie hat, mit Vortheil gehalten, und sollte da zahlreich gehalten werden, weil die Federn immer ihren Abnehmer, der sie aufsucht, finden, und die junge Gans, wenn sie ja in einer abgelegenen Gegend nicht verkauft werden könnte, sich zum eigenen Verbrauch auf mancherley Weise zubereiten läßt;

wird zur Speise nur jung und mager gegen den Herbst, auch wohl fett im Herbste lebendig oder geschlachtet zu Markte gebracht, und sicher am vortheilhaftesten verkauft, wenn man sie mit dem Futter, das eben häufig oder sonst nicht gut zu nutzen ist, selbst mästen, die Federn selbst behalten, und doch sicher los werden kann;

ist in hiesigen Gegenden schon seit verschiedenen Jahren merklich im Preise gestiegen, und wird wirklich übertrieben hoch bezahlt, wenn sie gemästet ihren Abnehmer findet, den sie doch bis in den Januarius immer zu finden pflegt.

Wo demnach die Gänse leicht erzogen werden können, da ist es schon vortheilhaft, sie in Menge zu halten, und, wenn man einer großen Stadt nahe wohnt, von vielem Nutzen, sie nach und nach zu mästen und einzeln zu Markte zu schicken. Bey Speisewirthen wäre zu versuchen, ob ihnen nicht mit schon gepflückten am meisten gedient wäre, und

damit verschaffte sich der Landwirth den größten Vortheil.

Die Ente

läßt sich mit wenigen Kosten, wo Pfützen und Sicherheit sind, aufziehen, und sollte da in Menge gezogen werden;

findet, sobald sie brauchbar ist, den ganzen Herbst hindurch ihre Liebhaber und immer einen billigen Preis, oft schon auf dem Hofe und wohl in jeder mäßigen Stadt.

Es steht also dem Landmanne, der die Gelegenheit dazu hat, anzurathen, daß er Enten in Menge zieht und einzeln zur Stadt schickt, weil er sie immer ganz vortheilhaft los werden wird.

Der Puter

ist unter diesem Namen bekannter, als unter dem, wälsches Huhn;

kann nur an den Oertern, wo er ein kurzes, reines Gras und nöthigen Schutz hat, auch zum magern Winterfutter gewöhnt ist, mit Vortheil zum Verkauf aufgezogen werden;

muß, wie man ihn zu Markte bringt, mit reichlichem Korn erst zum guten Gerichte gefüttert werden, und wird dann vielen Haushaltungen zu theuer und zu unbequem, läßt sich daher nicht allemal mit einigem Vortheile verkaufen;

wird indeß gemästet in großen Haushaltungen oft gern genommen und reichlich bezahlt.

Wer demnach, außer den Oertern, wo die Puterzucht hauptsächlich betrieben und der Marktpreis, wie er ist, genommen wird, davon gewinnen will, muß einer Stadt nahe wohnen, und von Michael bis Ostern einen fetten Puter nach dem andern in große Häuser schicken. Den Preis jener

Oerter kann er nicht halten, und wird also das magere Vieh kaum los werden.

Das Huhn

ist unter dem Federviehe das einzige, was in der Stadt auch alt und zu allen Zeiten genommen wird;

kann wegen seiner Eyer in keinem Landhaushalt entbehrt werden, und sucht durch sein eigenes Bemühen um Futter sich aller Orten gleichsam beliebt zu machen;

ist von verschiedenem Werthe für den Landwirth, je nachdem es gut oder schlecht, früh oder spat legt;

gilt jung am meisten, je früher es brauchbar ist, und oft nicht viel, wenn es zur Zeit, da man sie häufig hat, zu Markte kömmt; alt aber gilt es am meisten, wenn in der Zeit des Legens nicht leicht eins verkauft wird.

Da nun das Huhn doch unentbehrlich auf dem Lande, nicht gar kostbar zu erhalten und immer abzusetzen ist: so soll es der Landwirth, nach Beschaffenheit seines Hofes, zahlreich halten, und auf seine Fruchtbarkeit im Eyerlegen achten, damit er aus den Eyern im Winter und ersten Frühlinge, aus dem früh brauchbaren jungen Huhne, und aus dem alten, das zu wenig legt, im Sommer Geld lösen könne. Wer seine Hühner zum frühen Brüten nicht bringen kann, wird sich bekanntlich durch Puter dazu helfen können.

Die Taube

bezahlt ihr Winterfutter, wenn sie von guter Art ist, warm genug sitzt und in Acht genommen wird früh zu hecken, auch in der Heckezeit nicht von ihrem Gatten gerissen, nicht von ihrem Neste verstört wird;

richtet auf dem Felde so vielen Schaden an, als sie mit ihren Jungen nicht vergüten kann, und sollte daher gemeinschaftlich abgeschafft werden;

wird indeß, wenn man diesen Schaden auf dem Felde nicht rechnet, nur einträglich werden, wenn man die erste frühe und daher noch theure Zucht verkaufen kann, weil die meisten Landwirthe sie ausfliegen lassen.

Wenn daher der Landwirth, den andern gleich, Tauben halten, und zum Verkauf halten will: so kann er ihr Winterfutter nicht anders bezahlt bekommen, als wenn er sich frühe Zucht zu verschaffen weiß, und die zu einer nahen Stadt in große Häuser schicken kann.

Die Biene

wird entweder gemeinschaftlich gehalten, da der Landwirth nichts einseitig zu seinem Vortheil thun kann, oder allein;

kann ohne nahe Heide, gute Kenntniß und genaue Wartung wenig einbringen, unter diesen Umständen aber sehr vortheilhaft werden;

das Wachs hat zwar um Michael nicht immer gleichen Preis, kann aber von den wenigsten Landwirthen, die Bienen halten, auf einen höhern Preis zurückgelegt werden;

der Honig pflegt freylich um Michael am meisten gesucht zu werden, um Ostern aber für manchen Bienenstand, dem zu wenig aufgehoben worden, auch unentbehrlich zu seyn;

der Bienenstock wird gleichfalls oft um Ostern gesucht, wo er durch Unglück, Mangel oder Nachlässigkeit verloren ist.

Wie nun der Gewinn von Bienen, wo ihre Wartung rathsam ist, auf die Witterung eigentlich ankömmt: so kann er, wenn mans trifft, durch

Verkauf von Stöcken und Honig im Frühjahre vergrößert werden.

Der Fisch

kömmt nur dem Landmanne zum Verkauf in die Hände, der mit seinen Nachbarn die wilde Fischerey in einem Strome, oder unter seinen Grundstücken einen besetzten Teich hat;

bezahlt nur, wenn er im Strome eben häufig, leicht zu fangen und bald mit gutem Preise abzusetzen ist, die Mühe, Gefahr und Werkzeuge des Fangens, sonst muß der Landwirth kein Fischer werden, nützlichere Dinge möchten darunter leiden;

sollte in jedem Privatteiche, der die Tiefe dazu hat, gehalten werden, weil er dem Eigenthümer selten Kosten, oft aber Gewinn schafft, wo er anders die Arten, die sein Teich ernähren kann, und die sich zusammenschicken, kennt.

Wie der Landmann daher, was etwa die wilde Fischerey abwirft, mit nutzen muß, wie es sich thun läßt: so wird er bey der Privatfischerey nur auf die guten Preise sehen, und sie darnach anstellen.

Dies sind wohl die hauptsächlichsten Producte der Landwirthe in Niedersachsen. Ich wünsche, daß niemanden die Noth zwingen möge, seine billigen Vortheile fahren lassen zu müssen. Ich will diesen ersten Theil mit der allgemeinen Regel schließen: Da der Landwirth größtentheils sehr belastet, und häufigen Unfällen unterworfen ist: so muß ihm kein Vortheil zu klein, und nie sein Vorrath zu groß dünken, sondern er muß sich zu Nutze machen, was nur Nutzen schaffen kann.

Der zweyte Theil der Aufgabe fodert

„einen gründlichen, vollständigen und deutli„chen Unterricht, wie die Landwirthe beym „Einkaufe der zur Landwirthschaft nöthigen „Waaren am vernünftigsten und vortheilhaf„testen zu verfahren haben.“

Die zur Führung einer Landwirthschaft unumgänglich nöthigen Waaren schließen ohne Zweifel alles, was zum eigentlichen Aufwande gehört, aus, begreifen aber alles, bey dessen Mangel die Landwirthschaft verfiele, oder gar aufhören müßte, begreifen mithin die Lebensmittel, die Kleidung, die Feuerung, die Gebäude, den Hausrath, das Vieh, das Futter, das Saatkorn, das Ackergeräth.

Ich will diese Bedürfnisse nach der Reihe durchgehen, und folgende beyde Regeln voranschicken. Die erste: der gute Landwirth, die eigentliche Stütze des Vaterlandes, muß nicht kauflustig *), sondern mit den Nothwendigkeiten seines Standes zufrieden seyn. Man kann fragen: warum soll der Landmann, der die meiste und nützlichste Arbeit verrichtet, in seiner Kost und Tracht, in Bequemlichkeit und Ansehen, allein mit den übrigen Ständen nicht fortgehen, allein bey den Nothwendigkeiten sei-

*) Dies widerräth schon Cato dem reichen Römer, wenn er Landwirth seyn wollte, und empfiehlt dagegen das Verkaufen des Entbehrlichen und Abgängigen, und Gesuchten: vendat oleum, si precium habeat, vinum frumentumque quod superfit. Vendat boves vetulos, armenta delicula, oves deliculas, lanam, pelles, plostrum vetus, ferramenta vetera, servum senem, servum morbosum, et si quid aliud superfit, vendat. Patrem familias vendacem, non emacem esse oportet. De re rust. II, 7.

Bayerische Staatsbibliothek München

nes Standes stehen bleiben? Ich antworte: der Landmann hat die Freuden und Producte des Vaterlandes aus der ersten Hand; ihm scheint die Sonne früher und erquickender, ihm rauscht der Regen sanfter und fröhlicher, ihm glänzt der Thau schöner und heiterer, ihm singt der Vogel beständiger, abwechselnder und ohne Wartung, ihm hüpft das junge und alte, das große und kleine Vieh lustiger, ihm duftet die Flur und der Wald balsamischer, ihn erquickt die kühle Luft mehr, und verkältet die rauhe weniger, ihn verfinstert und schreckt Nebel und Sturm, Frost und Schnee, Blitz und Donner nicht so sehr, weil er auch ihre Segen kennt, ihn freut seine Hochzeit mehr, er hat auch seine Güter dadurch verbessert, ihm kommen der jungen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen nicht zu viele, ihm erscheint seiner Kinder Braut und Bräutigam nicht unter dem Stande, nicht zu früh, ihm machen zur Arbeit gewöhnte Kinder keine Last, keine Schande, ihn schreckt das Alter nicht, es ist nicht brodtlos und bringt ihn zur Ruhe. Wer sein Freund ist, und jeder Patriot ist sein Freund, oder Patriot nicht, der mache ihn aufmerksamer auf seine Freuden, und befördere ihren ruhigen Genuß, der lehre ihn keine städtische! Er hat sie lebendiger, reiner, wohlthätiger, unverderblich. Der Mangel an städtischen Freuden ist sein Unglück nicht, ist sein Glück, ist seines Vaterlandes Glück. Wer kann die Producte des Vaterlandes früher, frischer, schmackhafter, unschädlicher genießen, als der sie mit Arbeit gewann, mit Arbeit verdauet? Soll er an ausländische gewöhnt werden, die inländischen verachten lernen, und sich noch die vorige Mühe darum geben? auch das Geld über die Grenzen schicken? Nun, wo soll man denn diese Materie zuletzt noch aufsuchen? Der Landwirth hält sie an sich, oder sie gewinnt Flügel. Halten kann man den Vogel wohl, den man

in Händen hat, aber entflogen läßt er sich mühsam wieder fangen. Die Stützen eines Gebäudes, das auf Pfeilern ruht, sehen nicht schön aus, wenn sie nur viereckt gehauene Eichen sind, aber dauerhaft sind sie ungemein. Man zimmere sie zu einer Säulenordnung, das vertragen sie: entschnitzt man ihnen aber die Kraft zu tragen, so werden sie schön und — brechen. Der Landmann ist diese Stütze. —

Die zweyte Regel: der Landwirth muß nichts so sehr als das Geld schonen, und baare Ausgaben möglichst durch Arbeit und Früchte abzukaufen suchen. Er hat keine baare Einnahme als für Früchte; seine Ausgaben aber sind nicht, wie so viele städtische, aufheblich, oder mancher Einschränkung unterworfen, sondern unumgänglich. Oeffentliche Abgaben müssen da seyn, Lohn und Brodt muß sein Gesinde haben, dienen und pflügen muß er, bauen und bessern muß er. Aber die Früchte sind schlecht gerathen oder sehr wohlfeil, das Vieh stirbt oder der Feind führts weg — was nun? Leihen, oder bey Vorrath seyn. Unglücklicher Landwirth, der jenes muß! Schone ja deine Pfennige, wenn du nicht ein geplagter Mensch dein Lebenlang seyn willst.

Zur Führung einer Landwirthschaft gehören unumgänglich

die Lebensmittel.

Das Brodtkorn ist das hauptsächlichste. Wer es erntet, und entweder aus Noth, oder aus Geiz verkauft, und gegen die Ernte wieder kaufen muß, ist ohne Umstände gezwungen zu geben, was es gilt, und eines guten Raths nicht fähig oder nicht werth.

Es giebt aber Landwirthe, die nie so vielen Rocken gewinnen, als ihr Haushalt erfodert, und alle Jahr zukaufen müssen, weil sie entweder nicht hin-

länglichen Acker haben, oder darauf nicht hinlänglichen Rocken ernten können. Da die Ausgabe dafür drückend ist: so stünde zu versuchen, ob sich der Fehler des Ackers nicht heben ließe. Ich glaube es in manchem Falle, kann mich aber itzt darüber nicht ausbreiten. Wäre indeß der jährliche Zukauf des Rockens ganz unvermeidlich: so müßte man wenigstens auf die Verminderung dieser Ausgabe denken, und die ließe sich sowohl durch einen Zusatz von Gersten, Kartoffeln, Erbsen u. dergl. beschaffen, als dadurch ausrichten, daß man sich mehr an die sättigenden Vorspeisen, Erbsen, Bohnen, Linsen, Kartoffeln, Kohl und Wurzelgewächse hielte, und die in größerer Menge bauete, wie hoffentlich aller Orten geschehen kann, an vielen Orten lange nicht genug geschieht, und da, wo jährlicher Rockenmangel ist, durchaus geschehen müßte. Wenn der Landwirth die Wurzelgewächse und Kartoffeln in der Erde zu verwahren lernt, wie ihn so viele Gärtner lehren können, im Fall er im Hause keinen Raum dazu hat; wenn er die kleine Mühe anwendet, den braunen Kohl im Herbste nahe am Hause einzuschlagen, und ihn dadurch gegen den Wildfraß und Schnee mehr zu schützen; wenn er die trocknen Vorspeisen nun um so mehr bis in den Frühling aufhebt; und wenn er die Römische Beete oder den Mangold im ersten Winter stehen läßt und im zweyten Jahre zeitig schneidet, und dadurch am Aufschießen hindert: so wird er immer Vorspeisen haben, wodurch er die Ausgabe für Rocken einschränken kann. Wenn indeß der Landwirth durch Verbesserung der Aecker und ihrer Cultur das Brodtkorn nicht gewinnen, und durch mehrern Anbau und bessere Verwahrung der Vorspeisen dessen Ankauf noch nicht abwenden kann: so muß er sich mit dem noch fehlenden Brodtkorne immer möglichst im Herbste oder Winter zu versehen su-

chen. Der Grund dieses Raths ist die Erfahrung, daß viel öfter der Rocken im Sommer theurer als im Winter ist, und daß er, wenn er im Frühjahre steigt, bis an die Ernte zuweilen eilig und hoch zu steigen pflegt. Wo inzwischen der Landmann im Winter so viel nicht erübrigen kann, und das Geld für das fehlende Brodtkorn im Sommer erst mit Lohnfuhren u. dergl. verdienen muß, da hält die Noth Haus, und der gute Rath muß weiter gehen.

Es kann einem Landwirthe, der Rocken zum Verkauf zu ernten pflegt, das Unglück begegnen, daß sein Feld vom Hagel zerschlagen, und die eigene Nothdurft nicht geerntet wird. In diesem Falle habe ich den Nutzen vom häufigen Baue der Vorspeisen und von Unterhaltung alter Freundschaft gesehen. Wo man jene, besonders Kartoffeln und Wurzelgewächse, denen der Hagel wenig schaden kann, reichlich bestellt hatte, da reichte mehrentheils der übriggebliebene Rocken, und man brauchte nicht zu kaufen, nicht zu betteln, wie man da mußte, wo die unwirthschaftliche Gewohnheit ist, die meisten Vorspeisen aus der Stadt zu holen. Wer in gutem Vernehmen mit Verwandten und Bekannten in der Nachbarschaft stund, bekam das fehlende Brodtkorn theils geschenkt, theils geliehen, und konnte also diese Ausgabe sparen, die durch den Ankauf des Saatkorns doch drückend genug war. Am erträglichsten war das Unglück denen, die, wie ich oben gerathen, ihren vorjährigen Rocken noch nicht gänzlich verkauft, und mit dem nun noch so viel hatten, daß sie kein Brodtkorn zukaufen durften. Leicht pflegt der Hagelschlag den Preis nicht zu erhöhen, weil der Strich, den er verderbt, selten lang, und noch seltener breit ist; ehe kann es ein Mißwachs. Da der indeß doch nur aus einer, dieser Gegend, und dieser Cultur nachtheiligen Witterung zu entstehen pflegt, der Rocken aber in andern

Gegenden und mit einer andern Bestellungsart, der diese Witterung nicht nachtheilig, sondern ehe zuträglich ist, gleichfalls gebauet wird: so kann es kaum einen allgemeinen Mißwachs geben. Am ausgebreitetsten war er ohne Zweifel im Jahre 1740, da, des frühen Winters wegen, nicht aller Rocken bestellt ward, und der meiste verfror. Dennoch galt in meiner Gegend der Wispel nicht über funfzig, und im Jahre 1771 galt er über einhundert Thaler. Aus welchem Mißwachse? Die Ernte 1770 war, des späten Schnees wegen, geringer, das ist wahr; aber so gering, so allgemein gering, daß durchgehends nur ein Fünfthel geerntet wäre, weil der Rocken fünfmal theurer wie sonst war? das wird sich nicht bestätigen. Ein panischer Schrecken vor Mangel, der schleunig Verkehr, Boden und Scheure schloß, machte die übertriebene Theurung, und nicht der Mangel selbst, der, wenn er auch vor der Ernte 1771 gröfser gewesen wäre, als er war, durch diese an sich reichliche, nur durch die Nässe mühsamere und etwas verminderte Ernte, doch gleich wieder aufhören mußte, da die Theurung inzwischen noch bis 1772 reichte. Damit nun mein Landwirth, dem ich mich zum Rathgeber aufgeworfen und diese Erfahrung erinnert habe, nicht zu sehr leide, wenn ihm der Hagel oder ein Mißwachs die Nothdurft am Brodtkorne entzogen: so ermahne ich ihn zum reichlichen Anbau der Vorspeisen allerley Art, zum langsamen Verkauf des Rockens von voriger Ernte, zum Dienste gegen seine Nachbarn, damit sie ihm wieder aushelfen, und zum gänzlichen Ankaufe des fehlenden Rockens, wenn er ihn durch Hagelschlag verloren, im Winter, oder, wenn ein Mißwachs und mißtrauische voreilige Sorge ihn im Winter vertheuerte, zu dessen langsamem An-

kaufe, weil dergleichen Theurung selten von Dauer ist.

Mit eitelm Brodte kann der Landwirth seine Leute nicht abspeisen; sie wollen, nach ihrer Sprache, auch etwas dazu haben. Dies ist hergebrachtermassen ganz verschieden und nicht immer ganz auf die Gegend passend. Hier läßt sich das Gesinde mit einem wohlfeilen Zusammenguß von Fett und Oel, mit Schmierkäse u. dergl. abfertigen; anderswo ist es im Besitz, frische Butter oder unvermischtes Schmalz zu fodern. Oft bekömmt es keine Butter, wo sie gerade am häufigsten ist, und empfängt sie, wo es an Weide fehlt. Ein einzelner Hauswirth kann hierin nichts ändern, so vortheilhaft es auch mancher Gegend, und so heilsam manchem Lande seyn möchte, das Gesinde weniger kostbar zu unterhalten, und so vieles Geld für fremde Butter nicht über die Grenzen zu schicken. Der Hausvater, der es lassen muß wie es ist, wird ohne Unglücksfälle sich so einrichten, daß er Jahr aus, Jahr ein hat, was seinen Leuten, nach Orts Gebrauche, gehört; sein Haushalt muß das liefern, oder verbessert werden, denn er muß die baare Ausgabe durchaus meiden. Wie aber, wenn die Seuche seine Kühe tödtete, und ihr baldiger Wiederankauf nicht möglich, nicht rathsam wäre? Da sich dies Unglück leider oft zugetragen, und nicht leicht ein Ort, oder ein Haus davor sicher, auch nachher der Zukauf von Viehe ohnehin beschwerlich genug ist: so würden die Hausväter wohl thun, sich dahin zu bereden, daß man, bis zu Wiederherstellung des gewöhnlichen Viehstamms, gemeinschaftlich die hergebrachten Producte davon dem Gesinde verweigern und sie mit andern Zuthaten versehen wolle. Es wäre daher eine sehr wirthschaftliche Vorsicht, ein oder etliche Schweine, Hammel und Gänse mehr einzuschlachten, und das Obst als Zuthat zum Brodte zu-

zubereiten, um Butter und Käse nicht ankaufen zu dürfen. Die frische Butter pflegt in solchen Gegenden gar theuer zu seyn, und der Ankauf der fremden ist es einzeln nicht viel weniger, und in Tonnen oder Tönnchen bald manchem Wirthe zu schwer, bald auch mißlich. Und doch wird es immer noch das Vortheilhafteste seyn, wenn zumal der Landwirth einen Kaufmann zum Freunde hat. Wie also der Hausvater sorgen wird, daß er nicht nöthig hat zu kaufen, was seine Hausgenossen zum Brodte zu fodern berechtiget sind: so muß er auch bey der Viehseuche sich durch Einschränkung und Veränderung zu helfen, und den unvermeidlichen Ankauf von Butter und Käse bey einem Kaufmanne, der sein Freund ist, besonders durch Umtausch sich zu erleichtern suchen.

Der Landmann braucht unumgänglich Vorspeisen, und außer dem gebackenen Obste, das nie ganz aufkommen muß, noch besonders die sättigenden Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Linsen, Wurzelgewächse und Kohle. Er kann sie alle auf dem Felde bauen, und sollte sie daher alle zu bauen verstehen. Sollte man sie nicht auf allen Aeckern aller Gegenden ziehen können: so wird man sie doch in allen Gärten aller Gegenden ziehen können. Und so viel Gärtner muß jeder Landwirth seyn, daß er auch einen feinern Samen säen, nach der Schnur pflanzen, alle Gewächse für seinen Tisch bauen, und sie früh und spät haben kann. Die Kenntniß ist leicht erlangt; der Gebrauch der Kinder, die sich für Langerweile an den Gräben wälzen, und mehr Ordnung in den Ackergeschäfften giebt die Zeit dazu. Sie nicht selbst bauen, sondern kaufen, ist durchaus Verschwendung, ganz unwirthschaftlich. Sie in größerer Menge, als man sie selbst nöthig hat, bauen, um ein Tagelohn damit bezahlen, um einen Armen damit erquicken zu kön=

nen, ist haushälterisch und christlich. Da sie nun, wie schon da gewesen, den Brodtmangel vermindern, und Ausgaben sparen, so meyne ich: jeder Landwirth muß wenigstens hinlängliche Vorspeisen für seinen Tisch bauen, und durchaus kein Geld dafür ausgeben, muß möglichst von allen Arten noch übrig zu haben suchen.

Es giebt andere Vorspeisen, wozu der Landwirth die Materie erntet, den Weizen, Gerste und Hafer nämlich, sie dem Müller verkauft, und vom Kaufmanne aus der zweyten Hand die Graupen und Grütze wieder kauft. Dies läßt sich entschuldigen, wo der Verbrauch hievon gar gering und in der Nähe keine dieser Art Mühlen ist. Wo man aber in der Nähe selbst Graupen und Grütze machen lassen kann, und sie in einiger Menge verbraucht: da muß sie der Landmann nicht einzeln kaufen, sondern selbst mahlen lassen.

Wie itzt kein Landhaushalt ohne Verbrauch von Fleische seyn wird: so pflegt er in den großen gar beträchtlich zu seyn. Das vom Schweine ist einmal das unentbehrlichste, auch wohl das haltbarste, theilsamste und sättigendste Fleisch. Wo es also thunlich ist, wird der Hauswirth das Schwein selbst ziehen, oder wenigstens jung und wohlfeil ankaufen. Dies mag hoffentlich ohne Erinnerung aller Orten geschehen. Wo man aber einen, oder gar zween fette Ochsen braucht, da verläßt man sich auf fremdes Vieh. Nun ist freylich den Ländern, die ihre Nachbarn damit versehen können, dieser Vortheil gern zu gönnen; die Viehseuche hat ihn aber schon verschiedene Jahre gesperrt, und droht ihn sehr zu mindern, weil der Landmann, dem fettes Vieh nicht mehr vors Haus gebracht wird, sich indeß sonst zu versehen lernen möchte. Und es mögen wenige Gegenden seyn, wo die Haushaltung, die einen fetten Ochsen braucht,

nicht zugleich litte, einen fett zu machen. Wo er nöthig ist, da hat man ihn fürs Gesinde nöthig; und hier kann sich der Hausvater schon so einrichten, daß er bald eine eigene, bald eine wohlfeil zeitig angekaufte Kuh mästet und einschlachtet. Wenn nicht eben die Seuche das Vieh aufgerieben, so gehts gewiß; und die Ersparung einer beträchtlichen Ausgabe, die leichte Gewinnung des Futters von der Brach, wenn gleich im Frühjahre Bedacht darauf genommen ist, und die große Vermehrung des Düngers werden diese Einrichtung bald empfehlen und einführen. Gewöhnlich ist vergleichungsweise das Schaf das wohlfeilste Fleisch, und besonders nach einem nassen Sommer, und läßt sich im Salze und Rauche erhalten. Wo demnach das Schwein, oder auch die Kuh den Boden nicht füllten, da wäre die Ausgabe für Schafe wahre Ersparung. Für Gänse aber, wenn die eigenen verunglückt wären, muß, meyne ich, der Landmann nur eine sehr geringe Ausgabe machen, weil er sie entbehren kann. Was er überhaupt vom Federviehe seinen Leuten giebt, da sie dergleichen nicht zu fodern haben, wird der Ueberfluß, die Abgelegenheit, oder der zu niedrige Preis in der Stadt entscheiden. Wild und Fische kann er ganz entbehren, oder er müßte in der seltnen Lage seyn, jenes überaus wohlfeil haben, und diese selbst fangen, aber nicht gut verkaufen zu können. Mit frischem, aus der Stadt geholtem Fleische muß und braucht der Landmann seine Leute nicht zu speisen; dieser Aufwand würde ihn bald herunter bringen. Da nun der Landwirth das Fleisch, was er nothwendig braucht, selbst im Hause haben muß: so wird er das Schlachtvieh möglichst selbst zuziehen und fett machen, oder sich einrichten, es anzukaufen, wann es guten Preises zu haben ist.

Es ist eine ländliche Gewohnheit, bey Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen, dem Erntekranze u. dergl. große Mahlzeiten zu geben. Ein so genanntes Trauermahl ist das einzige darunter, das ihm unvermuthet kommen kann. Auf die übrigen kann er sich theils schon beym Einschlachten im Herbste, theils durch zeitiges Mästen des Viehes, das frisch verzehrt wird, anschicken und dadurch den gemeiniglich kostbaren Ankauf aus Bedürfniß vermeiden. Wenn der Landmann indeß so weit Wirth ist, daß er möglichst immer etwas zum Verkaufe hat, oder den ersten Theil dieser Beantwortung befolgt, und so weit Wirth ist, sich hinlänglich, auch auf Vorfälle, die kommen können, zu versorgen: so wird bey einem unvermutheten Sterbefalle seine baare Ausgabe so groß nicht werden. Ich will daher nur kurz sagen: ein guter Landwirth richtet seinen Haushalt so ein, daß er ihm auch bey außerordentlichen Vorfällen aushilft, und baare Ausgabe möglichst ersparet.

Einige ausländische Waaren giebts indeß, die zu sehr eingeführt sind, als daß sie irgend ein Landwirth Umgang haben könnte; ich meyne einige Gewürze, besonders den Pfeffer, auch den Reis und Hering. Eigentlich sollten Landleute nur die schönen und hinlänglichen Producte ihres eigenen Hauswesens genießen, und dem Städter, der sie nicht leicht so schön hat, und alles, inländisches und fremdes, baar kaufen muß, die fremden überlassen; müßten sie indeß, weil es schon allgemein eingeführt ist, Heringe, Reis und einiges Gewürz im Hause haben: so wäre wohl am besten, wenn es sonst der Lage wegen angeht, sich damit zu versehen. Der Landmann, der Heringe und Reis in Menge braucht, muß sich einen Kaufmann zum Freunde machen, von welchem er es, nach seinen Umständen, im Großen mit Vortheil nimmt. Die Ausgabe für fremdes

Gewürz ist nicht von Belang. Würden von denen, die hierin Glauben haben und unterrichten können, dem Landmanne die vaterländischen Gewürze mehr empfohlen, so würde er vielleicht die ausländischen wieder entbehren lernen, wie seine Vorfahren. Kömmt das ausländische, besonders der Pfeffer, unter das Schweinefutter, so sterben sie leicht davon. Wie es der Landmann, der nicht immer bey Wasser seine saure Arbeit thun kann, mit seinem Getränke zu halten hat, das steht nicht so sehr bey ihm, als bey der Verfassung seines Landes. Beym eigenen Brauen möchte er leicht am besten fahren; das darf er aber hie und da nicht. Das Getränk fürs Gesinde sollte er billig selbst zusammensetzen dürfen. Oft darf er kein Bier einziehen, um die Krugnahrung nicht zu verkürzen, oft das nicht einziehen, was ihm am vortheilhaftesten oder wohlschmeckendsten ist. Es läßt sich also hierüber nichts weiter sagen, als: der Landmann muß sich beym Verbrauch von Biere ganz nach der Verfassung seines Landes und seiner Casse richten, und nur in Acht nehmen, daß er dabey nicht in schwere Strafe geräth.

Die Ausgabe für Wein sollte ihm billig der Städter nicht zumuthen, ihn billig zu einem Aufwande nicht reizen, den die genug belastete Landwirthschaft nicht oft abwirft. Ließe sich indeß diese Ausgabe zuweilen nicht vermeiden, so geschehe sie immer nach der Foderung des Weinhändlers; vielleicht wird sie hiedurch seltner und kleiner. Wer dem Landmanne den vortheilhaftern Weinankauf weiset, ist schwerlich sein Freund.

Der Branntewein kann bey rauher Witterung und mancher harten Kost ehe nöthig, bey mancher Gelegenheit dem Gesinde vermacht, bey Besuchen und Gastmahlen eingeführt, und daher unentbehrlich seyn. Ist es daher nicht gegen Landesgesetze, und

sonst nicht verführerisch, dies Getränk vorräthig zu haben: so pflegts vortheilhaft zu seyn und Wege zu sparen, wenn sich der Landmann mit einem oder etlichen Maaßen versorgt. Eigentlich muß er nur als Medicin, und kein anderer als inländischer genommen werden.

Der Kaffee ist das entbehrlichste und zugleich ein sehr nachtheiliges Getränk für Leute auf dem Lande. Es stärkt so wenig, als es dauerhaft wärmt. Es fodert immer baare Ausgabe, und manchen Zeitverlust, und reizt zu manchem andern oft gar schädlichen Aufwande. Meiner Meynung nach ist es ein Unglück, daß sich der Gebrauch dieses Getränks so weit ausgebreitet, und ich glaube, daß er durchaus einzuschränken sey *). Für eine zur Landwirthschaft nöthige Waare kann ich ihn wenigstens nicht erkennen, und muß daher die Ausgabe dafür sehr widerrathen. Soll er geduldet werden, so wird er am unschädlichsten und von einiger guten Wirkung seyn, wenn man den Landmann dahin bringen kann, ihn mit zwey Dritthel Eicheln oder der Hälfte Kichern zu vermischen, wovon Reichard **) des Valentini Erfahrung bestätiget, daß man ihn so zubereitet von reinem Kaffee nicht unterscheiden könne.

Die Kleidung.

Unumgänglich gehört dazu das Leinwand, das dem Landwirthe keine baare Ausgabe, als etwas Spinnelohn, und was der Weber, Bleicher und Färber bekommen, kosten muß. Man kennt frey-

*) Meine weitere Meynung davon enthält der vierte Aufsatz dies. Samml.

**) Land- und Gartenschatz Th. 5. C. 4. §. 5. S. 161 ff.

lich Gegenden und einzelne Wirthe, die dies alles selbst verdienen. Wo Knecht und Junge mitspinnen, da wird keine Spinnerinn, und kein Spinnelohn nöthig seyn. Wie manches Land webt sein Leinwand selbst ohne Nachtheil des übrigen Hauswesens! Es giebt ganze Gegenden, wo jeder Hof, oder jedes Dorf seine eigene Bleiche hat; und manchen Landwirth, der sein Garn zu buntem Zeuge selbst zu färben versteht. Wo dies alles Geld kostet, da ist die Landwirthschaft so sparsam, wie sie es seyn könnte und auch wohl müßte, noch nicht eingerichtet. Dem Weber, Bleicher und Färber muß gegeben werden was sie fodern, und noch gedankt werden, wenn sie die Arbeit nur befördern; das Spinnen aber kann und sollte aus der Haushaltung, ohne baares Geld, bezahlet werden. Wenn nun gleich der Landwirth die zum Behuf des Leinwandes hergebrachten Ausgaben für Spinnen, Weben, Bleichen und Färben noch nicht aufheben, noch nicht mindern kann: so muß er doch durchaus kein Leinwand kaufen, sondern selbst machen lassen.

In Ansehung der übrigen Kleidungsstücke ist es wahr, daß sich der Landmann manche Vortheile machen könnte, und wahr, daß ihm, wenigstens in mancher Gegend, keine einzige Einschränkung zu verdenken stehe; aber auch wahr, daß die Handwerker und andere Arbeiter in der Stadt auch leben müssen, und besonders gut mit dem Bauer fahren, weil der gleich bezahlen, und gemeiniglich gut bezahlen muß. Unter allen diesen Umständen ist es schwer, den billigen Mittelweg immer zu treffen. Versuchen will ichs.

Schuhe sind in Gegenden, wo man wenig barfuß geht und keine von Holz trägt, eine ganz große Ausgabe. Wo das Gerben der Häute in billigem Preise ist und Landmeister sich setzen dürfen, da spart

der Wirth sehr, wenn er von Ochsen und Kälbern die Häute gahr machen und daraus seine Schuh verfertigen läßt. Kann, oder darf er das nicht: so thut er doch besser, bey einem zuverläßigen Meister sie zu bestellen und lieber etwas theurer zu bezahlen, als unzuverläßige Arbeit auf den Jahrmärkten etwas geringer zu kaufen. Vielleicht kann er den Meister aus der Haushaltung bezahlen. Dergleichen ehrlicher Umsatz pflegt, je länger ihn beyde Theile fortsetzen, äußerst vortheilhaft für den Landmann zu werden. Der vortheilhafteste Ankauf von Schuhen, wenn man das Leder nicht selbst zuthun kann oder will, pflegt also der zu seyn, daß man sie immer von einem zuverläßigen Meister nimmt und mit eigenen Producten bezahlt. Eine alte, sichere Kunde schont jeder Handwerker.

Die Strümpfe von Zwirn und Wolle sollten billig in jeder Landhaushaltung selbst geknüttet werden. Wie manche Stunde dazu, wie mancher Weg, da es geschehen könnte *)! Wenigstens sollten sich Landleute, die andere Arbeit nicht gut mehr verrichten könnten, mit dieser leichtesten unter allen beschäfftigen, und es jedem Hauswirthe erleichtern, seinen Zwirn und Garn durch sie, wenn seine Leute die Zeit dazu ja nicht haben sollten, zu diesem unentbehrlichen Gebrauche anwenden zu können. Nach der Farbe, die er einem Theile des Garns gäbe, oder geben ließe, könnte er das Bunte, das er liebt, selbst bestimmen.

*) Ich wünschte, daß die Stelle aus des Herrn Möser patriot. Phantasien, 2ter Th. S. 264 f. hier Platz hätte, worin er den in manchen Ländern hergebrachten Fleiß der Dienstboten im Knütten zur Nachahmung so vieler Gegenden erzählt, wo es Sitte ist, im Gehen nichts zu thun, wo sogar die wenigsten Dienstboten knütten können.

Kann inzwischen der Landwirth seine Strümpfe nicht auf dem Hofe, nicht im Dorfe knütten lassen; wozu er doch durch das Wohlfeile und Dauerhafte sich billig ermuntern lassen müßte: so kaufe er wenigstens von inländischen, zuverlässigen Leuten, und suche diese entbehrliche Ausgabe, die nahe an Verschwendung grenzt, durch andere Einschränkungen wieder einzubringen. Wo sie der Schneider aus Tuch und Leinwand für den Winter und Sommer verfertiget, da kommen sie nicht hoch.

Es ist gewöhnlich nicht viel, was der Landmann für die Häute von geschlachtetem Viehe bekommt, und gewöhnlich nicht wenig, was er wieder für das gahr gemachte Leder geben muß. Er sollte also alle vorfallenden Häute gahr machen, von andern welche zukaufen, und sich die unentbehrlichen Kleidungsstücke daraus verfertigen lassen. Wäre auch anfangs der Vortheil nicht groß, so würde man doch mit der Zeit die Güte und Anwendung des Leders, und die Erfordernisse zu diesem und jenem Stücke durch Aufmerksamkeit lernen, große Ausgaben in kleine verwandeln, und manche gar aufheben lernen. Das Leder, meyne ich daher, muß der Landmann nicht leicht, sondern vielmehr Häute kaufen, und durch deren bedächtliche Anwendung die großen Ausgaben, welche ihm sonst das Leder verursacht, mindern.

Hausväter, die die baare Ausgabe zu schonen wissen, lassen wollen Garn auf allerley wohlfeile Art färben, und es mit flächsen Garn auf vielerley Weise zusammenweben, und daraus Zeuge zu mancherley Gebrauche verfertigen, die ihnen wenig kosten, und doch so dauerhaft als ansehnlich sind. Besonders gewinnen sie dadurch, wenn sie sich auch auf einen Trauerfall damit versehen. Es beträgt jährlich schon

viel, was Landwirthe für ihre Familie an das geringere Hauszeug verwenden müssen, wenn sie es alles aus dem Laden nehmen, da es, wenn es auch dauerhafter ist, als es zu seyn pflegt, durch die beständige, auch wohl schmuzige Arbeit, die darin geschieht, sehr leidet. Besonders aber sehe ich die Landleute große Ausgaben bey einem Sterbefalle machen, weil sie alles, was zur Trauer nach Orts Gebrauch gehört, neu anzuschaffen gewohnt sind. Ob sich nun gleich nur ein Theil dieses Staats selbst in Vorrath verfertigen läßt: so mindert er doch die Ausgabe schon sehr, und befördert vorzüglich den Rath: der bedächtliche Landwirth läßt, was möglich ist, auch auf einen Trauerfall, für seine Familie selbst verfertigen, und verwandelt dadurch große und oft sehr unzeitig kommende Ausgaben in kleine und bequeme.

Die Gewohnheit hat mancherley kleine und oft eintretende Bedürfnisse auch zur ländlichen Kleidung nothwendig gemacht. Ich will nur Band und Nadeln nennen. Alle diese Bedürfnisse kosten mehr, ja zuweilen einen eigenen Weg, wenn sie einzeln, oder gar aus der vierten, fünften Hand gekauft werden, und verderben durch Liegen nicht leicht. Wenn also der Landwirth häufige kleine und oft zur Unzeit vorfallende Ausgaben mindern will: so muß er die unumgänglichen kleinen Kleidungsbedürfnisse in Vorrath, und möglichst aus der ersten Hand mit Vortheil ankaufen. Das, wofür er dergleichen vom Lumpensammler eintauscht, hat freylich für ihn keinen Werth mehr, und er bekömmt also, so weit es reicht, Band und Nadeln umsonst. Kauft er sie aber von diesen Leuten, so werden sie ihm sehr theuer.

Es giebt unstreitig vielen unnützen und übertriebenen Kleidungsaufwand auch auf dem Lande, der den nicht bemittelten Hausvater sehr zurückhalten

kann. In einer Gegend pflegen sich Bäuerinnen auf einer drey bis vier Tage dauernden Hochzeit schon zweymal täglich, und den ersten Tag gar dreymal, für die Kirche, den Tisch, und den Tanz, umzukleiden. In einer andern ist ein festgesetzter, örtlicher Habit, der nicht verändert wird. Ich weiß, daß ein ganzer Ort sich dagegen auflehnte, als einer und der andere davon abzugehen anfieng, und dessen Beybehaltung durchsetzte. Die kluge Gemeinde! Sie wird nicht verarmen. Sollte denn die Kleidung unserer Vorfahren schimpfen? und ihr Name nicht, ihre Güter nicht? Sollte die Kleidung durchaus übel stehen, worin unsere Vorfahren gefielen? Sollte sich ein Stand, den man doch beybehält, seiner hergebrachten Kleidung schämen dürfen? Es ist sicher ein kluger Landwirth, der da thut, was an ihm ist, um die Veränderung, Vervielfältigung und Kostbarkeit in der Kleidung seines Orts zu hintertreiben, und dadurch die unnützesten, verderblichsten Ausgaben zu verhüten. Es versteht sich von selbst, daß dieser Aufwand unter die zur Landwirthschaft nöthigen Waaren nicht gehört; aber es ist ausgemacht, daß er von vielen Landleuten so unentbehrlich als das Brodt und der Pflug gehalten wird.

Zur Reinigung vieler Kleidungsstücke gehört die Seife, die eine beträchtliche Ausgabe verursachen kann, wenn sie zu jedem Bedürfnisse frisch und einzeln gekauft wird. Die eigene Zubereitung derselben ist kein großes Kunststück, und manches, was dazu gehört, kommt in der Haushaltung vor, kommt ohne diesen Gebrauch um. Der Haushalter thut daher wohl, die Seife selbst kochen zu lassen, und dazu zu sammlen; oder sich damit im Großen zu versehen und sie austrocknen zu lassen.

Die Feuerung.

Ich verstehe nicht bloß, was zur Erwärmung, sondern auch, was zur Erleuchtung gehört, darunter. Wo man keine andere Feuerung als den Torf hat, da weiß man ihn zu allen Bedürfnissen unschädlich anzuwenden. Wo man aber Holz hat, oder sich verschaffen kann, da wird er zu manchen Dingen untauglich und nachtheilig gehalten, mithin nicht leicht genommen, wie viel er auch wohlfeiler seyn mag. Es kann indeß auch wohl seyn, und ist in mancher Vergleichung wirklich wahr, daß er, wo er die ganze Feuerung leistet und gleichsam zu Haus gehört, besser und feuerreicher ist, als da, wo man ihn neuerlich aufgesucht, und für brennbar und holzsparend mehr erklärt hat, als er ist. In jenen Gegenden, wo man nichts als Torf hat, und in andern, wo sich Holz genug findet, pflegt jeder Landwirth sein Bedürfniß eigenthümlich zu haben, und braucht also nicht zu kaufen. Daher kann hier nur von denen geredet werden, die das zur Landwirthschaft nöthige Brennholz ganz, oder zum Theil ankaufen müssen.

Gewöhnlich ist in diesen Gegenden die Kunst, mit weniger Feuerung alle seine Zwecke zu erreichen, schon so hoch gestiegen, daß Wirthe aus holzreichen Gegenden erstaunen. In diesen wird dagegen mit der Feuerung häufig wahre Verschwendung getrieben, und wohl gar damit entschuldiget, das Holz sey ja da, und zum Verkauf finde sich keine Gelegenheit. Wenn es also gleich da, wo man Holz zwar sehr billig kaufen kann, aber doch kaufen muß, noch nicht bekannt und kaum glaublich ist, wie viel sich davon ersparen lasse: so setzen es doch jene Gegenden, wo alles gekauft werden muß, außer Zweifel, und ertheilen den Rath: wo der Landwirth Holz kaufen muß, da soll er sorgfältig jeden unnützen Verbrauch desselben auf-

suchen und abstellen. Es wird aber Verschwendung damit getrieben, wenn es in der freyen Luft auf dem Hofe umherliegt; wenn es nicht klein und hinlänglich genug zu seinem Zwecke gespalten, wenn es häufiger angelegt wird, als zur Erreichung der Absicht nöthig ist; wenn mans ohne alle Absicht verbrennt; wenn der Ofen und Heerd Fehler, die mancherley seyn können, haben, wodurch der größte Theil der Hitze verloren geht; wenn das Holz nicht trocken genug ist u. s. w. Der Hausvater achte nur darauf! Es wird nicht leicht ein Haus seyn, das nicht auf eine Art Holz verschwendete.

Muß der Landwirth Feuerung kaufen: so ist die erste haushälterische Frage, welche? wo er nämlich Torf und Holz, Reis- und grobes Holz, dieser und jener Art, haben kann, wie sich oft findet. Die Antwort, er muß die wohlfeilste Feuerung anschaffen, ist nicht so geradezu die richtigste, weil er auf die Beschaffenheit seines Hauswesens und seiner Hausgenossen auch Rücksicht nehmen muß. Der vielleicht wohlfeilere Torf seiner Gegend kann zu unleidlich riechen, kann, was auf dem Rauchboden ist, vor Verderben nicht bewahren, oder abschmäckig machen; die Holzasche kann unentbehrlich, und das Gesinde zu ungelehrig, zu widerspenstig seyn, sich des Torfes wie des Holzes zu bedienen. Auch mit Hervorbringung und Unterhaltung des Feuers, weiß sich das Gesinde nicht aller Orten gleich gut zu behelfen. Wo sie nur mit trocknem Reisholze oder Wasen Feuer anzumachen, und es mit Büchenholze zu unterhalten, verstehen, da würden sie weglaufen, wenn der Hausvater nichts als Eichenholz anschaffte, das sie doch anderswo in Brand zu bringen und darin zu erhalten gewohnt sind. Wie sich also der Landwirth bey Anschaffung der Feuerung nach Orts Gebrauche richten muß: so

wird er doch nach und nach die wohlfeilere möglichst einzuführen bedacht seyn.

Die zweyte wirthschaftliche Frage ist, wann er sich mit der nöthigen Feuerung versorgen soll? Hat der Landwirth den Raum für einen Vorrath, ist er immer bey Casse, mit Vortheil ankaufen zu können, und weiß er sich Zeit zu verschaffen, wenn seine Nachbarn keine haben: so wird er sich diese Ausgabe sehr vermindern können, wenn er überhaupt im Sommer und besonders in Vorrath zu der Zeit ankauft, da der Sturm Verwüstung angerichtet, Bauholz, dessen Abfall verschleudert zu werden pflegt, angewiesen ist, und der Besitzer einer Waldung ein Capital daraus lösen will oder muß. Billig sollte sich aber ein guter Wirth so einrichten, daß er, was sein Haushalt unumgänglich erfodert, dann, wenn es am wohlfeilsten zu haben ist, anschaffen könnte. Es pflegt ein allgemeines Mißvergnügen und oft großer Schaden an den Gebäuden zu entstehen, wenn es an Holze oder nur an trocknem Holze fehlt. Der Landwirth soll daher nie ohne brauchbaren Holzvorrath seyn, sich damit, wo nicht gänzlich, doch größtentheils im Sommer versorgen, und es möglich zu machen suchen, von jedem vorkommenden wohlfeilen Verkauf mit zu gewinnen.

Man kann auch hie und da die dritte aufwerfen, die: woher und wie ist es rathsam, sein Holz zu nehmen? Wie der Boden ist, so pflegt das Holz zu seyn, fest und feuerreich, locker und ohne Hitze. In der Nähe kann es theuer, und in der Entfernung ungleich wohlfeiler seyn. Die es zum Verkauf haben, liefern es vielleicht für ein sehr geringes Fuhrlohn vor die Thür, oder es wird bloß durch ein hohes Fuhrlohn theuer, da es auf der Stelle sehr wohlfeil zu haben ist. Alle diese Umstände muß der Landwirth kennen und zu nutzen suchen. Wie er dem-

nach das feste Holz dem lockern vorzieht: so wird er mit seinem Hauswesen und Spannwerke zu Rathe gehen, ob er es sich lieber bringen lassen, als selbst holen, lieber eine Meile weiter fahren, als auf der Nähe bleiben soll.

Endlich wäre noch die Frage, ob auch alle Plätze, wo ein Baum zu Brenn- oder Nutzholze stehen kann, damit bepflanzt sind? Ich weiß wohl, daß man keine Bäume zum Schaden der Feldfrüchte und zur Beengung des Raums pflanzen, und die Fruchtbäume denen, die nur Brennholz liefern, vorziehen muß. Wo der Baum aber unschädlich, doch ausser Befriedigung steht, da muß auch ein wilder Baum, wie er sich für den Boden paßt, stehen. Die sogenannten Kopfheinen, die so gute Wasen geben und in dem meisten Erdreiche fortkommen, müßten auf allen leeren Plätzen angezogen werden; und wenn der Landwirth, was zu seinem Hofe gehört, darauf ansieht, ob es nicht noch einen wilden Baum tragen könnte: so findet er vielleicht für viele Raum. Ich sehe sie itzt ohne allen Nachtheil bey Hunderten wachsen, wo ich keinen antraf. Wo Holzmangel ist, muß sich der Hauswirth die Ausgabe dafür durch Anpflanzen mindern, wo es immer möglich ist. Auch, wo Ueberfluß ist, sollte der Wirth pflanzen, wo es der alte Baum nicht thut. Wer einen Baum setzt, hat ein kleines Capital belegt.

In den meisten Landhaushaltungen kann die nöthige Erleuchtung mit Rübeöle geschehen, und der Rübesamen selbst gewonnen werden. Es will indeß doch überlegt seyn, ob man das Stroh missen könne, wenn man Wintersaat, die noch dazu oft umschlägt, bestellt, ob man durch den geringern Rocken, der auf die vielfältig unergiebige Sommersaat zu folgen pflegt, nicht mehr verliere als gewinne, und ob zuverlässige Oelmüller in der Nähe wohnen. Zuweilen

ist der Thran wohlfeiler als das Oel, besonders in der Nachbarschaft von Handelsstädten, und nur die Frage, ob sich auch die Gesundheit der Leute damit verträgt. Da der Rübesamen leicht mißräth, und in mancher Gegend häufig mißräth, auch nicht jeder Wirth den Acker dazu übrig hat: so thut man wohl, den veralteten Leinsamen schlagen zu lassen, und dessen Oel gegen Rübeöl zu vertauschen, Mohn zu ziehen, wozu der kleine Wirth mehr Muße als der große zu haben pflegt, und dieses Oel gegen Brennöl umzusetzen, Senf zu ziehen und dafür Brennöl zu nehmen u. s. w. Wenn es demnach übrigens der Haushalt leidet: so muß, zu Ersparung baarer Ausgabe, hinlänglicher Rübesamen selbst gebauet, oder das Brennöl eingetauscht werden, falls es nicht der wohlfeilere Thran widerräth; und wenn der Wirth nach einer guten Ernte mit dem Brennöle in Vorrath kommen kann, so schafft er sich größern Vortheil, den Ueberfluß auf den künftigen Winter zu behalten, als ihn zu verkaufen.

Das Talglicht, welches die Haushaltung erfodert, läßt sich mit ganz gemeiner Kenntniß selbst giessen, und das Fett dazu sollte, wo es nöthig ist, auch beynahe hinlänglich vorfallen, kann auch kaum so gut als hiezu angewandt werden. Wäre daher auch kein Gewinn dabey, wie doch sicher ist, so wäre doch immer baares Geld damit geschont. Ich rathe mit gutem Grunde dazu: der Landwirth soll die Lichte, die er braucht, selbst gießen lassen.

Es ist wahr, daß in mancher Landhaushaltung ein Licht zu viel, oder zu lange brennt *); aber auch

*) „Wenn in einer Haushaltung wöchentlich auch nur „ein Quartier Oel mehr verbraucht wird, macht es „am Ende des Jahrs in der Ausgabe schon einen

wahr, daß die Sparsamkeit am leichtesten mit dem Lichte übertrieben und nachtheilig werden kann. Wäre es hier helle, hier früher und dort später helle gewesen, so wäre ein Unglück verhütet. Ich bitte jeden Landwirth, nach seinen Umständen solche Verfügungen zu machen, daß es in seinem Hause, wo es zu Verhütung einer Gefahr nöthig ist, helle genug sey, und sobald es nöthig ist, gleich helle genug auf die unschädlichste Weise werden könne. Ein Licht, das mehr gegen Gefahr, als zur Arbeit leuchtet, kann schon wieder damit erspart werden, daß die übrigen nicht zu flammend und dampfend brennen, und die Lampe fest genug ist und steht, um das Oel nicht ausfließen zu lassen, und so leicht nicht umgeworfen zu werden. Ob nun gleich die Verschwendung mit dem Lichte die verzeihlichste in einer Landhaushaltung seyn mag: so muß dagegen alle Sparsamkeit bey dem Oele angewandt werden.

Die Gebäude.

Ich glaube, mich rechtfertigen zu können, wenn ich behaupte, aus der Aufsicht auf die Gebäude lasse sich der Landwirth erkennen. Reißt er nieder, was noch lange stehen konnte; bauet er zur Unzeit, mehr ins Auge als für den Haushalt, mehr schön als dauerhaft, und am unrechten Platze: so ist er so wenig Wirth, als wenn er ehe umfallen läßt als er bauet, gar nicht bessert, nicht im Kleinen, nicht zur rechten Zeit, nicht dauerhaft genug bessert.

„merklichen Unterschied.“ Diese Erinnerung des Hausvaters Th. 1. S. 380. ist sehr richtig. Indeß wird ein Licht an einer Stelle, wo im Dunkeln leicht ein Unglück geschehen kann, wöchentlich ein Quartier Oel nicht kosten, und die Erhaltung gesunder Glieder wäre auch damit noch nicht zu theuer bezahlt.

Wenn die Landhaushaltsgebäude nicht ganz neu sind, so wird, so kann alle Jahr eine nöthige Ausbesserung daran vorfallen. Der Sturm, die Gewalt, welche sie von Menschen und Vieh leiden, und die gewöhnlich geringe Festigkeit mancher Theile lassen jährlich eine Beschädigung besorgen. Da die nun äußerst nachtheilig werden kann, wenn sie lange unausgebessert bleibt; da sie zu einer Zeit vorfallen kann und gewöhnlich vorfällt, wenn die Materialien zur Besserung schwer oder kostbar zu haben, oder nicht gut anzuwenden sind: so ist in Ansehung der Baulichkeiten die erste Regel: der Landwirth muß sich bey gutem Preise mit den Materialien versorgen, wodurch eine unvermuthete Beschädigung seiner Gebäude aufgehalten, und wenigstens vorerst hergestellt werden kann. Ein Landwirth ohne Nagel, einige Breter, etwas Bauholz, etwas Eisenwerk an Thüren und dergleichen lebte zu sicher, und würde es theuer bezahlen müssen, wenn er es im Fall der Noth erst kaufen müßte.

Der Winter macht die kleinen Fehler an den Gebäuden leicht groß. Werden sie im Frühjahre gleich aufgesucht, die Materialien zur Ausbesserung, wie sie wohlfeil vorkommen, angeschafft, in der Jahrszeit, da sie am dauerhaftesten sich anbringen lassen, angewandt, und der Handwerker, wenn er mit dem besten Fortgange arbeiten kann, berufen: so ist oft mit wenigen Materialien und einem Tagelohne eine dauerhafte Verbesserung gemacht, die bis ins folgende Jahr ausgesetzt leicht fünfmal so viel gekostet hätte. Wenn demnach der Landwirth bey seinen Gebäuden große Ausgaben vermeiden will: so muß er alle Frühjahre ihre kleinen Fehler geflissentlich aufsuchen und ihnen abhelfen.

Ein Gebäude kann einen beträchtlichen Fehler haben, dem aber vorzukommen steht, ohne daß man

es niederzureißen nöthig hätte. Leicht verbirgt er sich dem aufmerksamen Wirthe nicht, wenn er die vorige Regel befolgt. Er thut indeß wohl, wenn er mit einem Zimmermanne jährlich einmal seine Gebäude untersucht. Kann das Beschädigte noch viele Jahre sicher stehen, wenn dem gegenwärtigen Fehler abgeholfen ist: so ist diese Ausbesserung aufs dringendste zu rathen; nicht allein, um die größern Kosten zu vermeiden, sondern auch, um die mannichfaltigen Hinderniße zu verhüten, die Niederreißen und Aufbauen dem Landhaushalte verursachen. Wenn der Fehler so sorgfältig, wie ich rathe, aufgesucht wird: so pflegt er so groß noch nicht zu seyn, daß gleich den Sommer die Verbesserung geschehen müßte, sondern der Landwirth erhält dadurch fürs erste nur die Erinnerung, sich mit den und so viel Materialien und Arbeitslohne zu versorgen. Nun kann er erst mit Vortheil nach und nach anschaffen, was er bedarf; und nach guten Arbeitern sich umsehen. Da es nun in allem Betracht haushälterisch ist, ein Gebäude, das stehen kann, lieber zu bessern als umzuwerfen: so spart der Landwirth sowohl hiedurch als durch zeitiges Ankaufen der Materialien, wenn er sich durch jährliche genaue Untersuchung mit den Hauptfehlern seiner Gebäude bekannt macht.

Ist aber das Gebäude so schadhaft, daß es eine Verbesserung nur einige Jahre vom Verfall abhalten kann, oder so schadhaft, daß es die Verbesserung nicht einmal mehr verträgt: so ist unstreitig neu bauen vortheilhafter als bessern. Dem aufmerksamen Landwirthe muß der drohende Verfall eines Gebäudes zeitig genug bekannt werden, und daher Zeit genug bleiben, die Materialien bequem und mit Vortheil anzuschaffen. Wer sie eilig haben muß, bekömmt sie selten vortheilhaft, selten recht gut. Es ist oft sehr unbedächtlich sparsam, ein Gebäude, das den Ein-

sturz droht, von einem Jahre zum andern stehen zu lassen. Eine solche Scheure ließ vor kurzem ein zu sparsamer Wirth in der Hoffnung stehen, daß sie sich den Winter hindurch noch wohl halten würde. Im November aber warf sie ein Sturm nieder. Sie war mit Ziegeln gedeckt, und das vergrößerte den Schaden sehr. Ohne den Sturm wäre sie vielleicht nicht gefallen; aber es ist auch zu mißlich, auf einen Winter ohne Stürme zu rechnen. Da also ein bedächtlicher Landwirth den großen Schaden eines einstürzenden Gebäudes vorher sehen kann: so muß er unverzüglich die Materialien zu einem neuen anschaffen. Hier ist säumen und flicken unwirthschaftlich. Eilt er, ehe es fällt: so kann er wohlfeiler kaufen; man kauft nie theurer, als wenn es bekannt ist, daß mans nöthig hat: so kann er von den alten Materialien noch brauchen, was sonst der Sturz zerbricht; und so braucht er zum Baue zur rechten Zeit manches nicht, was der Bau zur Unzeit erfodert.

Die Baumaterialien sind nicht immer in gleichem Preise. Sie können sehr steigen und sehr fallen. Es ist ein Unglück, wenn man zur Zeit hoher Preise unumgänglich bauen muß. Ein bedächtlicher Haushälter kann es ziemlich vermeiden, und kann beynahe mit der Hälfte der Kosten zu einem Gebäude reichen, wenn er es zur Zeit niedriger Preise aufführt. Sieht er nun voraus, daß er nach einigen Jahren nothwendig bauen muß: so thut er besser, das Gebäude, das sonst noch wohl zehen Jahre hätte stehen können, itzt abzureißen, als in Gefahr zu gerathen, daß es ihm nach diesen zehen Jahren noch einmal so viel kosten möchte. Wer mit Vortheil bauen will, muß sich möglichst so einrichten, daß er zur Zeit wohlfeiler Materialienpreise bauen kann.

Man kann zwar zu allen Zeiten wohlfeil bauen, wenn man nämlich nur auf Lebelang bauet. Schlechte Materialien haben nie den Preis der dauerhaften; und mancher wohlfeile Verding gelüstet, aber gereuet auch früh genug. Ein kleineres Gebäude kann auch so viel als ein größeres nicht kosten. Es muß aber ein unbedächtlicher Landwirth seyn, der, um einige Thaler zu schonen, die zur Haushaltung nöthigen Gebäude nicht räumlich, nicht dauerhaft genug aufführt. Sollte der gute Wirth nicht denken, sich auszubreiten, seine Aecker ergiebiger zu machen und zu vermehren, seinen Viehstamm zu vergrößern, und künftig noch wohl mehr Gesinde, noch wohl einen Tagelöhner zu bedürfen? Eine inwendige Wand kann allenfalls aufs wohlfeilste und weniger dauerhaft gemacht seyn; die Grundmauer aber, das Holz und das Dach müssen die möglichste Stärke und Festigkeit haben. Die erhalten sie aber selten, wenn diese Arbeit und die Materialien dazu verdungen werden, und erhalten sie desto sicherer, wenn der Wirth diese in Vorrath von der besten Güte selbst anschafft, und der Arbeit möglichst beywohnt, um den schlechten Arbeiter kennen zu lernen und zu entfernen. Wenn daher der Landwirth die beschwerlichen Baukosten nicht oft tragen, und einigermaßen erstattet haben will: so muß er die Materialien, welche am längsten halten sollen, selbst anschaffen, der Arbeit, die am dauerhaftesten seyn muß, selbst zusehen, und das neue Gebäude lieber vergrößern als zu eng machen. Zur Zeit einer nassen Ernte, oder einer vorzüglich guten Ernte, rettet eine räumliche Scheure, und kann in einem Jahre ihre etwas größern Kosten erstatten, wenn der enge Raum vieles verdirbt und verderben läßt. Wer nur das allernothwendigste Vieh stallen kann, muß der Vortheile entbehren, die zu mancher Zeit von dessen Vermehrung zu ziehen wä-

ren. Wer den Tobaksbau anfängt, dem wünsche ich Raum zum Trocknen.

Alles, was der Landwirth zu einem räumlichen, dauerhaften Gebäude, das er nöthig hat, und zur rechten Zeit aufführt, verwendet, ist so bedächtlich ausgegeben, als es unüberlegt verschleudert ist, was ein überflüßiges und zu gutes kostet. Ein Landgut zum Vergnügen ist nicht Landwirthschaft, von welcher wir hier handeln, und bey der die Sparsamkeit das erste Gesetz ist. Wer ein Landwesen, das ernähren soll, mit überflüßigen und kostbaren Gebäuden überladet, mindert seinen Werth, weil er sich einen sonst brauchbaren Platz entzieht, und mehr Ausgaben für Verbesserungen aufladet *). Die Grundstücke und Freyheiten machen den Werth eines Landwesens; dazu sind die Gebäude nöthig, und mehr als dazu nöthig ist, pflegt kein Käufer zu bezahlen. Wer mehr aufführt, muß es dem nachfolgenden Besitzer ohne Dank schenken, oder sein natürlicher Erbe kömmt darüber zurück, wenn er den väterlichen Aufwand seinen Miterben erstatten soll. Was sich daher der Landwirth die Schönheit seines Gebäudes an Fen-

*) Der gemeine Landmann glaubt mir und folgt mir vielleicht, dem vornehmen aber mag es ein vielleicht noch reicherer Römer sagen, daß sich die Gebäude zum Gute passen müssen: Multos deerrasse memoria prodidit, sicut praestantissimos viros L. Lucullum et Q. Scaevolam, quorum alter majores, alter minus amplas, quam postulavit modus agri, villas exstruxit, cum utrumque sit contra rem familiarem. Diffusiora enim consepta non solum pluris aedificamus, sed etiam impensis majoribus tuemur: at minora cum sunt, quam postulat fundus, dilabitur fructus. Nam et humidae res et siccae, quas terra progenerat, facile vitiantur, si aut non sunt, aut propter angustias incommoda sunt tecta, quibus inferantur. *Columella* I, 4. 6. 7.

stern, Treppen, Fußböden, Thüren, Schlössern u. s. w. kosten läßt, wenn das alles gut, hinlänglich und dauerhaft für weniger Geld einzurichten war, das hat er unnütz angewandt. Denn der Landwirth muß nicht schön, noch überflüssig, sondern bloß räumlich, dauerhaft und bequem bauen.

Ein neues Gebäude kann etwas höher kommen, wenn es auf einen neuen Platz gesetzt wird, dessen Boden trockner und fester, wo es dem Sturme, der Nässe und andern Beschädigungen weniger ausgesetzt, von dem Hausvater leichter zu übersehen, und andern wirthschaftlichen Dingen vortheilhaft ist. Wer z. B. durch ein neues Gebäude an einer andern Stelle seinem Dünger, den sonst die Sonne verzehrte, Schatten geben, oder damit seinen Hof oder Garten schließen, folglich das Vieh mehr zwingen und andere Befriedigungen darüber entbehren kann, scheue ja die etwas größern Kosten nicht. Da nun durch diese beträchtlichen Vortheile jener Aufwand reichlich ersetzt wird, so meyne ich: der Landwirth muß bey Auffführung eines neuen Gebäudes mehr als die Nothwendigkeit, auch andere wirthschaftliche Vortheile, vor Augen haben, wenn es darüber auch etwas mehr kosten sollte.

Der Garten muß so viel Befriedigung haben, daß der Bau durchs Vieh nicht vereitelt wird. Kann sie ihn zugleich gegen rauhe Winde schützen, und den Bau solcher Früchte, die viele Sonne brauchen, befördern, so ists desto besser. Eine Einfassung aber, die den Hirsch und den Dieb abhalten kann, ist dem eigentlichen Landwirthe zu kostbar; die muß seine Wachsamkeit und sein Hund verscheuchen. Die Befriedigungen pflegen aus den Materialien zu bestehen, die der Ort liefert. Ich habe sie an Steinbrüchen aus großen Steinen, bey Waldungen aus eichenen Bohlen und Pallisaden, aus geflochtenen Zäunen und

Hecken gesehen. Eine gute Hecke ist ohne Zweifel die wohlfeilste und vortheilhafteste, weil sie zuweilen etwas Abfall giebt, aber auch, wo sie dem Anlaufe ausgesetzt ist, schwer aufzubringen. Der Landmann thut indeß in Ansehung seines Gartens genug, wenn er ihm eine hinlängliche und gebräuchliche Befriedigung ohne Kosten giebt, und sie immer im Stande erhält, den Anlauf vom Viehe abzuwehren.

Der Hausrath.

Man kann zu viel und zu wenig darin thun. Schöner, feiner, zerbrechlicher Hausrath paßt sich so wenig in eine Landwirthschaft, als er nöthig dazu ist; die Hausgenossen wissen ihn nicht zu behandeln, nicht zu schonen. Auch der bemittelte Hausvater muß ihn nicht anschaffen, nicht einmal wohlfeil anschaffen. Was er nach seinen Umständen bedarf, muß sämmtlich möglichst dauerhaft, ganz unentbehrlich, und je zerbrechlicher, desto wohlfeiler seyn. Wer das Feine der Städte in der Verzierung seines Hauses nachmachen will, den sehe ich in Gefahr, den Geschmack an der Landwirthschaft zu verlieren. Ein ächter Landwirth wendet an die Besetzung seines Hauses nicht mehr, als was seine Verbindung unentbehrlich macht, und was er ohne großen Schaden seinen Leuten unter die Hände geben kann.

Was man auf dem Lande an Hausrathe braucht, kann, ehe als in der Stadt, ohne Beleidigung des Wohlstandes nach und nach angeschafft werden. Hiemit ist schon viel gewonnen. Wer ein Stück nach dem andern, wie es wohlfeil vorkömmt, ankauft, giebt weniger aus, und nie ein Capital auf einmal aus. Viele Gegenden liefern das Holz zu manchem Hausrath. Läßt mans auf dem Hofe ver-

arbeiten, so kommt, was daraus gemacht wird, nicht hoch, und ist doch wohl dauerhafter. Was der Haushalt selbst abwirft, Federn, Leinwand, Leder und dergleichen, muß gar nicht gekauft werden. Und was sich aus dem, so man selbst gewinnt, fertigen läßt, muß daraus gemacht, und nicht, der Mode zu gefallen, gegen wirklich schlechtere und theurere Dinge zurückgesetzt werden. Auf dem Lande muß man den unentbehrlichen Hausrath möglichst von eigenen Producten fertigen lassen, und den übrigen, wie er wohlfeil vorkommt, nach und nach anschaffen.

Wie man an feinem und kostbarem Hausrathe auf dem Lande billig arm seyn muß: so soll es dagegen an keinem, der die Sicherheit und gute Wirthschaft befördert, fehlen. Man kann Schränke und Kasten auf Jahrmärkten oft sehr gering kaufen; sie sind aber auch gemeiniglich so schwach zusammengefügt und mit so schlechten Schlössern verwahrt, daß sie fast mit jedem Schlüssel, fast mit jedem Stück Eisen geöffnet werden können. Mit den Thüren im Hause siehts häufig auch so aus, daß, wer durch eine ist, die ihm auch nicht sauer gemacht wird, durch alle kommen kann. Ein inwendiger und auswendiger kleiner Riegel an jeder Thür sperrt den Dieb allemal in das Zimmer ein, wohin er von außen brach. Nickel List soll sie mehr gehaßt haben, als Schlösser und Hunde, besonders wenn sie nicht an der Thür, wo sie von außen durch die Nägel verrathen werden, sondern an dem Pfosten befindlich sind und über die Mitte der Thür fassen. Kleine Vorhängeschlösser trifft man, weil sie wohlfeil sind, oft genug an; sie sichern aber wenig, weil fast jeder Schlüssel zu denselben sie alle schließt. Da es nun ein so unwürdiger, als empfindlicher Verlust ist, bestohlen zu werden, so denke ich: der Landmann thut wohl, wenn er die

Behältnisse seines Vermögens selbst mit aller Festigkeit verfertigen, an alle seine Thüren Riegel, oder Anwürfe schlagen, und die Vorhängeschlösser so machen läßt, daß sie nur mit einem Schlüssel geöffnet werden können. Bey einer Ausgabe zur Sicherheit ist sparen unweise. Freylich ist die Sicherheit nicht immer durch Vorsicht beschafft, aber doch größtentheils. Gegen eine kühne Bande unter einem listigen Anführer schützt kaum eine menschliche Vorsicht, gegen den einzelnen furchtsamen Dieb aber; und dieser, nicht jene, pflegt dem Landmanne gefährlich zu werden, denn jene sucht Summen, und dieser, was er findet.

Es ist gar mancherley Geräth, was der innere Haushalt erfodert, wenn er mit Vortheil geführt werden soll. Wer Mangel daran hat, kann manches nicht gehörig, nicht zur rechten Zeit beschicken; und wer sich mit Leihen helfen will, wird zuweilen verlassen, wo es gar nachtheilig werden kann. O wenn man für einen unnützen schönen Hausrath den unentbehrlichen anschaffte! Er ist häufig von der Art, daß er nicht immer, nicht gleich gut, nicht wohlfeil zu haben steht. Da es nun der Fortgang des Hauswesens erfodert, alle Geräthschaft in bester Verfassung zu haben: so muß der Landwirth recht darauf passen, wo er sie von guter Art in billigem Preise antreffen kann und diese Ausgabe für Gewinn achten.

Das Vieh.

Von jedem bedächtlichen Landwirthe ist vorauszusetzen, daß er, wenn er nicht sichern Gewinn von Pferden sieht, nicht mehr, als sein Ackerbau erfodert, und solche, wie die Lage seines Orts nöthig macht oder ernähren kann, halten werde. Wer sie

stark und theurer braucht, würde durch schwache herunter kommen, und wer theure nicht nöthig hat, verschwenden, wenn er sie kaufte. Beym alten Pferde kann man die Zeit des Abgangs voraus sehen, die Unglücksfälle aber nicht voraus sehen. Ein auf dem Markte gekauftes gleich brauchbares kann, bey aller Kenntniß davon, doch manchen unsichtbaren Fehler haben, und wenn es nicht einschlägt, in großen Schaden bringen. Und da das alte nur noch kurze und geringe Dienste thun kann, so ist im Einkaufe das jüngere, wenn es gleich billig theurer ist, doch vorzuziehen. Unter diesen Umständen geht der Landmann am sichersten, wenns immer möglich ist, ein junges Pferd zuzuziehen, das von guter Art und seinen künftigen Diensten gewachsen ist. Schlägt es ja nicht ein, so ist der Schade geringer; hat ers noch nicht nöthig, wenn es brauchbar ist, so kann ers mit Vortheil verkaufen. Es pflegt sich immer in der Nachbarschaft, die einerley Pferde halten muß, eins zu finden, von dessen eigener und geerbten Güte Gewißheit zu erhalten steht; sicherer kann man bey diesem bedenklichen Kaufe nicht gehen. Die Schönheit und überflüssige Stärke muß nie zum Aufwande reizen, und eine unweise Sparsamkeit nie verführen, schwache Thiere anzuschaffen, die die Dienste nicht thun können, oder, wenn sie sollen, vor der Zeit fallen. Man hat öfter Dörfer verfallen sehen, die mit Pferden Pracht trieben, oder von geringen Thieren große Dienste haben wollten. Wie daher der Landmann für seinen Ackerbau Pferde halten muß: so handelt er am sichersten und wohlfeilsten, wenn er sie jung möglichst auf der Nachbarschaft ankauft. Ist es thunlich, von einem gutartigen Mutterpferde selbst zuzuziehen: so bleibt man mit einigen Kosten und weniger Wartung immer im Stande. Ich kenne die Schwierigkeiten, wo täglich gewisse Arbeit

für das Vieh ist; wo sich aber die, und alles übrige in Ordnung findet, da wird auch ein übriges Pferd zur Zucht gehalten werden können. Sein Futter mag es immer noch verdienen; und der Vortheil, nie eine Summe nöthig zu haben, sie nicht in Gefahr setzen zu dürfen, ist so erheblich, daß man durch das übrige Pferd, wodurch er erlangt wird, nicht verliert, sondern gewinnt.

Wer Pferde halten muß, soll billig so viele Aufmerksamkeit darauf wenden, daß eine unheilbare, ansteckende Krankheit weder in seinem Stalle entsteht, noch aus einem fremden geholt wird. Es müßte ein besonderes Unglück seyn, wenn die böse Krankheit, der Rotz genannt, den Hauswirth ohne alle seine Schuld um die Pferde brächte. An einem Verluste derselben durch Erhitzung bey einem Vorspanne, den er stellen muß, oder durch Erhitzung, die ein unbesonnener Knecht verursacht, kann er unschuldig seyn. Es steht schlimm um ihn, wenn er sein Zugvieh ganz oder größtentheils verliert. Ein Landmann ohne Vorrath kann durch ein dergleichen Unglück auf Lebelang zurückkommen. Er muß gewöhnlich das Zuchtvieh gleich wieder haben; schlägt nun gar das neue nicht ein, so kann er ganz zu Grunde gehen. Ohnstreitig fährt man, nach der vorigen Erinnerung, bey der eigenen Zucht, oder beym Aufziehen am sichersten. Itzt aber währt es zu lange; mein Rath ist also: der Landwirth, den ein Unglück um die Pferde gebracht, thut itzt wohl, junge aufzuziehen, und bis die nach einander brauchbar werden, so lange wohlfeilere alte anzuschaffen. Werden die geschont, welches sie selbst sehr befördern: so thun sie immer, bis man weiter kommt, die nöthigen Dienste, halten, bedächtlich gespannt, das junge ab, sich nicht zu übertreiben, und sparen größere sehr mißliche Ausgaben.

Der Hornviehstamm kann aus dem eigenen Stalle im Stande erhalten werden. Der Landwirth muß nicht leicht auf dem Markte eine alte Kuh ankaufen; das neue Futter, und der Fehler, der sie gar zu oft zum Verkauf bringt, setzen ihn gemeiniglich in Schaden. Ohne eine verheerende Seuche wird es nie in der Nachbarschaft an Kälbern guter Art fehlen, wodurch er seinen Stamm ergänzen und verbessern kann. Der Hornviehstamm muß also durch junges, und nie durch altes auf dem Markte gekauftes Vieh erhalten und verbessert werden.

Das Unglück, durch die Seuche sein Vieh zu verlieren, bleibt erträglich, wenn es die Nachbarschaft behält, wird aber äußerst drückend, wenn es sich auf eine ganze Gegend erstreckt. In jenem Falle findet sich noch wohl ein guter Freund, der ein altes zuverlässiges Stück absteht und gute Kälber sind immer zu haben. Einige alte wird itzt der Haushalt durchaus nöthig haben, und mehr müssen auch nicht angeschafft, sondern es muß gutartiges Vieh aufgezogen werden. Die größte Behutsamkeit aber ist nöthig, wenn man aus der Ferne Vieh wieder zukaufen muß. Wer es immer vermeiden kann, der erste zu seyn, der vermeide es; dies ist fast alles was er thun kann. Wer verkauft, schlägt sicher das schlechtste Stück zuerst los, und die Erfahrung lehrt bald, aus welcher Gegend das Vieh in der unsrigen am besten steht. Ist dies bekannt, und aus derselben das schlechtste Vieh bereits weggekauft: so kann man daher sicheres und gutes Vieh erwarten, und der nun ohne Zweifel etwas höhere Preis ist noch kein Schade, sondern vielmehr die Bürgschaft, daß man keinen neuen, größern haben werde. Wenn sich demnach das durch die Seuche verlorne Vieh auf der Nachbarschaft von zuverlässigen Leuten alt und besonders jung nicht wieder anschaffen läßt: so muß man ei-

ner der letzten zu seyn suchen, der es aus einer fernen Gegend, woher es hier am besten einschlägt, wieder kauft.

Den Schafstamm kann man entweder verbessern wollen, oder herstellen müssen. Die größte Verbesserung betrifft die Wolle, und die wird wohl wieder auf Weide und Fütterung ankommen. Kann die nicht reicher werden, so wird das angekaufte bessere Vieh bald wieder zu dem inländischen herabfallen. Wäre aber jenes thunlich, dann stünde zu fremdem Viehe, das feinere oder häufigere Wolle hat, sehr zu rathen. Allgemein unthunlich ist es in einem grossen Lande sicher nicht. Hat man im Falle des Schafsterbens nicht so sehr die Verbesserung, als die Ergänzung zur Absicht, und fehlt es auf der Nachbarschaft an Viehe nicht: so ist der einzelne Zusammenkauf nicht allein bequemer, weil sich kleine Summen nach und nach ehe anschaffen lassen, sondern auch vortheilhafter, weil zusammengesetztes Vieh, das sich so, wie die Schafe, verträgt, sich oft durch einander verbessert. Wie also der Landwirth, der sein Schafvieh besser zu nähren bedacht gewesen, besseres einzeln anschaffen muß: so thut der, dem es gestorben, wohl, wenn er es aus verschiedenen Oertern und Ställen wieder ergänzt. Wer die Böcke aus dieser und die Mutterschafe aus einer andern Gegend nimmt, wird finden, daß es gut geräth.

In jeder vollständigen Landhaushaltung wird eigene Schweinzucht seyn und nicht gekauft werden dürfen, da es eine Seuche und der Verlust einzelner Stücke nicht leicht nöthig machen. Man wird indeß wohl thun, zuweilen ein Stück einer andern guten Art zur Zucht anzuschaffen. Der kleine Wirth, der eine Sau nicht halten kann, kauft das Schlachtvieh am wohlfeilsten jung, sobald er es aus dem Garten bey-

zu füttern kann. Ein junges Schwein kauft daher der große Landwirth zur Verbesserung seiner Zucht, und der kleine, um eine größere Ausgabe zu vermeiden und den Abfall aus dem Garten zu nutzen.

Der ganze Stall des Federviehes müßte leer gestohlen oder getödtet seyn, wenn man zur Zucht zu kaufen nöthig hätte. Dem aufmerksamen Landwirthe kann das nicht leicht begegnen, er macht seine Gebäude vor Dieben und Raubthieren möglichst sicher. Die jungen Gänse können ihm sterben, wenn sie, wie ich glaube, durch Jagen geschwächt werden: aber die alten sterben nicht leicht mit, wie denn überhaupt die Seuche unter dem Federviehe, das gesundes Futter, Reinlichkeit und Wärme hat, selten ist. Fehlts aber noch an einer guten Art, die besser legt, brütet, aufbringt, nahrhafter, dauerhafter und von bessern Federn und Abgange ist: so muß sie, bey allem eigenen Ueberflusse, angeschafft werden. Der Landwirth muß immer um sich sehen, ob er nicht an eine bessere Art von Federvieh, als er hat, kommen kann. Durch Unterlegen der Eyer von einer bessern Art geschiehts oft am leichtsten.

Das Futter.

Man kann durch nachtheilige Witterung, einen Unglücksfall und ein Kriegesheer um das Viehfutter kommen, oder nie so viel, als man braucht, ernten. In dem letzten Falle müßte ein gar seltner Umstand rathen, mehr Vieh, als man durchfüttern kann, zu halten. Vortheil kann fast unmöglich dabey seyn. Muß inzwischen ein Landwirth alljährlich Futter zukaufen, so wirds doch hoffentlich nur Heu, und etwa Erbsenstroh seyn; und dann wäre doch zuvörderst zu überlegen, ob sich das erfoderliche Erbsenstroh nicht

auf dem eigenen Lande gewinnen ließe; ob kein Stück Acker zur Wiese zu missen und umzuschaffen wäre; ob man nicht eine Wiese ankaufen oder in Pacht bekommen könne; ob es nicht rathsamer sey, das Heu auf dem Halme zu behandeln u. s. w. Fehlten alle diese Versuche und müßte das nöthige Futter baar angekauft werden, so bliebe freylich kein anderer Rath, als der: Kann mans nicht ändern, Futter zu kaufen, so muß es möglichst hinlänglich im Herbste angeschafft werden. Ein langer Winter könnte es gegen den Frühling sehr theuer machen, und müßte denn doch noch wohl halb verdorben genommen werden.

Man kann das Heu durch Ueberschwemmung verloren, in großer Dürre zu wenig geerntet, und das Stroh beym Hagelwetter eingebüßt haben. Hat sich der Schaden nicht weit ausgebreitet, und ist auf der Nachbarschaft Futter gutes Preises zu haben: so hätte mancher Landwirth noch wohl nicht nöthig, deswegen gleich den Viehstamm zu mindern; wie es dagegen wohl gut seyn möchte, wenn das Futter sehr theuer, und die Ernte auch verloren, mithin ein Stück Geld aus dem Viehe sehr willkommen wäre. Beym Verlust des sonst hinlänglichen Futters wirds die Casse und der Preis entscheiden, ob es nicht rathsamer sey, etwas Vieh abzustehen, als das Fehlende im Herbste baar anzukaufen. An ein Stück Vieh kommt der gute Landwirth ehe wieder als zu dem Vermögen, ein Anlehn wieder abzutragen.

Wer durch eine Feuersbrunst sein Futter verloren, hat seine Gebäude ohne Zweifel mit verloren, und fast keine andere Zuflucht mit seinem Viehe als zur Aufnahme seiner Freunde. Wie der gute Hausvater in diesem Falle sich anderer annimmt und ihnen ein Stück Vieh ausfüttert: so wird er diesen Beystand hoffentlich von andern wieder erhalten.

Wenn der Feind das Futter nimmt, so nimmt er gemeiniglich das Vieh auch. Es könnte indeß seyn, daß er nur Heu und Stroh zu Magazinen suchte, und eine Gegend ihres Vorraths beraubte; was sollte da der Landmann machen? Das Ankaufen würde von weitem so beschwerlich als kostbar geschehen müssen, und doch wohl mit Sicherheit nicht geschehen können. Er würde gezwungen seyn, sein Vieh möglichst zu vermindern, und den Stamm nähren müssen, wie sich Nahrung anschaffen ließe. Doch, wir wollen hoffen, in diese Lage nicht wieder zu gerathen, worin kein vorläufiger Rath, sondern geschwinder und glücklicher Gebrauch von den jedesmaligen Umständen helfen kann.

Pferde und Federvieh fodern zu ihrer Nahrung Korn. Ist es unglücklicher Weise nicht hinlänglich geerntet: so würde auf andere Nahrungsmittel zwar gedacht, aber doch zugekauft werden müssen, wenn man beyde Vieharten nicht vermindern könnte. Durch Hunger läßt sich freylich das Federvieh zu einem Futter gewöhnen, das es bey Korn verachtet; nur müßte es dies im November haben, wenn es so gewiß seyn sollte, als es versichert wird, daß das reichliche Legen von reichlicher Fütterung in diesem Monate abhienge. Bey den Pferden mag es wohl wahr seyn, daß sie mit wenigerm Korn, wenn Stroh und Heu nahrhaft ist, bey Kräften bleiben können. Jahre der Noth pflegen dergleichen zweifelhafte Sätze am ersten aufs Gewisse zu bringen. Wie ich nun dem Landwirthe nicht widerrathe, in einem kümmerlichen Jahre Versuche mit schlechterm und wenigerm Futter behutsam zu machen: so muß ich ihn zugleich erinnern, was möglich ist, anzuwenden, um das unentbehrliche Vieh nicht verfallen zu lassen. Daß er das nöthige Futterkorn im Winter ankaufen müsse, versteht sich von selber, weil er im Sommer

sich ehe helfen kann. Der Nachbar, den dies Unglück nicht betroffen, pflegt und sollte billig handeln, an den muß er sich daher, und nicht an den Markt wenden.

Das Saatkorn.

Ohne Zweifel wird es auf allen Feldern rathsam seyn, die darauf einige Jahre gewachsene Einsaat zu verändern. Ich glaube, daß es jeder gute Wirth thut, und daß es seinen Grund hat. Man pflegt Korn von schlechtern und magern Aeckern auf die bessern zu bringen. Um nun diesen Zweck zu erreichen, muß die neue Einsaat von einem zuverlässigen Wirthe genommen werden, der uns giebt, was wir haben wollen. Nach einer andern Erfahrung soll das Korn aus dem oder jenem Orte sehr gut auf unsern Feldern gedeihen, aus andern nicht. Die Erbsen pflegen sich am ersten müde zu wachsen und zu verschlimmern, wenn sie nicht erneuert werden. Wo sie überhaupt nicht besonders gerathen, muß die Veränderung der Einsaat alle drey Jahre geschehen, wenn sie nicht ganz ungenießbar werden sollen. Die Hoffnung einer bessern Ernte räth also dem Landwirthe, alle Jahr eine Art von neuem Saatkorn nach der Erfahrung von einem zuverlässigen Manne zu kaufen, und die Ausgabe dafür nicht zu achten. Es ist nicht eben die ganze Einsaat nöthig, als welches zu hoch kommen und kaum zu beschaffen seyn würde; man nimmt etwas und davon künftiges Jahr die Saat. Am besten fährt man, wenn der Verkäufer unsere Einsaat wieder braucht, und also ein Tausch zu treffen steht.

In mancher Gegend und manchem Jahre nöthiget die Verunreinigung des Korns mit Unkraute zum Ankauf neuer Einsaat. Die kann so arg wer-

den, daß sie durch alles Sieben nicht zu vertreiben und solches Korn nicht ferner zu säen ist. Zuweilen kann die Nachbarschaft eine solche Vermischung des Korns veranlassen, daß es auch zur Einsaat nicht mehr taugt. Wer einigemal seinen Weizen an Rocken, seine Gerste an Hafer, seine Erbsen an Wicken gesäet hat, oder in der Scheure nicht genug scheiden kann, wird leicht den Weizen mit so viel Rocken, die Gerste mit so viel Hafer, und die Erbsen mit so viel Wicken vermischt ernten, daß er den Weizen, die Gerste, die Erbsen nicht wieder säen kann, und im Verkauf auch dabey verliert. Da nun die Verunreinigung und Vermischung des Korns den Landwirth nöthigen, neue, reine Einsaat anzuschaffen: so thut er wohl, gleich darauf zu sammlen, und sie zeitig, zuverlässig und nach Erfahrung von ihrem Gedeihen zu bestellen. Er muß geben, was ihm für sein Korn nicht wieder gegeben wird, und wird daher diese Veranlassung zu Ausgaben möglichst meiden.

Auch kann der Hagelschlag veranlassen, daß man neue Einsaat nehmen muß, weil man dem übergebliebenen Korne, wenn es auch zur Einsaat reicht, die hinlängliche Reife und Güte nicht zutrauet. Da das Hagelwetter selten die Nothdurft und Einsaat zugleich läßt, und eins doch zugekauft werden muß, falls der Hauswirth nicht noch bey Vorrath ist: so thut man besser, neue Einsaat anzuschaffen, ob die Ausgabe dafür gleich etwas höher kömmt, weil man wahrscheinlich davon eine reiche Ernte, die den erlittenen Schaden wieder tilget, erwarten kann, von dem geernteten Korne aber Mißrathen fürchten muß. Wenn nun der kluge Landmann bedacht ist, einem Schaden, der ihn von so mancher Seite treffen kann, nie mit leerer Tasche und Boden entgegen zu sehen: so wird er immer auf eine außerordentliche Ausgabe bey

Vorrathe seyn, und sich nach einem Hagelwetter gleich nach guter Einsaat umsehen. Wer Hagelschlag erlebt, thut wohl, neue Einsaat zu nehmen und sie zeitig bey zuverlässigen Leuten zu bestellen. Sie wird ihm vielleicht wohl geborgt; ists indeß immer möglich, so borge der Landmann nicht und lasse das dem Städter. Er wirds auch nicht nöthig haben, wenn er bey guter Einnahme denkt, sie falle ihm zu, um auf große bevorstehende Ausgaben in Vorrathe zu seyn. Wir ernteten 1771 sehr gut, und der Preis war außerordentlich, im Herbste aber kamen die Schnecken; 1772 erlebten wir Hagelschlag, und 1773 Mäusefraß. Durch die Ernte 1771 sollten wir gestärkt werden, diese Unglücksfälle tragen zu können.

Das Ackergeräth.

Der Landmann sagt, wie der Handwerker, gutes Werkzeug ist die halbe Arbeit. Es ist ein großer Unterschied unter Pflug und Pflug, Sense und Sense, Wagen und Wagen u. s. w. Daß es noch nicht von gleicher Güte gefertiget wird, was der Ackermann braucht, mag daher kommen, daß noch nicht Theorie genug in den Werkstätten ist. Man erfährts leicht, wer in der Gegend dieses oder jenes Werkzeug am besten macht, und bey dem muß man arbeiten lassen, wenn er auch theurer, wenn es auch unbequemer ist. Bey Anschaffung des Ackergeräths muß der Landwirth mehr auf die Güte als den Preis sehen. Die Groschen, wenns auch Thaler wären, die ein leicht und kräftig arbeitendes, dauerhaftes Werkzeug mehr als ein schlechtes kostet, sind überaus gut angelegt.

Es muß immer in brauchbarem Stande seyn, was zum Ackerbaue im ganzen Umfange nöthig ist.

Am leichtsten wirds im Stande erhalten, wenn es nach dem Gebrauche an seinen gewissen, trocknen Platz so wieder gestellt wird, daß ihm auch seine Stellung nicht schadet. Was unter freyem Himmel von einem Orte zum andern geworfen, oder unrecht gestellt verdirbt, oder unverwahrt abhanden kömmt, macht eine vermeidliche Ausgabe. Was vernachläßsiget seine Dienste versagt, wenn sie gebraucht werden, hält die Arbeit auf, schadet, und wird, in der Eile gebessert, theurer und weniger gut. Durch bedächtliche Verwahrung, öftere Untersuchung und zeitige Ausbesserung jedes Ackergeräths wird daher der Landwirth Ausgaben sparen und Schaden verhüten.

Wer nicht die zu allen Geschäfften nöthigen Werkzeuge hat, und sich mit Leihen helfen will, muß die Zeit mit Schicken und Warten verderben, Schaden leiden und den an einem geliehenen vielleicht schon schadhaften Werkzeuge vergrößerten Schaden ersetzen, wird auch von einem fremden, ungewohnten die Arbeit, welche ein bekanntes Werkzeug erfordert, nicht erhalten. Nie muß demnach der Landwirth die Ausgabe für irgend ein nöthiges Ackergeräth scheuen. Er ist nicht Haushalter, wenn er hier spart, und an entbehrliche Dinge Geld wendet.

Die Gewalt, welche das Ackergeräth nöthiger, unnöthiger Weise leidet, kann das beste vor der Zeit zerbrechen, oft, wenn der Verlust höchst nachtheilig werden kann. Wem bey mißlicher Witterung in der Ernte ein Rad bricht, leidet leicht großen Schaden. Wer es daher immer zwingen kann, versorge sich besonders mit dem allernöthigsten Ackergeräthe doppelt, damit eilige Arbeit nicht aufgehalten werde. Wo sie eine Beschädigung gleich zum Stillstande bringt, da ist auch wohl der faule Arbeiter tückisch genug, ihn zu

befördern. Ein guter Wirth hat daher möglichst das allernöthigste Ackergeräth doppelt.

Die Kosten zu Befolgung dieser Erinnerungen sind so groß nicht, das meiste Geräth besteht nur aus Holz und Eisen. Manches läßt sich auf dem Hofe selbst machen. Wers nicht eigenhändig kann, wie doch jeder Landmann versuchen sollte, sehe sich nach einem geschickten Knecht oder Tagelöhner um, und lerne nun, wozu so manches Stück Holz sich bearbeiten läßt: so werden schon viele Ausgaben wegfallen. Was zu diesem Geräthe nicht mehr taugt, muß deswegen nicht gleich ganz verworfen werden, es kann zu einem andern noch sehr nützlich, und schon halb dazu bearbeitet seyn. Hat man jedes zusammengesetzte Ackergeräth selbst genau untersucht, so darf uns der Handwerker Vortheils halber den Schaden, die Zuthat und die Arbeit nicht größer anschlagen; man muß ihn beurtheilen können. Wer mit allerley Nothmitteln versehen ist, kann sich auch oft ohne Geld und mit geringerer Versäumniß helfen. Der Landwirth spart also manche baare Ausgabe, wenn er selbst macht und bessert, was bey mäßiger Aufmerksamkeit selbst gemacht und gebessert werden kann.

Endlich kann auch der Vorrath und oft der eigene Einkauf manche Ausgabe mindern. Ich will nur Wagenschmiere, Leder und Eisen nennen. Jene gilt in einer Tonne kaum halb, was sie einzeln kostet. Wer Häute gahr machen läßt und sich mit Leder versorgt, entzieht sich eine geringe Einnahme, wendet eine kleine Ausgabe an, und erspart dadurch eine öftere, eine beträchtliche. Was man von den Eisenhütten haben kann und so oft haben muß, kommt im Großen oder im Dutzend ungleich geringer, als einzeln. Was gewinnt man nicht an einem Block Dielen gegen den einzeln Ankauf! Sobald es daher der Landwirth vermag, wird er sich mit allem,

was er unaufhörlich braucht, in vortheilhaften Vorrath setzen.

Ich will mit der Erinnerung schließen: wer überflüssige und unentbehrliche Dinge unterscheidet, und sich einrichtet, diese, wenn sie am wohlfeilsten und besten zu haben sind, kaufen zu können, der wird mit einer mäßigen Ausgabe alle seine Bedürfnisse anschaffen.

III.

Die Aufgabe, welche von der königlichen Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle im 55sten Stück des Hannoverischen Magazins vom Jahre 1777 vorgelegt ist:

„Da, wegen der bekannten Gutsherrschaft über „die Bauerhöfe, die Inhaber und Besitzer derselben kein wirkliches Eigenthum daran und an den „dazu gehörigen Pertinenzien haben, folglich dasjenige, was, nach Aufhebung der Gemeinheiten, jedem solcher gutsherrlichen Höfe privativ „zufällt und zugeeignet wird, von den Besitzern „der Höfe als Gutsleuten nicht nach Belieben kann „verkauft oder sonst veräußert werden: würde es „unter diesen Verbindungen nicht nützlich oder nöthig seyn, zum Behuf der Beförderung der Absicht allgemeiner Gemeinheitstheilungen zuvörderst „die gutsherrliche Verfassung der Bauergüter aufzuheben? Und wie würde solche Aufhebung, ohne „Benachtheiligung der Gutsherren, am besten „und vortheilhaftesten einzurichten und zu bewirken „seyn?“

Diese Aufgabe enthält folgende vier Fragen.

Die erste Frage:

Ist es zu Beförderung allgemeiner Gemeinheitstheilungen nützlich, die gutsherrliche Verfassung der Bauergüter aufzuheben?

Antwort:

Die Aufhebung der Gemeinheiten bey den Dörfern hat unstreitig des Landes Beste zur Absicht *); und dazu wird verträglich seyn:

1) daß ganz ungenutzte Plätze künftig artbar und genutzt werden; z. B. eine sumpfige Gegend, wo höchstens eine Kuh zuweilen gefressen oder ein Schwein gewühlet; ein Sandberg, der dem Schafe eine geringe Nahrung gegeben oder nicht einmal gegeben; eine Tiefe, woraus ehemals Grand gegraben u. s. w.

2) daß wenig genutzte Plätze künftig mehr und reichlich genutzt werden; z. B. ein magerer und gemeinschaftlich vernachlässigter Anger, den der zu fest gewordene Boden, die häufigen Maulwurfs- und Ameisenhaufen, die schlechten und schädlichen Kräu-

*) Der Schlesische Landwirth 2ter Theil S. 106. meynt, wir möchten wohl irren, wenn wir, mit dem Herrn von Justi, die Gemeintriften einer natürlichen Wildheit zuschrieben; aber gewiß Recht haben, wenn wir dafür hielten, daß sie dem Staate schädlich wären.

Was ferner in der *Oeconomia forensi*, zweyter Band vom Anfange bis S. 180. über die gegenwärtige Materie hieher gehöriges vorkömmt, will ich mir nicht zueignen, sondern gelesen, aber nach Fertigung dieses Aufsatzes erst gelesen zu haben bekennen.

ter, der Dornbusch ꝛc. zur kümmerlichsten Viehweide gemacht; eine gemeine Wiese, worauf die häufigen Ueberschwemmungen, das Moos, das Ueberfahren, das zu lange Betreiben mit dem Viehe, das nächtliche Abhüten ꝛc. wenig und ziemlich unnahrhaftes Gras ernten lassen; eine Holzung, worin der Dornbusch und das schlechtste Gesträuch überhand genommen, kein junger Baum zu männlicher Größe gelangen, kein großer, wegen häufiger Beschädigungen, zu Nutzholz mehr gebraucht werden kann u. s. w.

3) daß schlecht genutzte Plätze künftig besser und mehr nach ihrer Natur gebraucht werden. Es ist wahr, daß man durch Nachdenken, Arbeit und Kosten die Natur zwingen, den dürren Berg als Wiese nutzen, im nassen Thale Korn ernten, auf der feuchten Oberfläche, die auf Thon und Leim steht, Holz bauen kann: aber es ist ausgemacht wahr, und sollte des belasteten, dürftigen Landmanns erste Regel seyn, Grund und Boden zu fragen, wozu ihn die Natur bestimmt, und Kräfte gegeben, dieser Bestimmung zu folgen, diese Kräfte in Wirksamkeit zu setzen, zu erhalten und zu vermehren; es ist ausgemacht wahr, daß uns nach dieser Regel die Erde reichlicher nähren, weniger Mißwachs geben, weniger Schweiß und Aufwand abfordern würde; mithin wahr, daß nur Freyheit und Eigenthum zum Grunde wesentlicher Verbesserung liegen, und jedes Land, das Früchte tragen kann, beglücken. Daß manche Feldfrüchte nicht mehr gedeihen, viele Wiesen nicht mehr tragen und junge Bäume nicht mehr anziehen, wie sonst, ist eine alte *) und neue Klage. Bey der Sorgfalt aber,

*) Columella fängt schon seine bekannte schöne Schrift von der Landwirthschaft so an: Saepenumero civitatis noſtrae principes audio culpantes modo agrorum infoecunditatem, modo caeli per multa jam

womit man diese landwirthschaftlichen Geschäffte studirt und betreibt, wüßte ich doch nur einen Grund von verminderter Fruchtbarkeit, diesen einzigen nämlich, daß man unaufhörlich auf eben der Stelle Korn bauet, wo wenigstens schon vor 500 Jahren dasselbe Korn gebauet ist, daß man auf eben den Platz wieder Eichen pflanzt, auf welchem sicher seit 1000

tempora noxiam frugibus intemperiem, quosdam etiam praedictas querimonias velut ratione certa mitigantes, quod existiment, ubertate nimia prioris aevi defatigatum et effoetum solum nequire pristina benignitate praebere mortalibus alimenta. Quas ego causas procul a veritate abesse certum habeo, quod neque fas existimare, humi naturam, quam primus ille mundi genitor perpetua foecunditate donavit, quasi quodam morbo sterilitate affectam: neque prudentis credere, tellurem, quae divinam et aeternam juventam sortita, communis omnium parens dicta sit, quia et omnia peperit semper, et deinceps paritura sit, velut hominem consenuisse. Nec post haec reor intemperantia coeli nobis ista, sed nostro potius accidere vitio, qui rem rusticam pessimo cuique servorum, velut carnifici, noxae dedimus, quam majorum nostrorum optimus quisque optime tractaverit. Hier findet er die Ursache der abgenommenen Fruchtbarkeit in der vernachlässigten Cultur, weiß es aber übrigens wohl, daß man perennirende Früchte einerley Art kaum zum zweytenmale auf den vorigen Platz bringen dürfe, und widerräth daher so sehr, einen Weinberg anzulegen, wo schon einer gewesen: antiquissimum censemus, rudem potius eligendum agrum, si sit facultas, quam ubi fuerit seges, aut arbustum. Nam de vinetis, quae longo situ exoleverunt, *inter omnes auctores constitit*, pessima esse si referere velimus, quod et inferius solum pluribus radicibus sit impeditum, ac velut irretitum, et adhuc non amiserit virus et cariem illam vetustatis, quibus hebetata quasi aliquibus venenis humus torpeat etc. L. III, 11, 1. 2.

Jahren beständig Eichen gewachsen sind, und daß man ein Paar tausend Jahre eine Gegend immer einerley Grasarten tragen läßt. Sollte die Erde unerschöpflich an den Säften seyn, die diese Pflanzen brauchen? Lehrt nicht die Erfahrung, daß die Pflanzen da am besten gerathen, wo seit vielen Jahren keine gestanden? Wird man also nicht eine neue Fruchtbarkeit erwarten dürfen, wenn man neue Pflanzen auf einen Platz bringt, und besonders solche dahin bringt, die sich ihrer Natur nach zur Natur des Platzes schicken? Ist dies alles so: nun so muß der Landmann so viel Eigenthum über seine Grundstücke haben, daß er sie tragen lassen kann was er will, daß er Anger in Acker, und Acker in Wiesen verwandeln, und daß er hier weltalte Holzungen eingehen und dort wieder anziehen, Rocken für Eicheln, und Eicheln für Rocken säen darf.

Soll nun die Verwandelung gemeiner Güter in eigene zum wahren Besten des Landes ausfallen, so ist die Aufhebung der Gutsherrschaft dazu in folgenden Fällen nützlich.

Der erste Fall: Wenn der Gutsherr berechtigt erklärt, oder eigenmächtig vermögend wäre, den freyen und vortheilhaftesten Gebrauch des neuen Landes zu hindern. Muß der Meyer Anger Anger, Busch Busch, Sumpf Sumpf bleiben lassen, und gewinnt durch die Vertheilung nichts weiter als das Recht, zu sagen: der Anger, der Busch, der Sumpf gehört zu meinem Hofe, so sieht man nicht, was dem Lande mit der Vertheilung geholfen ist. Er muß, was ihm als eigen zugefallen, artbar machen, mehr und besser nutzen können, oder es ist mit der Vertheilung nichts gebessert. Man kann nicht so geradezu sagen: was geht den Gutsherrn die Wirthschaft seines Meyers an? er wird, er kann sich darum nicht bekümmern, er erhält seinen Zins und

läßt den Bauer gewinnen so gut er kann! Von manchem Kloster und Privatmanne, mancher Kirche und Pfarre, die in entfernten Oertern ihre Meyergüter haben, ist es freylich wahr, daß sie sich um den Gebrauch, den der Bauer von dem neuen Eigenthume ihrer Höfe macht, nicht bekümmern, ihn kaum einmal erfahren werden; aber der Gutsherr sey Edelmann, wohne in dem Dorfe, habe die Gerichte, die Jagd und starke Neigung dazu, die Mitweide auf den Angern, u. s. w. und der Meyer wollte nun einen Sumpf und Busch, den die wilde Ente, die Schnepfe und das Rephuhn lieben, artbar machen, und sein Stück Anger zur Wiese erheben: sollte es diesem Gutsherrn schwer werden, den bessern Gebrauch zu hindern, den sein Meyer von einem neuen Stücke Landes zu machen anfienge? schwer werden, die andern Privatgutsherren, die noch in seinem Dorfe Meyergüter besäßen, zu bereden, der Bauer würde sich durch die vorhabenden Verwandelungen unbrauchbarer Plätze entkräften, den Meyerzins nicht mehr ordentlich abführen, um Remission betteln u. s. w.? schwer werden, der herrschaftlichen Kammer die von den Bauern gewagten Verbesserungen als zu kühne, zu gefährliche, zu wenig versprechend, zu schwächende Veränderungen an- und Verbote auszubringen? schwer endlich werden, Materie zum Proceß, wenn ja der Bauer Lust und Kraft dazu hätte, hierin zu finden *), und dadurch die Veredelung der neuen Grundstücke erst aufzuhalten und mit der Zeit ganz zu vereiteln? Gesegnet das Land, worin allgemeiner Patriotismus wohnt! Ausgebreiteter ist er

*) Daß sie darin gefunden werden könne, erhellt aus Herrn Straben bekanntem Comment. de jure villicorum Cap III. §. 1. wo es heißt: villicus non potest mutare *speciem* fundi sine domini consensu.

fast nirgend als in dem, woraus die gegenwärtige Aufgabe kömmt: aber auch zuverlässig so allgemein, daß man durchaus kein gutsherrliches Hinderniß bey der besten Benutzung neuer Grundstücke besorgen dürfe? Ein Privatmann kann hierüber nicht richten, sondern nur meynen, daß zum Behuf der Beförderung intendirter Gemeinheitstheilungen von Nutzen für das Land seyn möchte, die gutsherrliche Verfassung der Bauergüter vorher aufzuheben, damit der Bauer, der sich ohnehin, seiner bisherigen Trägheit und seines Unvermögens, auch Drucks wegen, von gemeinnützigen und ihm erst mit der Zeit einträglichen Unternehmungen leicht abbringen läßt, wenigstens ungestört, wo nicht unterstützt, Verbesserungen vornehmen könne.

Der zweyte Fall: Wenn der Gutsherr bey der bessern Nutzung des neuen Landes sich berechtiget hielte und ausrichten könnte, den Meyerzins zu erhöhen. Man weiß wohl, daß er es in statu quo nicht darf; aber sollte er es unter keinerley Umständen in der Folge dürfen, wollen, können? Nicht, wenn einmal, bey verbesserter Lage des Landmanns, ein größerer Drang nach Meyergütern und ein neuer Meyer anzusetzen wäre, der freywillig mehr angelobte? Nicht, wenn es die gutsherrliche Familie künftig etwa mehr denn itzt nöthig hätte, ihre Meyergüter möglichst zu nutzen? Nicht, wenn sie so hoch stiege, etwas unternehmen zu können, was vielleicht itzt nicht zu wagen steht? Auch nicht, wenn der herrschaftlichen Kammer, im Fall von Bedürfnissen, Berechnung vorgelegt würde, wie viel aus billiger Erhöhung der Meyerzinsen, bey so einträglichern Grundstücken, jährlich zu heben wäre? Aber gesetzt, es werde, bey vorzunehmender Vertheilung, dem Bauer durch ein öffentliches Landesgesetz feyerlich versichert, er solle, bey der ansehnlichsten Verbesserung seiner Güter, nie

einen höhern Meyerzins geben: sollte er nun nicht überzeugt seyn, daß er zu seinem und der Seinigen Nutzen arbeite? Ich glaube es, wenn durchaus niemand da ist, der ihm ins Ohr sagt, Landesgesetze könnten bey veränderten Umständen durch diese und jene Insinuation wieder aufgehoben werden. Sein Mißtrauen ist bekannt genug. Sollte es denn aber auch so gar unbillig seyn, einem Bauer, dem so weite Gelegenheit gegeben ist, auf fremdem Grunde beträchtlich zu gewinnen, mit der Zeit einige Erkenntlichkeit dafür, ein Bischen Meyerzins mehr, abzufodern? So gar unbillig wohl nicht, wenn der Landmann einmal dazu verurtheilt ist, nicht mehr als das Mitessen zu haben, und wenn dafür gehalten wird, daß in seiner Hand kein Geld seyn müsse. Er pflegt es zu Landesproducten zu verwenden, und kann leicht von einem Aufwande, wovon der Fremde den Gewinn zieht, abgehalten werden; der Angesehene schickt den größten Theil seines Geldes über die Grenzen, und ist schwer einzuschränken. Wenn ich die Frage beantworten sollte: wie ist das Geld im Lande, und im Umlaufe zu erhalten? müßte ich nicht sagen: wenn der Landmann im Wohlstande ist? Doch, es sey in allem Betracht billig, den Meyerzins mit der Zeit zu erhöhen, oder es sey unbillig, und der Bauer besorge es ohne Grund: die Folge wird dieselbe seyn, diese nämlich, daß er das ihm zugetheilte Land bleiben läßt was es war, damit er sich mit seinem Schweiße und Kosten nicht neuen Druck auf den Hals kaufe. Wenn daher durch Gemeinheitstheilungen mehr Grund artbar gemacht, höher genutzt und des Landes Wohl befördert werden soll: so werden die Meyer entweder bündig überführt werden müssen, daß ihnen diese Arbeit und Ausgabe künftig nicht zur grössern Last werden solle; — falls es auszurichten steht — oder die Gutsherrschaft über ihre Höfe wird

aufgehoben und Eigenthum daraus gemacht werden müssen.

Der dritte Fall: Wenn der Bauer besorgte, daß die auf die Verbesserung der neuen Grundstücke verwandten Kosten und Arbeiten dereinstens bey Verlassung der Meyerstätte auf keine Weise vergütet würden. Der Fall ist so selten nicht, daß eine Bauerfamilie verarmt und abgemeyert wird, und daß ein einzelner Sohn, eine einige Tochter den Pflug verläßt, in eine andere Lebensart tritt, das Allodium verkauft und dem Gutsherrn den Hof zurückgiebt. Hat nun der Abziehende oder Abgesetzte für die saure und nicht selten kostbare Verbesserung der neuen wilden Grundstücke von dem Gutsherrn etwas zu fodern, etwas zu hoffen? oder, kann er sie, wenn sie der Meyerbrief nicht enthält, als Eigenthum ansehen, zurückbehalten und selbst nutzen? oder dem Meistbietenden, er sey Gutsherr, oder Nachfolger auf dem Hofe, oder ein Fremder, verkaufen? Man sagt nein *); alles, was ein Meyer aus der Gemeine bekömmt, es werde ihm zugetheilt, oder er habe es sich, mit stillschweigender Einwilligung seiner Nachbarn, privativ zugeeignet, oder von ihnen angekauft, das alles wächst dem Gutsherrn zu, weil der, und nicht sein Colonus, Eigenthümer des Hofes ist. Wenn nur hier nicht in einigen Fällen das summum jus eintritt! Doch, zugegeben, daß des Meyers Auslage und Arbeit durch eine 20- oder mehrjährige Nutzung für erstattet und bezahlt zu achten wäre: ist denn damit auch sein Einfall, seine Mühe um die Erlangung, und seine Gefahr, ob die unternommene Verbesserung einschlage oder nicht, schon vergütet? Hier sey ein Sumpf auf der Dorfmark, der Jahrhunderte

*) S. *Struben* de I. V. Cap. III. §. 10.

ungenutzt gelegen, weil sich niemand die Mühe gegeben, dem Wasser auf die Quelle zu kommen. Ein kluger Meyer untersucht und findet sie; das Wasser mußte in der Oberfläche stehen bleiben und sie weich machen, weil undurchdringlicher Thon darunter liegt. Er sieht, daß ihm Abzug zu verschaffen und dadurch die Oberfläche fest und fruchtbar zu machen stehe. Er unternimmt es, giebt denen, durch deren Grundstücke er das Wasser ableiten will, und der Gemeine, die ihm den Sumpf privativ abtritt, eine Vergütung; es gelingt, der Platz wird trocken, und er vergrößert also seines Herrn Gut mit einem ansehnlichen, fruchtbaren neuen Grundstücke, und thut es alles mit seinem Kopfe, seinem Arme, seinem Gelde und auf seine Gefahr. Er stirbt, seine Kinder gerathen in Unglück, verarmen, müssen vom Hofe, kennen des Vaters Verdienste um denselben entweder nicht, oder haben keine Documente darüber, der Gutsherr nimmt das neue Grundstück, das ihr Vater gleichsam erschaffen hatte, hin, und sie bekommen nichts. Der Bauer hört einen solchen oder ähnlichen Fall, und denkt: ich will mich vor Verbesserungen wohl hüten. Nun wird eine allgemeine Gemeinheitstheilung in der wohlthätigen, weisen Absicht beliebt, den noch ungenutzten oder wenig brauchbaren Boden zu des Landes Besten artbar und fruchtbarer zu machen; das sollen die Meyer thun, aber keine Versicherung, keine Hoffnung haben, daß ihre Mühe, Auslage, Gefahr und Ueberlegung ihnen oder ihren Nachkommen anders, als wenn sie auf dem Hofe bleiben, erstattet werde: sollten sie nun wohl große Lust dazu bezeigen? Es wird also, wenn durch die Gemeinheitstheilung wahre Verbesserung des Landes beschafft werden soll, entweder ein Regulativ publicirt werden müssen, in welchem den Meyern für ihre gemachten Verbesserungen, nach Abzug der genossenen Nutzung, eine bil-

lige Vergütung festgesetzt wird; oder man muß trachten, dem Bauer Eigenthum zu verschaffen. Das Regulativ möchte ich nicht entwerfen, wenn, wie es doch seyn müßte, weder Gutsherr noch Meyer dadurch benachtheiliget werden sollen; und, es sey mit der möglichsten Billigkeit und Ueberlegung verfaßt, ich verspreche dennoch dem Lande die Vortheile hievon nicht, die das Eigenthum schaffen würde, weil — der Bauer sehr schwer vom Mißtrauen zu heilen ist.

Der vierte Fall: Wenn dem Meyer zu ewigen Zeiten untersagt bleibt, ein Grundstück des Hofes zu verkaufen oder zu verpfänden. Es ist bekannt, daß ers nicht darf, und billig nicht darf, weil er kein Eigenthum hat. Bey den neuen aber, die er durch die Gemeinheitstheilung erhält, wird die Veräußerung oft nöthig seyn, wenn ihr Zweck, des Landes Beste, möglichst erreicht werden soll. Man muß voraussetzen, daß die Vertheilung gemeiner Grundstücke nach der bisherigen Größe der Höfe geschehen wird, und also der Vollmeyer oder Ackermann mehr als der Halbmeyer oder Halbspänner, dieser mehr als der Kothmann, und unter diesen auch der so genannte große, der Pferde oder Ochsen halten kann und muß, wieder mehr als der kleine, der nur einige Morgen bey seinem Hofe hat, bekommt; und weiter voraussetzen, daß die so proportionirte Vertheilung nach dem Loose angefangen wird. Nun sey ein gemeiner Anger, der gute und schlechte, trockne und nasse Stellen hat, zu vertheilen, und einem kleinen Kothmanne falle ein feuchter und an sich unbrauchbarer Strich davon zu, den er unvermögend ist zu verbessern, und der zu klein ist oder zu eingeschränkt liegt, als daß er die daran verwandten Kosten ersetzen könnte, der aber, zu dem beträchtlichen Antheile des Ackermanns beyher gezogen, dessen Verbesserung, die

er wohl gar gehindert haben kann, sehr befördern würde: wie gut würde es nun für den Ackermann seyn, wenn er diesen kleinen Strich des Kothmanns, oder vielleicht etlicher Kothleute an sich kaufen und dadurch eine erhebliche Verbesserung möglich machen könnte; und wie gut für den Kothmann, wenn er für ein neues, ihm vielleicht ewig unnützes Grundstück, zu anderweitiger Verbesserung seiner Umstände, einige Thaler Geld aufnehmen könnte! Jener aber wird sich hüten, für seinen Gutsherrn zu kaufen, und dieser darf nicht verkaufen: also wird der weislich abgezweckte Nutzen des Landes durch die Gemeinheitstheilung, bey fortdauernder gutsherrlichen Verfassung der Bauergüter, nicht gar merklich werden können. Es will mir hart vorkommen, wenn landesherrlich den Gutsherren befohlen würde, auf den Bericht des Vermessungscommissarii in die nützlich erachtete Veräußerung des neuen Grundstücks zu willigen; und ich sehe viel Schwierigkeiten, wenn es der Freyheit, der Einsicht und dem Patriotismus der Gutsherren überlassen bleibt. Sie sollten, weil es ihr Eigenthum ist, das Geld dafür erhalten und die Unkosten tragen, mithin selbst mit dem Käufer handeln, selbst den Augenschein davon einnehmen. Wie weitläuftig für manchen Gutsherrn! Aber gesetzt, die Lust zu verkaufen, die doch der sehr geringe Vortheil bey den meisten nicht groß machen kann, überwände alle diese Schwierigkeiten: wie wollen wir die Lust anzukaufen erwecken? Der Meyer wird sie, ohne Gewißheit künftiger Erstattung, die mir noch im weiten Felde zu stehen scheint, schwerlich fühlen, und mancher Gutsherr vielleicht noch schwerer, und noch schwerer befriedigen können. Aber auch der Gutsherr soll zu seinem Hofe ankaufen wollen und können: so muß auch der Meyer verbessern wollen. Und hievon wird ihn wieder der Zweifel, daß seine Arbeit und

Auslage nicht vergütet werde, und die Sorge, daß der Meyerzins in der Folge steigen möchte, so sehr zurückhalten, daß man die bestmöglichste Nutzung der neuen zugetheilten Grundstücke nur erwarten kann, wenn die Gutsherrschaft aufgehoben und den bisherigen Meyern Freyheit und Eigenthum verschafft wird.

Wie nun hoffentlich hieraus genug erhellen wird, daß die gutsherrliche Verfassung der Bauerhöfe der bessern und möglichen Nutzung des Bodens mehr, als man denken sollte, hinderlich ist: so darf man aber aus der Aufhebung derselben allein noch keinesweges Wohlstand des Landmanns und sichtbarere Aufnahme seines Vaterlandes hoffen. Denn es giebt noch andere Einschränkungen, die den Bauer binden, aus seinem Zirkel, worin er kümmerlich Brodt hat, nicht herausgehen zu können. Man kann die vorgelegte Aufgabe vollständig beantworten, ohne ihrer zu erwähnen; aber man kann die rühmliche Absicht derselben, wahre Verbesserung des Landes, nicht vor Augen haben, ohne ihrer zu erwähnen.

Es sind hauptsächlich noch drey Einschränkungen, die dem blühenden Aufkommen des Landmanns wie ein Damm im Wege stehen, nämlich, die Hut- und Treibegerechtigkeit, Ortsgebräuche, und die Zehenten. Einiger andern will ich nur kurz, dieser drey etwas weitläuftiger erwähnen.

Man findet häufig, daß ein adeliches Gut, ein Kloster, auch wohl nur ein bloßer Meyerhof, das Recht, vielleicht nur den stillschweigend eingeräumten Besitz hat, die Brach bis Johannis, das Winter- und Sommerfeld, sobald es von den gewöhnlichen Früchten leer ist, die Wiesen, bis sie zugesteckt werden, und sobald das letzte Fuder Heu weg ist, die Anger aber und das offene Holz Jahr aus Jahr ein mit den Schafen zu betreiben. Bey dieser Servitut

kann es dem Bauer und dem Lande nichts helfen, wenn gleich durch Aufhebung der Gutsherrschaft Eigenthum verliehen wird, denn die Freyheit fehlt. Er darf seine alten und neuen Grundstücke nicht brauchbarer, als sie sind, machen, nicht anders und höher nutzen, sondern muß es alles lassen, wie es war. Schon der hergebrachte Besitz, hie und da die Schafe durchtreiben zu dürfen, ob sie gleich auf den öffentlichen Wegen Raum genug hätten, macht mancher Verbesserung unüberwindliche Hindernisse. Der Vortheil von manchem Rechte und Besitze ist oft gar gering, und könnte bey einer kleinen Verbesserung in der eigenen Oekonomie sehr leicht gemißt werden; aber, ob man ihn so leicht abtreten wird? Bey local Untersuchung, woher die meisten Dörfer nicht blühen, wie sie könnten, wird sich häufig zeigen, daß der beträchtliche Nutzen durch einen höchst unbeträchtlichen gehindert wird.

Durch Ortsgebräuche verstehe ich überhaupt alle die Macht, die einzelne Hauswirthe oder Familien über ihre Nachbarn zu üben pflegen. Wer das platte Land kennt, wird an der Wirklichkeit dieser Macht nicht zweifeln, und wissen, daß es in den meisten Dörfern geht, gerade wie es ihre Sprecher, oder wie ich sie sonst nennen soll, haben wollen. Und diese wollen zum Unglück nicht immer — ich könnte von manchen sagen: selten, niemals — haben, was gemeinnützig ist, sondern was ihr Eigennutz, zuweilen bloß ihr Eigensinn, fodert. Nun schlage man einem Orte eine sehr erhebliche gemeine Verbesserung vor, oder ein vernünftiger Hauswirth desselben falle selbst darauf: sie kömmt sicher nicht zu Stande, wenn sie dem Eigennutze der so genannten Sprecher entgegen ist, oder nur ihr Eigensinn dagegen streitet. Eben deswegen, kann man einwenden, soll die Gemeinheit künftig aufgehoben und Eigenthum eingeführt werden,

damit ein jeder das Seine frey und aufs beste nutzen könne. Vortrefflich! aber noch nicht hinlänglich. Wenn der gute Wirth, der im Eigenthume zu ändern und zu bessern anfängt, von den andern darüber verspottet, verachtet, gerauft, verklagt, und darin heimlich gehindert wird, so müßte er ein sehr eiserner Mensch seyn, wenn er nicht gebeugt werden sollte. Und der Beystand der Obrigkeit kann ihn doch nur gegen bekannte Beeinträchtigungen schützen; wie leicht aber ist es einem bösartigen Landmanne, unentdeckt seinem Nachbar den empfindlichsten Schaden zuzufügen! Einige Beilhiebe, einige Spadenstiche, wie leicht gethan, und wie schädlich können sie werden!

Wo sich der Bauer den Zehenten abfahren lassen, darauf warten, auch wohl darnach bestellen muß, da wird er, bey allem Eigenthume, noch immer ein großes Hinderniß des Wohlstandes und wahrer Verbesserungen haben, wenn man nämlich seine Lage nicht aus Landesconstitutionen, sondern, wie sie hier ist, anderswo kann es besser seyn, kennt. Nicht der Verlust des Strohes allein, so empfindlich er auch ist, sondern die Einschränkung ist es hauptsächlich, die ihn zurückhält. Je freyer er Grund und Boden gebrauchen, und je uneingeschränkter er sich seine Früchte zu Nutze machen kann; desto sicherer darf man sein Fort- und Hervorkommen erwarten.

Die Einwendung, der Bauer ist für sich viel zu träge, als daß man von seinem eigenen Triebe etwas hoffen dürfte, sagt nichts weiter, als: ein Vogel, den man aus dem Neste in einen engen Bauer sperrte, wo er nie mit Freyheit seine Flügel hat rühren können, vergißt, daß er welche hat, und wagt es, losgelassen, lange nicht, sie zu gebrauchen. Man sieht, im Vorbeyreisen, bey manchem Dorfe ziemliche Striche wenig oder gar nicht genutzt; der faule Bauer! sagt man. Dort rührt er sich noch nicht, wenn anderswo

die Ackerbestellung schon weit getrieben ist; und man schilt ihn einen Schläfer. Hier läßt er gar die Früchte stehen, und in Gefahr gerathen, zu verderben; der Undankbare, heißt es nun, der Unwürdige! Da kömmt er her, wir wollen ihn waschen: warum laßt Ihr das Land da so unnütz liegen? warum ist die Brach nicht früher, nicht weiter bearbeitet? warum habt Ihr die Früchte hier nicht längst eingefahren? „Wir dürfen nicht.“ Nun gehet hin, Tadler, und verschaffet ihm die Freyheiten, die ihm fehlen, und kommet nach 20 Jahren wieder, und sehet zu, ob er, losgebunden, bey der mächtigen Triebfeder des Gewinns noch eben so unthätig ist? Der bitter seyn sollende Vorwurf: den Bauer regiert bloß die väterliche Weise, ist ein wahres Compliment für ihn. Denn er sagt eigentlich: es ist nur eine von unsern Vätern durch manche fehlgeschlagene Versuche endlich bewährt gefundene Weise, unter diesen Einschränkungen, diesen Servituten, diesen Lasten von einem Jahre ins andere Brodt nothdürftig zu haben; wer fremd hieher zieht und diese väterliche Weise nicht annimmt, muß bey guter Zeit als ein Bettler wieder wegziehen. Kluger Bauer, der bey fortdauerndem Drucke bey väterlicher Weise bleibt! Man öffne nur seinen Käfich, er wird nach und nach schon fliegen lernen.

Daß endlich ein Forstbedienter, aus Besorgniß, ein Accidens zu verlieren, einen höchst unnützen und in manchem Betracht schädlichen Busch zu erhalten; ein Nachbar, um durch einen kleinen Graben nicht einige Furchen Land zu verlieren, eine weite Ueberschwemmung zu veranlassen; ein Müller, um einige Tage länger Wasser zu haben, es aufzuhalten und damit große Aecker und Wiesen zu ersäufen vermag: das will ich bloß berühren, und mit der fast in allen Gegenden auffallenden Bemerkung schließen: so

lange der einseitige Nutzen einen hundertfach größern überwiegen darf, werden wir von Grund und Boden nicht haben, was er geben kann und will; oder: Privatrechte sind das größte Hinderniß des Reichthums, den wir haben könnten *).

Die zweyte Frage:

Ist es zu Beförderung allgemeiner Gemeinheitstheilungen nöthig, die gutsherrliche Verfassung der Bauergüter aufzuheben?

Antwort:

Nur in dem Falle ist es nöthig, wenn man vermuthen müßte, daß die Gutsherren die Theilung der gemeinen Grundstücke hindern wollten und hindern könnten. In Rücksicht aufs Beste des Landes halte ichs übrigens, wie aus dem Vorigen erhellt, höchst nöthig.

*) Ich hoffe, die Sache nicht übertrieben zu haben, weil hier die Rede hauptsächlich von Bauergütern ist, die kaum so viele Seiten haben als Einschränkungen. Hälts doch Columella bey eigenthümlichen, freyen, großen Gütern schon für ein Unglück, einen bösen Nachbar zu haben, ja für ein so großes, daß viele darüber gar weggezogen wären. Und damit das auch niemanden übertrieben vorkomme, beruft er sich auf den Hesiodus und die Geschichte: οὐδ' ἂν βους ἀπολοιτ' εἰ μη γειτων κακος εἰη. quod non solum de bove dicitur, sed etiam de omnibus partibus rei nostrae familiaris: adeo quidem ut multi praetulerint carere penatibus, et propter injurias vicinorum sedes suas profugerint; nisi aliter existimamus diversum orbem gentes universas petiisse, relicto patrio solo, Achaeos dico, et Hiberos, Albanos quoque, nec minus Siculos, et ut primordia nostra contingam, Pelasgos, Aborigines, Arcadas, quam quia malos vicinos ferre non potuerant. *De re rust.* 1, 3, 6.

Es sollte wohl nicht zu vermuthen seyn, daß ein Gutsherr die so gemeinnützige Theilung vernachläßigter Gemeinheiten vereiteln wollte, wenn, wie vorauszusetzen ist, der Antheil nach der Größe des Hofes ausfällt, und die gemeinen Grundstücke an Güte einander ziemlich gleich sind. Nach aller Billigkeit muß der Vollmeyer- oder Ackerhof noch einmal so viel von den gemeinen Gütern zugetheilt bekommen, als der Kothhof, weil er zum gemeinen Besten so viel mehr Last trägt, und im Besitz eines so großen Antheils gewöhnlich zu seyn pflegt. In Ansehung der Weide ists wohl allgemein, daß sie der Ackermann von je her doppelt gegen den Kothmann genutzt, weil er so viel mehr Vieh hat und braucht; in Ansehung der Holzungen aber und der etwanigen Einnahme von verpachteten gemeinem Kruge, Schmiede, Mühle, Teiche, Wiese, Steinbruche u. s. w. könnte es wohl hergebracht seyn, daß die Reihehöfe, ohne Unterschied ihrer übrigen Größe im Felde, daran zu gleichem Theile giengen. Kaum werden zwey Dörfer einander in Observanzen gleich seyn, und wird also schwerlich eine allgemeine Instruction für die Vertheilungscommissarien verfaßt werden können. Bisher mögen sich die wenigsten Gutsherren um die Gebräuche in den Dörfern bekümmert haben, weil ihre Meyer, daran gewöhnt, nichts davon, nichts dawider gesagt haben. Nun soll eine Vertheilung vorgenommen werden, nun wird sicher der so genannte Große mehr haben, nun der Kleine nichts fahren lassen wollen, nun jeder seinen Gutsherrn zu Hülfe rufen. Wäre also nicht in allen Dörfern, wie sie schwerlich seyn wird, eine so durchaus billige Observanz in Ansehung des Antheils an den gemeinen Gütern, welche zum Maaßstabe der Vertheilung angenommen, und mit keinem Grunde von den Gutsherren bestritten werden könnte; oder, läßt sich, wie

noch schwerer angehen dürfte, ein Fundament der Theilung, das jedem Gutsherrn behagt, nicht wohl fest- nicht durchsetzen: so ist es nöthig, daß die Gutsherrschaft zuvor aufgehoben werde, wenn man nicht häufige Processe, Beschwerden, und wohl gar die gänzliche Vereitelung der besten Absicht veranlassen und erleben will. Auf dem Papiere läßt sich ein durchaus billiges Theilungsfundament leicht angeben; wenn man aber damit in die Dörfer kömmt, und die mancherley Rechte, Ansprüche, Besitze und Ausflüchte des einen und des andern Hofes hört, so dürfte es sehr löchericht werden. Der Bauer, wenn er, nach geendigter Gutsherrschaft, Eigenthümer geworden, muß sich einen billigen Grundsatz der Theilung gefallen lassen; das läßt sich aber von manchem Gutsherrn so nicht sagen.

Gesetzt indeß, sie ließen sich, oder müßten sich finden lassen, in das Theilungsfundament zu willigen, in Hoffnung, daß ihre Höfe dadurch verbessert und mit der Zeit dankbarere Meyer darauf gesetzt werden könnten; und nun täuschte sie die Hoffnung, das Loos wäre ihnen ungünstig, ihnen fielen die schlechtsten Theile, die Meyer wollten eine beständige Remission am Zins haben oder abziehen: würden sie nicht schreyen, die Gutsherren, und Entschädigung fodern? Der angenommene Fall wird häufig genug eintreten. Nur selten mag z. B. ein Anger, der vertheilt werden soll, durchgehends gleich gut, und ohne Stellen seyn, wo wenig oder nichts wächst. So lange er gemein war, schadete es dem einen Meyer nicht mehr als dem andern, seine Kuh fraß, wo sie was fand. Nun bekömmt der eine diese schlechte Stelle allein; sollte er damit so zufrieden als mit einer guten seyn, gleich ruhig ihre Verbesserung vornehmen? nicht vielmehr zum Gutsherrn gehen, seine Verschlimmerung anzeigen, und Remission, oder

Erstattung der aufzuwendenden Verbesserungskosten verlangen? und dieser sich darüber nicht regen, über die Verringerung seiner Güter sich nicht beschweren? Sie durften, oder thaten es, so viel man weiß, zwar da nicht, wo die Landesvermessung zuweilen schlechte für gute Aecker durchs Loos zutheilte; allein es waren doch immer artbare und brauchbare Aecker, die der Meyer für seine bessern wieder erhielt, und vielleicht bekam er in einem andern Felde für schlechte bessere. Hier aber ist der Fall, daß er zum künftigen Unterhalt seines Viehes, das bisher mit vom gemeinen lebte, einen Strich bekömmt, den er ohne kostbare Verbesserung gar nicht nutzen kann: sollte er nun schweigen? und, wenn er spricht, der Gutsherr nicht auch sprechen? Diese müssen also dahin gebracht werden, daß sie in die Vertheilung zu willigen erklären, sie mag zum Schaden oder Vortheil ihrer Höfe ausfallen; oder es ist nöthig, daß sie ihr Eigenthum darüber zuvor fahren lassen. Ob sie mit ihrem Widerspruche die vorseyende Vertheilung werden hindern können, wird nie ein Privatmann zu entscheiden wagen.

Man weiß nicht, ob bey beliebter Gemeinheitstheilung auch eine allgemeine Landesvermessung etwa geschehen wird. So wenig es zur Entscheidung der Aufgabe gehört, so sehr scheint mirs zum Besten des Landes, dem großen Zwecke aller Veränderungen, zu gehören, daß durch Vermessung und Vertheilung jeder sein Land bey einander bekommt. Ich vermag nicht abzusehen, welchen erheblichen Vortheil, ohne diese Einrichtung, alle die Veränderungen durch Vertheilung der Gemeinheiten, Vermessung, Aufhebung der Gutsherrschaft, Befreyung von Servituten u. s. w. stiften werden. Behält der Bauer seine Grundstücke zerstreuet in der ganzen Feldmark um-

her, so hindert ihn durchaus Wasser, Nachbar, Lage und Umfang, die abgezweckte nützlichste Verbesserung damit vorzunehmen. Ich bitte mir die Erlaubniß aus, hierüber ein Paar Worte herzusetzen.

Meiner Meynung nach, muß jeder Landmann die gesammten zu seinem Hofe gehörenden Grundstücke bey einander liegen haben, und hierauf muß alle patriotisch vorhabende Landesverbesserung zielen und angelegt werden. Mein Vorschlag hat Schwierigkeiten, die ich erst wegräumen muß, und Vortheile von der äußersten Wichtigkeit, die ihrer Klarheit wegen nur kurz angezeigt zu werden brauchen. Die erste und größte Schwierigkeit ist die: Grund und Boden ist nicht leicht auf einer Feldmark durchgehends gleich, sondern oft von gar verschiedener Güte; wird nun jedes Hofes Eigenthum beysammen gelegt, so wird der, welchem das Loos die beste Gegend zutheilt, zu sehr begünstiget, und der, welcher die schlechtste bekömmt, zu sehr benachtheiliget. Diese Einwendung ist überhaupt nicht allgemein; es giebt Dörfer von gleich guter und gleich schlechter Bodensbeschaffenheit. Aber sie sey verschieden, so wird sicher durch den guten Boden der zu Kornfrüchten mehr, und durch den schlechten der dazu weniger taugliche verstanden, mithin vorausgesetzt, daß Rocken und Haber allein den Bauer nähren und beglücken. Dieß ist aber sicher falsch, und eine bloße Folge von der bisherigen Einschränkung des Bauernstandes. Seine mannigfaltigen Servituten haben ihm bisher nicht erlaubt, etwas anders zu bestellen, oder seine Grundstücke anders zu nutzen; daher ist der Grundsatz geflossen: was nicht reichlich Rocken und Haber trägt, ist schlechtes Land und ernähret nicht. Giebts denn nicht mehr Früchte, die freudig wachsen, wo Rocken und Haber nicht recht fort will? und die mehr eintragen als diese? Wie herrlich wächst z. B. der Taback im Sande! Ist

der Boden zu naß, so hat ihn die Natur zu Kornfrüchten nicht bestimmt; lebe von Viehe, es bringt dann sicher mehr, als ein zu Kornfrüchten gezwungener Acker. Aber der magere Berg da! Weißt du schon, was er enthält? Vielleicht etwas, das dich und deine Kinder bereichern kann. So lange wir den Boden nicht tragen und geben lassen, wozu ihn die Natur bestimmt hat, wird er uns bey dem sauersten Schweiße nur kärglich nähren. Daß man das nicht einsehen und durchaus die Natur zwingen will! Es falle indeß vergleichungsweise einem Hofe ein zu schlechter Strich, so läßt sich das bey einer allgemeinen Eintheilung durch Ausdehnung bis ins Bessere gar leicht vergüten. Denn meinem geringen Urtheile nach, müßte die neue Vertheilung folgendermaaßen geschehen. Wenn eine Reihe von Dorfmarken, die ungefähr einen Wasserzug hätten, vom Ingenieur aufgenommen, und dabey bemerkt wäre, was bisher, ohne Namen, A. B. C. D. E. gehabt hätten; dann vertheilte eine verordnete Commission von Männern, die bey der Gegend gar nicht interessirt wären, mit Zuziehung eines andern Feldmessers, den vor sich habenden Boden so, daß hauptsächlich der Wasserabzug beschafft und jedem Interessenten eine Gegend angewiesen würde, die ihn nähren, und, gehörig angebauet, dem Lande Nutzen schaffen könnte. Eine patriotische landwirthschaftliche Gesellschaft kann dann die hier und da noch nicht zu vermuthende Kenntniß, wie dieser und jener Grund am vortheilhaftesten genutzt werden könnte, leicht, etwa durch die Prediger, mittheilen. Würde dabey beliebt, dem Hoftheile möglichst die Gestalt von Dreyecken zu geben, deren Spitzen aufs Dorf, und so viel thunlich, auf den Hof, dem sie gehörten, zuliefen: so wäre die zweyte Schwierigkeit, die mir entgegensteht, damit auch gehoben, die nämlich: bey Verbindung der Grundstücke würde

mancher Hof die seinigen zu abgelegen bekommen. Nach obigem, hoffentlich aller Orten thunlichen Vorschlage, zöge jeder von seinem Hofe auf sein Land, und keiner könnte sich beschweren. Die dritte Schwierigkeit betrifft die Verbindung der wenigen Aecker bey den gar kleinen Höfen, der aber durch die Verlegung derselben bey einander leicht vorzukommen, wie auch eben so leicht einzurichten stünde, daß die Kirchen- Pfarr- Pfarrwitwenthums- und Schuläcker mit einander zu einer Flur verbunden würden.

Wenn nun so jeder Landmann alle seine Grundstücke bey einander sähe, so würde man mit Freuden gewahr werden, wie klug und geschäftig jeder wäre, jeden Fleck seiner Natur nach aufs vortheilhafteste zu nutzen, und wie sie einer den andern zu übertreffen, und die beste Einrichtung abzusehen geschäftig seyn würden. Die Vertheilung wäre, vorausgesetztermaaßen, so gemacht, daß alle Sammlungen von Wasser den möglichsten Abzug hätten, keiner könnte es aus Faulheit, Eigennutz oder Bosheit andern zum Schaden aufhalten, und doch wäre es so geleitet, daß möglichst viele zur Tränkung der Wiesen davon Gebrauch machen könnten. Würde erlaubt und befohlen, jedes Eigenthum durch Hecken, Gräben, Pfäle mit Latten, oder wie es sonst den Umständen nach nöthig, thunlich und vortheilhaft schiene, von dem andern zu scheiden, so machte der Nachbar gar kein Hinderniß mehr, zu Wiese, zu Weide, zu Acker, zu Garten, zu dieser, zu jener Frucht den Boden zu brauchen, wie ihn die Natur bestimmt hätte, da man bey zerstreut liegenden Grundstücken, wenn man keinen Proceß und Schaden haben will, sich oft nachtheilig genug nach andern richten muß. Wie die einzelnen Stücke liegen, halb auf festem, halb auf lockerm Boden, hier mit einem Wege, dort mit einem Graben durchschnitten, auf, an, unter dem Berge, da

das eine dem andern im Wege liegt, läßt sich weder der natürlichste, noch der möglichste Gebrauch davon machen. Sie liegen vielfältig so, als wenn die beste, ja eine gute Nutzung mit Ueberlegung gehindert werden sollte. Mit weiserer, wohlthätigerer Ueberlegung bey einander gelegt, so gelegt, daß sie einander nicht im Wege liegen, können sie häufig wol noch einmal so hoch genutzt werden. Einzeln, und folglich hie und da klein abgemessen, müssen sie vielfältig zum besten Gebrauch oder zur Verbesserung zu klein und unbedeutend seyn. Ein großer Hof, der ein Paar Flecke zu einem halben oder Viertel-Morgen allenfalls ganz entrathen kann, wird sie der Verbesserung nicht werth halten, und sich um die möglichste Nutzung derselben, als zur Noth entbehrlich, wenig bekümmern. Manche Hufe Landes liegt durch die kleinen Theile ohne Zweifel auf jeder Feldmark weniger, oder gar aufs wenigste gebraucht, und das beträgt im Ganzen überaus viel. Außer diesen großen empfehlen die vorgeschlagene Verbindung der Grundstücke noch manche kleine Vortheile, die aber zusammengezählt beträchtlich werden. Hat sie der Bauer in einer Flur und in seinem Gehäge beysammen, so trägt das Land, das itzt zur Furche liegen bleiben muß; so gewinnt er die Zeit, da er sonst mit Pflug und Sense im Felde umher ziehen mußte; so verderben ihm die Nachbarn, die auf seinem Acker wenden mußten und darüber fuhren, nichts mehr; so kann er pflügen, und sein Vieh auf der Weide vor Augen haben zugleich; beym Rückzuge auf einem Wege Futter und Milch mit nach Hause nehmen; und kein fremdes Vieh frißt sein Gras und seine junge Saat. Kurz, bey dieser Einrichtung würde das Land, das der Cultur nur einigermaaßen fähig ist, so angebauet, so weislich genutzt, so ernährend und blühend werden wie — England.

Die dritte Frage:

Wie würde die Aufhebung der Gutsherrschaft, ohne Benachtheiligung der Gutsherren, am besten und vortheilhaftesten einzurichten seyn?

Das ist, dünkt mich, nur auf eine Weise möglich, wenn nämlich der übliche Meyer- und Hofzins, oder die ganze jährliche Hebung des Gutsherrn zu Gelde angeschlagen, dieß Geld als eine Zinse angesehen, daraus das Capital berechnet, und dieses an den Gutsherrn abgetragen wird. Man sieht, daß hiebey noch mancherley ins Licht gesetzt und ausgeführt werden muß. Das erste sey also die Beantwortung der Frage, wie ohne Nachtheil des Gutsherrn und seines Meyers dessen Zins zu Gelde angeschlagen werden könne? wenn er nämlich in Sackfrüchten, oder andern Naturalien abgeführt wird. Ist er schon in Geld verwandelt, so ist der Werth der Gutsherrschaft gleich ausgemacht; er beträgt nämlich so viele Hunderte, als der Meyer jährlich vier oder fünf Rthlr. geben muß. Wird der letzte Zinsenfuß angenommen, so leiden beyde nicht, wenn der Meyer, der z. B. zehen Thaler jährlich seinem Gutsherrn zinset, ihm 200 Thaler für sein Eigenthum giebt. Wie kömmt man aber zu einer auf beyden Seiten billigen Schätzung von dem Werthe der jährlich zu liefernden Kornfrüchte? Es wird schwer auszumachen seyn, wenn der Meyerzins verabredet, aus welchem Grunde er so und nicht anders angesetzt, ob und warum er nachher erhöht oder niedriger geworden ist. Läßt sich, wie überwiegend wahrscheinlich ist, hierüber nicht leicht etwas mit Gewißheit ausmachen, so muß, nach der Billigkeit, der wahre jährliche Betrag des Meyerzinses aus einem großen Durchschnitte festgesetzt werden. Nimmt man einen kleinen, z. B. die letzten zehen Jahre, so geschieht dem Meyer zu nahe, weil der jüngere Korn-

preis viel zu hoch gegen den ist, den man bey Constitution des Meyerzinses hatte oder vermuthete; und, wenn man zehen Jahre aus dem vorigen oder sechszehenten Jahrhunderte annimmt, so geschieht dem Gutsherrn zu nahe, weil itzt ein Geldzins von 5 für 100 Statt hat. Darf man ferner voraussetzen, daß nur wenige Gutsherren seyn möchten, die durchaus ihren Meyern keine Erlassung geben, was sie auch für Unglück erlitten hätten, so kann vielleicht in den zehen Jahren, woraus man den Durchschnitt machen will, gar kein Unglücksfall, der der Remission fähig machte, oder wohl gar mehr als einer vorgefallen seyn. Wie nun im ersten Falle der Durchschnitt dem Meyer zu nachtheilig wäre, so wäre ers im letzten dem Gutsherrn. Meines Erachtens müßte er also aus einer hundertjährigen Hebung gemacht werden, wenn sich keiner von beyden Interessenten beschweren soll, weil sich in einem solchen Zeitraume vermuthlich alle die Vorfälle begeben haben, worauf, bey beliebter Ablegung des Meyerzinses in einer Summe, beyde Theile Rücksicht nehmen müssen. Ich habe einen Kirchenmeyer eines nahe an Städten liegenden Dorfs zum Beyspiele angenommen, der bey seinem Hofe 18 Morgen, zu 120 Quadratruthen gerechnet, kein vierspänniges Fuder Heu, und nicht die Nothdurft an Brennholze hat, dabey alle öffentlichen Abgaben, auch Handdienst und Zehenten entrichten muß, und davon der Kirche jährlich 10 Himten Rocken, nach um Martini marktgängigem Preise, und 18 Mgr. 4½ Pf. Hofzins bezahlt, auch die billigen Remissionen wegen Armuth, Mißwachses, Hagelschlages und Kriegsverheerung, auch einmal wegen erlittenen Brandschadens, empfangen hat. Dieser Meyer hat v. J. 1677 bis 1776 zusammengerechnet bezahlt 571 Thlr. 31 Gr. 2 Pf. Dieß bringt, mit 100 dividirt, im Durchschnitt aufs Jahr nicht voll 5 Thlr. 26 Gr.,

und diese, als Zinse angesehen, und zwar 5 von 100, ergeben, daß er nicht völlig ein Capital von 115 Thlr. jährlich verzinse. Trägt er nun dieß Capital in einer Summe ab, so ist weder er, noch der Gutsherr verkürzt. Ich wüßte nicht, was der Billigkeit dieses Ueberschlages entgegengesetzt werden könnte, als allenfalls der Zweifel, ob 5 pro Cent der billigste Fuß sey, aus dem Zinsabtrage das Capital zu berechnen. Man kann dieß nun freylich wohl so allgemein nicht festsetzen; wenn ich aber unter vier und über fünf pro Cent rechne, so fürchte ich von einer Seite in allen Gegenden zu fehlen. Soll der Bauer, der z. B. 6 Thlr. nach einem hundertjährigen Durchschnitte zinset, seine Güter für 2 oder 3 pro Cent inne haben, mithin die Gutsherrschaft mit 3 oder 200 Thlr. abkaufen: so gewinnt der Gutsherr fast unbillig, weil er sein Geld wieder zu 4 bis 5 pro Cent unterbringen kann, und die wenigsten Meyer möchten denn vermögend oder geneigt seyn, ein Capital von der Größe, und das sie nur zu 2 oder 3 pro Cent verzinsen, abzuführen. Soll aber der Meyerzins als ein Capitalzins zu 6 pro Cent angesehen werden, so wird der Gutsherr leiden, weil er zu 6 pro Cent sein ihm rückgezahltes Geld nicht leicht wieder belegen kann. Da sich nun nicht mehr ausmachen läßt, nach welchem Fuße ehemals die Gutsherren ihre Höfe um Zins ausgethan; da sich bey den allermeisten finden wird, daß vor Jahrhunderten der Zins nach Zeit und Umständen erhoben, und so unveränderlich nicht festgesetzt war; und sich endlich auch, bey genauerer Untersuchung, ergeben würde, daß der Bauer, wenn er selbst Brodt haben, alle Lasten des Hofes tragen, und alle Gebäude erhalten soll, nicht viel mehr Pacht geben könne, als er itzt Zins giebt: so könnte, meyne ich, die Regierung, die, in Ermangelung völliger Beweise, ex aequo et bono erkennen muß, sich billig

nach den gegenwärtigen Umständen richtet, und auf die Erhaltung aller Stände weislich Bedacht nimmt, ohne Benachtheiligung des Gutsherrn und Meyers, dahin sprechen, daß, nach Beschaffenheit und Größe der Güter, der im hundertjährigen Durchschnitte gefundene Meyerzins als ein Capitalzins zu 4 bis höchstens fünf pro Cent anzusehen sey, worinn die hergebrachten Laudemien für den Meyerbrief zugleich mit abgetragen wären. Wären die Quitanzbücher bey den Familien so alt nicht, um einen hundertjährigen Durchschnitt daraus machen zu können, so pflegen es die Kammer- Kloster- und Kirchenrechnungen zu seyn, und deren Meyer sich an eben dem Orte, oder in der Nachbarschaft, die gleichen Kornpreis hat, zu finden. Die Vorfälle, daß ein Meyer die Gutsherrschaft höher als zu 5 pro Cent abgekauft, oder ein Gutsherr sie geringer als zu 4 pro Cent abgetreten, können, weil sie gemeiniglich durch besondere Umstände veranlaßt worden, nicht wohl als erhebliche Einwendungen angesehen, nicht wohl zum Grunde eines allgemeinen Fußes gelegt werden.

Wie ohne Benachtheiligung des Gutsherrn der Meyer zum Eigenthümer werden könne, erhellte aus dem, was gesagt ist, hinlänglich, falls nicht zu besorgen wäre, daß der Gutsherr auch den Verlust seiner Herrschaft, und die Gefahr, um sein baares Capital zu kommen, für Nachtheil halten möchte. Ich will die letzte Bedenklichkeit zuerst beleuchten. Meine Zinsen, kann der Gutsherr sagen, stehen am sichersten bey dem Meyer; und meiner Familie kann ich keine größere Stütze verschaffen, als durch Beybehaltung der jährlichen Meyergefälle. Man wird, um hierüber urtheilen zu können, die Meyer, nach ihren verschiedenen Gutsherren, in herrschaftliche oder Kammermeyer, in Klostermeyer, worunter auch die, welche von Kirchen und Pfarren ihre Güter haben, be-

griffen seyn sollen, und in Familienmeyer, sie mögen Edelleute oder Bürgerliche zu Gutsherren haben, theilen müssen. Und nun, den Fall angenommen, daß sie vermögend und willig wären, die Gutsherrschaft vorgeschlagenermaaßen abzukaufen, wäre die Frage, ob erstlich K. Kammer dieß Geld gleich wieder zu 4 bis 5 pro Cent eben so sicher, als es von den Meyern verzinset wird, unterzubringen oder sonst zu nutzen weiß? Hierüber kann aber offenbar kein Privatmann urtheilen; vermuthen wäre schon dreist; sagen kann er bloß, wenn K. Kammer diese für die erlassene Gutsherrschaft zu hebenden Summen gleich eben so hoch und eben so sicher anzulegen Gelegenheit hat, so leidet sie nicht, stiftet dem Lande durch verliehene Freyheit und Eigenthum Vortheil, und ist mancher Geschäfte durch weitläuftigere Berechnung der Meyergefälle u. s. w. überhoben. Was machen aber die Klöster, Kirchen und Pfarren mit dem für die Gutsherrschaft eingelaufenen Gelde, um gleiche jährliche Einnahme eben so sicher davon zu haben? Hier muß wiederum die Regierung Einrichtungen machen, wobey die pia corpora nicht leiden; ob und wie? kann sie nur allein wissen; wer sich ungefragt zum Rathgeber aufwirft, will Einsichten haben, die er vielleicht doch nicht hat. Ich glaube übrigens, daß eine hohe Landesregierung schon gute Maaßregeln hierüber treffen werde; ob sich aber die Familien, die, meiner Meynung nach, zu Abtretung der Gutsherrschaft nicht gezwungen werden müßten, bereit zeigen würden, das Geld dafür in einer Summe anzunehmen? Mischt sich die Regierung hier nicht hinein, sondern überläßt jedem Privatgutsherrn nach seiner Convenienz das Geld zu belegen, so möchten die es schwerlich nehmen, welche es nicht gleich, nicht eben so sicher, nicht eben so einträglich wieder anzubringen wüßten. Wäre ihnen aber gleiche Sicherheit und ein gleicher jährlicher Ertrag

desselben zu beschaffen; wie aber nur die Regierung bewirken kann: so wäre das Capital der fortdauernden Gutsherrschaft vorzuziehen aus verschiedenen leicht auffallenden Gründen. Der Capitalzins ist alle Jahre gleich, und läßt sich also darnach ehe Ueberschlag machen, als nach einem Meyerzins, der, wie der Kornpreis ist, hoch und gering seyn kann, auch wohl gar erlassen werden muß. Der Capitalzins ist, angenommenermaaßen, gleich und auf den Tag zu heben; der Meyer muß zuweilen erst verklagt werden, und die genaue Ablieferung seines Zinses auf eine bestimmte Zeit ist, mancher Umstände wegen, kaum möglich zu machen. Der Capitalzins besteht in immer gültigem Gelde; der Meyerzins in Korn und andern Naturalien kann so schlecht seyn, daß er zurückgegeben, und nach vielen Weitläuftigkeiten erst brauchbar gemacht werden muß. Der entfernte Gutsherr kann seine jährliche Geldzinsen leicht heben, sein Korn aber nicht ohne manche beschwerliche Einrichtungen durch andere heben und versilbern lassen. Von dem belegten Capitale läßt sich im Fall einer Noth und eines größern Vortheils bald Gebrauch machen, nicht aber so geschwind von einem Meyergute, als wozu sich erst ein annehmlicher Käufer finden muß. Es ist endlich wahr, daß Meyergefälle Stützen der Familien sind, aber doch nur in dem Falle, wenn sie nicht herunter kommen, und nicht zu weit von ihren Meyergütern entfernt leben, als in welchem das Capital ohnstreitig nützlicher ist. Oder, wollte man dem Meyergute deswegen den Vorzug vor dem Capitale geben, weil es nicht so leicht gehoben und veräußert werden kann: so läßt sich ja das Capital auch zum Fideicommiß machen. Es ist aber wider die Erfahrung, daß man damit eine Familie, die sich selbst stürzen will, aufrecht erhalten kann; und mir scheints ein Eingriff zu seyn, auf irgend eine Weise abwenden zu wollen, daß Nach-

kommen, die Gottes Gesetz verachten, die Folgen dieser Verachtung nicht erfahren, nicht fallen sollen.

Wäre nun durch weise Einrichtungen einer hohen Landesregierung auch dieser besorgliche Nachtheil der Gutsherren abgewandt, dann wäre noch der zu heben, den sie aus dem Verluste ihrer Gerechtigkeiten und Vorzüge litten. Der Gutsherr kann sagen: das ist mein Gut, mein Meyer, mich muß er fragen, wenn er etwas Wichtiges vornehmen will, ich kann ihn wegjagen, ich spreche bey vorseyenden Veränderungen mit. Wenn er aber nun weiter sagt: ich muß den Hof wieder besetzen und an die Reihe bringen, wenn er verlassen wird: so ist jener Vorzug doch mit einiger Beschwerde verbunden, wenn es auch nicht an Bauersleuten fehlt, die eine ledig gewordene Meyerstätte wieder zu bebauen Lust haben; und die Beschwerde wäre groß, und vielleicht größer als die Vorzüge, wenn man keinen Meyer wieder bekommen und die öffentlichen Lasten des Hofes selbst tragen sollte. Ich will glauben, daß die meisten Gutsherren diese Vorrechte des Eigenthums nicht hoch anschlagen; darf ich es aber von allen glauben? Und gerade diese Vorrechte werden es seyn, die der gemeinnützigen Vertheilung der Gemeinheiten am meisten im Wege stehn.

Ehe ich indeß zum völligen Vortrag der Beantwortung obenstehender Frage komme, muß noch wohl zuvor untersucht werden, ob es auch dem Bauer zu rathen sey, von der Gutsherrschaft sich loszukaufen? Und das meyne ich, falls er seinen Meyerzins, wie oben vorgeschlagen, nicht höher als einen Capitalzins zu 4 bis 5 pro Cent vergüten darf, und entweder das Geld dazu selbst hat, oder für denselben Zins geliehen bekommen kann. Denn er erwirbt sich damit nicht allein Freyheit und Eigenthum, die jedem Menschen werth ist, sondern zugleich eine vortheilhafte Freyheit,

mit seinen Gütern Verbesserungen vorzunehmen, die sich reichlich bezahlen. Er verschafft seinem Hofe, wenn er Erbgut ist, viel vortheilhaftere Heirathen, als er sonst erwarten dürfte, weil jeder Vater seine bemittelten Kinder am liebsten in Erbgüter giebt. Er spart damit die Wege und häuslichen Einrichtungen, die die Ablieferung der Meyergefälle in Natura zur bestimmten Zeit nöthig macht; ist also z. B. wenn er Weizen zinsen muß, nicht gezwungen, denselben zur unbequemen Zeit bey feuchter Witterung um Martini zu dreschen. Er kann endlich sein baares Vermögen, zu dessen sicherer Belegung und zinsbarer Nutzung ihm gewöhnlich die Kenntnisse fehlen, nicht sicherer und vortheilhafter als zu Abkaufung des Meyerzinses anlegen. Ich kenne einen Landmann, der seinen Wispel Rocken, den er meyerweise jährlich zu liefern hatte, sich zu 25 Thlr. im Durchschnitt anschlagen ließ, und 500 Thlr. für die Aufhebung der Gutsherrschaft gern zahlte, ob er gleich das Geld zu 5 pro Cent leihen mußte. Bey mehrerer Billigkeit gegen den Bauer, als in diesem Falle ist, steht zu hoffen, daß die meisten gern abkaufen werden.

Da nun bey dem Vorschlage, den Meyerzins mittelst eines hundertjährigen Durchschnitts auf ein jährlich Gewisses zu bringen, und daraus das Capital zu bestimmen, das der Bauer auf seinem Hofe hat, und durch dessen Abtrag er sich von der Gutsherrschaft loskaufen kann, da sichtbar hiebey der Gutsherr nicht leidet, sondern noch wohl ehe gewinnt; da ohnstreitig der Bauer durch Ablegung seines Gutsherrn auf die vorgeschlagene Weise keinen Schaden hat, sondern freyere Hände, günstigere Aussichten, und neue Lust sich aufzunehmen bekömmt, folglich in bessere Umstände tritt, und damit dem Vaterlande Vortheile schafft; und endlich das Land, außer dem Nutzen einer bessern Cultur und mehr bemittelter Einwohner, die

hauptsächlich seine Producte brauchen, durch weise Benutzung des Geldes, das tief in des Bauern Kasten lange ungebraucht gelegen und nun in Umlauf kömmt, auf manche Weise gewinnen und unternehmen kann: so glaube ich, daß auf die vorgeschlagene Art die Aufhebung der Gutsherrschaft am besten und vortheilhaftesten eingerichtet werden könne.

Die vierte Frage:

Wie würde die Aufhebung der Gutsherrschaft zu bewirken seyn?

Antwort.

Meiner Meynung nach durch eine einzige Königliche Verordnung, die etwa folgende Sätze enthielte:

Es sey auffallend des Landes Beste, daß Grund und Boden durchaus genutzt, besser und reichlicher, als bisher nicht aller Orten geschehen können, gebraucht, und seiner natürlichen Bestimmung gemäßer angewandt werde;

Zu dieser gemeinnützigen Absicht sey durchaus nöthig, daß alle gemeinen Plätze vertheilt, und nicht allein jedem Hofe sein billiger Antheil beygelegt, sondern auch alle Grundstücke jedes Landmanns bey einander her gemessen, und ihm völlige Freyheit verstattet würde, sie alle aufs beste und nach ihrer Natur zu bauen und zu nutzen;

Einer so wohlthätigen Einrichtung würde sich hoffentlich kein Privatmann entgegen legen, und wenn ers wollte, begreifen, daß seine einseitigen Rechte für ein gültiges Hinderniß allgemeiner Verbesserung nicht angesehen werden könnten;

Die Gutsherren verlören auf keine Weise, wenn sie ihre Meyergefälle nach einem hundertjährigen

Durchschnitte auf eine jährliche gewisse Hebung setzten, diese als einen Capitalzins zu 4 bis 5 pro Cent ansähen, darnach ihr Eigenthum an Capitale schätzten, und es sich abbezahlen liessen;

Indeß solle es jedem Gutsherrn und jedem Meyer frey stehen, ob jener seine Gutsherrschaft verkaufen, und dieser sie abkaufen wolle;

Nun könne aber mit Billigkeit kein Gutsherr der allgemeinen Gemeinheitstheilung und der Zusammenlegung der Grundstücke sich widersetzen, sein Hof möge dabey verlieren oder gewinnen, und solle er mit seinen Einwendungen dagegen nicht gehöret werden;

Wie der Bauer, weil er durch die Gemeinheitstheilung immer gewönne, wenn er auch einige schlechte Grundstücke mit bekäme, dadurch keine Befugniß, den wohlhergebrachten Meyerzins zu kürzen, erhalten solle: so solle auch der Gutsherr, wenn sein Hof auch noch so sehr gewönne, dadurch keine Berechtigung, den Meyerzins zu erhöhen, empfangen, weil die Verbesserung des Hofes, die ihm das Loos zugeworfen, oder des Bauern Fleiß, Ueberlegung und Kosten beschafft, nicht sein Verdienst sey;

Und es solle entweder der Gutsherr, der seine Gutsherrschaft nicht abstehen wolle, auf seine Kosten, oder der Meyer, der erklärte, die Gutsherrschaft nicht abkaufen zu wollen, auf seine Kosten die neu vertheilten Grundstücke in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit genau beschreiben lassen, damit dereinstens, bey etwa vorfallender Abmeyerung oder Auffagung des Meyerhofes, die daran geschehene Verbesserung, nach billigem Abzuge der genossenen Nutzung, gehörig geschätzt und dem Meyer vergütet werden könne. —

Daß die Sache so und nicht wohl anders abgemacht werden müsse, erhellt klar daraus, weil man den Gutsherrn mit Recht wohl nicht zwingen kann,

seine Gutsherrschaft, die er nun einmal für sehr wichtig hält, abzustehen, oder um einen Preis, wodurch der Bauer nicht übersetzt, nicht heruntergebracht wird, abzustehen; und weil man auch den Meyer nicht nöthigen, vielleicht auch nicht vermögend machen kann, eine Gutsherrschaft abzukaufen, deren Werth, nach dem billigsten Ueberschlage, auf tausend und mehrere Thaler steigt. Besser wäre es freylich in manchem Betracht, wenn die Gutsherrschaften aufgehoben würden. Was indeß salvo jure nicht geschehen kann, oder bey dem gegenwärtigen Unvermögen der Landleute größtentheils unthunlich ist, das muß der beste Patriot in statu quo lassen. Wird die gemeinnützige edle Absicht, durch Gemeinheitstheilungen dem Lande die wesentlichsten Vortheile zu verschaffen, erreicht; und die kann durch vorgeschlagene Allerhöchste Königliche Verordnung erreicht werden, ohne daß einem von beyden Theilen zu nahe geschieht: so mag es immer mit der Gutsherrschaft bleiben, wie es die Interessenten ihrer Convenienz am gemäßesten finden. Zu vermuthen wäre indeß, daß Familien und Meyer sich zur Nachfolge mit der Zeit geneigt zeigten, wenn Königl. Kammer mit ihren vermögenden Meyern, die Lust dazu hätten, den Anfang machte, den unvermögenden den Abkauf erleichterte *), und aus dem nachmaligen bessern Fortkommen der Bauern beym Eigenthume in die Augen fiele, daß Einschränkung niederhalte, Freyheit und Eigenthum aber Gemüth und Wohlstand hebe, und Landes Wohlfarth befördere.

*) Etwa so, daß der Meyerzins in ein Capital verwandelt, zu 6, 7 oder 8 pro Cent verzinset würde, und sich solchergestalt allmählich selbst tödten müßte, wie es Hr. Möser in seinen patriotischen Phantasien 2tem Theile S. 233 zum Besten des Landmanns vorschlägt. Wenn es nur leicht genug wäre, ihn von dieser Rechnung zu belehren, und sein Mistrauen zu heben!

IV.

Bey der, im 55sten Stück des Hannoverischen Magazins vom Jahre 1777, von der königlichen Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle vorgelegten ersten Aufgabe ist

die erste Frage:

Was hat der itzige häufige Gebrauch des Kaffees für merkliche und sichtbare Veränderungen im ökonomischen Zustande der Menschen bisher gewirkt?

Antwort:

Er hat erstlich manchen neuen Aufwand veranlaßt, nämlich

1) den Ankauf des Porzellans. Es hat keinen Zweifel, daß man es vor der Bekanntschaft mit dem Thee, die etwas früher, als die mit dem Kaffee, gemacht ist, kaum kannte, und daß es ohne diese Getränke noch in den allermeisten Häusern fehlen würde, da sein übriger Gebrauch für den Tisch ohnstreitig nur sehr wenigen nicht zu kostbar ist. Itzt aber will es so nöthig scheinen, als der Kaffee selbst, weil man ihn ohne Porzellan nicht genießen zu können glaubt, und niemand als der Aermste sich mit Fayance behilft. Da nun in den allerwenigsten Häusern die Oekonomie ohne Porzellan, das man vor dem Gebrauch des Kaffees ganz Umgang haben konnte, geführt werden kann: so hat sie nicht allein durch dies neue, unentbehrlich gewordene Bedürfniß zum Kaffeetrinken eine sichtbare Veränderung erfahren, sondern sie muß sich auch in sehr vielen Häusern nach der neuen Ausgabe schicken, die das zum Kaffee

erforderliche und nicht erforderliche Porzellan veranlaßt. Man muß, die Mode befiehlts, nicht allein zum eigenen täglichen Gebrauch, sondern auch für Fremde besondere Tassen haben, nicht bloß die Nothdurft, sondern auch welche zum Staat stehen haben, nicht nur Tassen, sondern ein völliges, übrigens wenig brauchbares Service, und dazu manche andere Zierrathen von Porzellan haben. Nun wird, nach Stand, Liebhaberey und Eitelkeit, eine Ausgabe von Belang daraus, und nicht eine einmalige bloß, sondern eine öftere, da Kinder, Gesinde und Zufälle so manches Stück zerbrechen, dessen Verlust hie und da gleich ganze neue Services erfodert. Sollte sich aber die Führung des Hauswesens nach vermehrten Ausgaben nicht schicken, nicht allerley Veränderungen gefallen lassen müssen? Wo nicht der größte Ueberfluß wohnt, da zieht vermehrte Ausgabe Einschränkungen und Unvermögen, von Vortheilen Gebrauch zu machen, nach sich; wer sein Geld an Porzellan hat wenden müssen, kann oft zur rechten Zeit die Bedürfnisse des Lebens nicht ankaufen u. s. w.

2) Die auch ganz neue Vermehrung des Hausraths durch das übrige Kaffeegeschirr. Man hat itzt Brenner, Mühlen, Töpfe, Kannen und mehrere Kleinigkeiten nöthig, die unsere Vorfahren nicht brauchten; und dies ist eine sichtbare Veränderung im ökonomischen Zustande der Menschen. Die aus der Ausgabe, welche alle diese Geräthe erfodern, folgende Veränderung im Hauswesen kann zwar nicht pünktlich erwiesen, aber auch durchaus nicht verkannt, nicht geläugnet werden, da jeder Hauswirth weiß, wie merklich der Abgang an Kaffeezeuge durch Feuer, Gesinde, täglichen Gebrauch ꝛc. ist. Was aber zu dessen Erhaltung verwandt wird, ist neue Ausgabe unserer Zeit, und wer sie nicht gemächlich tragen kann, muß andere Dinge einschränken, seine

Haushaltung ändern. Häufig muß sie sich nach dem Aufwande für Silbergeräth zum Behuf des Kaffees schicken. Man kann nicht sagen, dies wird niemand anschaffen, als wer bey gutem Vermögen ist, und eine vortheilhafte Oekonomie dadurch nicht leiden lassen darf. Denn das Vermögen folgt nicht immer dem Stande; erfodert der, daß Kaffee in und auf Silber gegeben wird, so muß es angeschafft werden, sollte die Haushaltung auch noch so sehr darunter leiden. Eitelkeit geht gleichfalls dem Vermögen nicht immer nach, sondern oft vor; fällt sie auf Silberzeug, so bequemt man sich zu jeder möglichen Veränderung im Hauswesen, um sie zu befriedigen. Silberne Kaffeelöffel und Zuckerzange mögen manchem nur eine geringe Ausgabe scheinen; sie mögen doch aber in vielen der Häuser, wo man sie antrifft, nicht ohne Einfluß in die Oekonomie haben angeschafft werden können. Und sollte endlich die recht große Menge von Silbergeräth, das der Gebrauch des Kaffees veranlaßt hat, nicht auch dadurch Aenderungen im Hauswesen haben bewirken müssen, daß so viel Geld darin verwandelt und außer Umlauf gesetzt ist? Man hat es freylich in seiner Argenterie größtentheils noch, kann es aber nur zum Besten der Oekonomie nicht gleich so anlegen, als wenn mans baar bey sich liegen hätte, und läßt ehe Vortheile fahren, als man es aus der Verwandelung zurücknehmen will, wie man ohnehin auch nicht immer, nicht gleich kann. Fodert allerdings jede gut eingerichtete Haushaltung einen beständigen angemessenen baaren Geldvorrath, um jeden vorkommenden Vortheil nutzen zu können: so muß sie nachtheilige Veränderungen erfahren, wenn man auch nur einen Theil dieses erfoderlichen baaren Vorraths in Silber oder Porzellan verwandelt.

3) Die Anlegung der Besuchszimmer, die unstreitig in den meisten Häusern ihren Ursprung dem

Kaffee zu danken haben, da alle alte Leute wissen, daß sie zu Anfange dieses Jahrhunderts noch in den wenigsten Häusern vorhanden waren, weil man sie durchaus nicht ehe brauchte, als bis es anfieng zur guten Lebensart zu gehören, daß wenigstens die Hausfrau Kaffeebesuch annahm. Nun, und nun erst mußte ein abgesondertes Zimmer dazu bereit, und andern der Art gleich eingerichtet seyn, mithin angelegt, aufgeputzt, oft gereiniget, geheizt und verändert werden; muß da seyn, wenn auch die Werkstatt, Vorrathskammer, ein Stall, oder die Studirstube schlecht darüber verlegt werden sollten. Die allermeisten Visitenstuben sind eine sichtbare Veränderung im ökonomischen Zustande der Menschen, wie ohne Zweifel jeder meiner Leser aus eigener Erfahrung weiß, und ferner sehen wird, daß sie, wenn der Gebrauch des Kaffees sich weiter ausbreiten, oder nur so bleiben sollte, noch immer mehr entstehen, da die gegenwärtigen Häuser nicht so sehr nach einer bequemen und vortheilhaften Führung der Oekonomie, sondern nach einer artigen Anlage der Visitenstube gebauet, geschätzt und vermiethet werden. Und wie offenbar der Kaffee den Häusern eine andere Gestalt gegeben: so hat er auch von dieser Seite die Haushaltung ändern müssen, da die Anlegung, Auszierung und modige Veränderung der Visitenstube, wo sie nicht vom ungebrauchten Ueberschusse beschafft werden kann, aus dem ökonomischen Vorrathe, und vielleicht gar durch ein Anlehn geschehen muß, welches denn außer den nachtheiligsten Veränderungen im Hauswesen nicht abgehen kann. Denn was gehört nicht alles zu einem modigen Putzzimmer! und wie modig ists nicht sehr oft da, wo man gar nicht einmal eins gesucht hätte!

4) Die Ausgabe endlich für den Kaffee und dessen Zubehör selbst, die unstreitig neu und eine sicht-

bare Veränderung in unserm ökonomischen Zustande ist. Wenn ich zugebe, daß das Frühstück, welches man vor dem Gebrauch des Kaffees nahm, eine Wasser- oder Biersuppe, oder ein so genanntes Butterbrodt, eben so hoch, als itzt der Kaffee, kam; wie ich wohl bezweifeln könnte: so ist doch sicher der Kaffee nach Tische eine neue Ausgabe geworden, weil man ehemals, wie die Alten versichern, und besonders das Frauenzimmer zwischen den Mahlzeiten nichts zu genießen pflegte, und weil die, so Wein oder Bier zu trinken gewohnt sind, es außer dem Kaffee doch trinken. Der Nachmittagskaffee ist also wenigstens eine neue Ausgabe, die unsere Vorfahren nicht hatten, und sowohl dadurch eine Veränderung im ökonomischen Zustande, als auch dadurch, daß diese Ausgabe sicher zur Hälfte verloren geht, und manchem andern ehemals so vortheilhaften Verkehr schädlich wird. Nach der mäßigsten Berechnung *) giebt Teutschland jährlich 11,406,250 Thaler für Kaffee aus; wenn nun auch die Hälfte davon herrschaftlichen Cassen, teutschen Kaufleuten und Frachten zuflösse, so gehen doch jedes Jahr itzt 5,703,125 Thaler baares Geld aus Teutschland verloren, durch welchen und anderweiten Verlust der Geldmangel ohnfehlbar einreißen, und mit der Zeit äußerst drückend werden, mithin der ökonomische Zustand der Menschen Veränderungen zur Abnahme und zum Verfall, wie bereits merklich und sichtbar genug ist, unausbleiblich erfahren muß. Es bedarf keines Beweises, daß die Nahrung vom Bierbrauen an den allermeisten Orten so gefallen, wie der Gebrauch des Kaffees gestiegen ist, und daß er zehen Brauer herabgebracht, wenn er zween Kaufleuten aufgeholfen. Verände-

*) S. Neueste Mannichfaltigkeiten, erster Jahrgang, erst. Quart. S. 132.

rungen, die allerwärts vor Augen sind! Einen gröſsern Verbrauch von Holze befördert der Kaffee unstreitig; da er aber durch die Abnahme des Brauwesens wieder gemindert wird, so mag daraus wohl keine merkliche Veränderung entstehen, indem andere Ursachen bekannt genug sind, aus welchen die Holzconsumtion vermehret und der Preis desselben erhöhet wird. Die mit dem Kaffee verbundene Ausgabe für Milch und Zucker steckt zwar mit in jener, die der Kaffee eingeführt; aber ohne Veränderung in der Oekonomie kann es doch wohl nicht abgehen, daß itzt so viele Milch zum Kaffee verbraucht wird, woraus man ehemals Butter und Käse machte. Daß diese beyden Artikel itzt merklich theurer wie sonst sind, weiß jeder Hauswirth, der nicht zu jung ist; und wenn gleich die Viehseuche den gröſsten Antheil daran haben mag, so muß doch ohnstreitig der durchs Kaffeetrinken so sehr vermehrte Verbrauch von Milch die Butter vermindern und ihren Preis steigern, so daß wir itzt so vieles Geld dafür auſser Landes zu schicken nöthig haben. Was ehemals, wenn wir keinen Kaffee tränken, zu Milchsuppen für die Kinder verbraucht seyn möchte, kann gegen die gegenwärtige Consumtion gar in keinen Anschlag kommen.

Auſser dem neuen Aufwande, den der Kaffee veranlaſst hat, ist die zweyte Veränderung, die er im ökonomischen Zustande der Menschen gewirket, die, daß er die Nachmittagsbesuche, oder so genannten Kaffeevisiten theils eingeführt, theils vervielfältiget hat. Nach dem Zeugnisse der Alten waren ehemals die Besuche, welche Männer einander gaben, Amts- oder freundschaftliche Besuche. Jene giengen fast immer ohne Kosten nach verabredeten Geschäften wieder zu Ende, und diese waren nur unter sehr guten Freunden oder nahen Verwandten gebräuchlich, selten häufig, und mehr des Abends als Nachmittags

gewöhnlich. Uebrigens kam man im Sommer zur Bewegung in Gärten, und im Winter in öffentlichen Häusern zusammen, und versparte die kostbaren Versammlungen auf Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnisse und andere Familienfeste. Und dies waren fast, außer der kirchlichen Zusammenkunft, die einzigen Gelegenheiten, wobey sich Frauenzimmer, das nicht nahe verwandt oder vernachbart war, einander sah. Die Hausfrau blieb unter den Kindern und Gesinde, und sprach die Base in Familienangelegenheiten, und die Nachbarinn oder Schulbekanntinn in häuslichen, und gieng am Sonntage auf ihren Garten oder einen Spazierweg. Wie sehr es itzt anders ist, weiß jedermann. Visiten geben und nehmen mag in beynahe allen nicht gar zu niedrigen Häusern eingeführt, in manchen ziemlich häufig, und in einigen wohl täglich seyn; und vielleicht ist kaum ein Dritthel von Männern vermögend oder auch geneigt, sich diesen Besuchen zu entziehen. Fragt man die Alten, seit wenn dies so herrschend mode geworden? so antworten sie einmüthig, seit man angefangen, Kaffee Nachmittags zu trinken, oder ein Getränk gehabt, womit man seinen Freunden ein Vergnügen zu machen und eine Ehre zu erweisen gemeynt habe. Beyde Vorstellungen haben sich wirklich mit dem Kaffee verbunden. Man hatte bekanntlich zuerst nur den aus der Levante, der als ein feines, neues und noch vornehmes Getränk gar vortrefflich geschmeckt haben mag. Die Alten, welche die gebrannten Bohnen noch im Mörser stießen, oder zwischen Steinen zerrieben, erinnern sich noch mit Freuden der ersten Kaffeeschmäuse. Wenn man also die beste Freundinn vergnügen und die Vornehme ehren wollte, wie konnte es anders und thätiger als mit Kaffee geschehen! Daß nun aus diesem Getränk und den ihm anklebenden Vorstellungen Nachmittagsbesuche entstehen

konnten und fast mußten, wäre auch ohne die Erfahrung höchst wahrscheinlich. So offenbar nun diese große Veränderung im ökonomischen Zustande der Menschen, daß man itzt so viele Nachmittage, die sonst ganz anders angewandt wurden, am Kaffeetische zubringt, ihren Ursprung vom Kaffee hat: so unläugbar rühren andere wichtige Veränderungen unmittelbar oder mittelbar von ihm her.

Die ehemalige häusliche Arbeitsamkeit muß ohnstreitig bey häufigen Kaffeebesuchen sehr leiden. Es versteht sich nicht allein von selbst, daß weder Herr noch Frau im Hauswesen etwas vornehmen können, wenn sie am Kaffeetische Besuch haben oder geben, sondern auch die Magd, die die Visitenstube reinigen, auch wohl heizen, den Kaffee bereiten, in anständiger Kleidung aufsetzen, wegnehmen, auf die Fremden warten und zu fernern Diensten bereit seyn muß, kann diesen Nachmittag sonst keine Hausarbeit verrichten. Rechnet man bey der Herrschaft die Zeit zum An- und Auskleiden, zum Herausgeben und Wegsetzen der Geräthe, und allenfalls auch die zur kritischen Beurtheilung der vorgefallenen Gespräche mit, so hat auch sie den ganzen Nachmittag den häuslichen Geschäften entzogen. Nun kommen dieser Nachmittage itzt in den meisten Häusern gar viele: muß daher nicht unvermeidlich manche Hausarbeit, die sonst bequem und zur besten Zeit geschehen konnte, unterbleiben, verschoben oder für Tagelohn verrichtet werden? Sichtbare, aber traurige Veränderung im ökonomischen Zustande, wenn man itzt vielleicht nur noch die Hälfte der Arbeiten darin thut, die man sonst that! Wie leicht ists über das, sich der Arbeitsamkeit entwöhnen! Wer viele Nachmittage müssig in Gesellschaften zubringt, wo Großthun und Zärtlichkeit mehr als häusliche Emsigkeit das Gespräch ist, sollte der oder die nicht nach und nach den

Geschmack an häuslichen Arbeiten verlieren, und sie für sauer, schmuzig, ungesund, unanständig erklären? Wenigstens wollen alte Leute, seit dem Visitengehen, das der Kaffee eingeführt, so fleißige Haushalter, wie es sonst gegeben haben soll, nicht mehr gesehen haben.

Die häusliche Aufsicht ist durch die mit dem Kaffee eingeführten Nachmittagsbesuche gleichfalls sehr in Abgang gekommen. Denn wer kann nach dem Seinigen sehen, wenn man bey seinen Gästen sitzen muß, oder nicht zu Haus ist? Vor und nach der gewöhnlichen Visitenzeit würde man leicht die bessere Kleidung verderben, wenn man damit, oder nur einem Theile derselben, in die Küche, den Keller, Stall oder Garten gehen wollte. Zu diesen Hindernissen tritt dann die in den Gesellschaften der Vornehmern so leicht eingesogene Einbildung, daß man auch wohl Leute halten könne, denen man auf die Finger zu sehen nicht nöthig habe, und daß es nach Noth oder Geiz aussehe, wenn man sich um alles selbst bekümmere und das Gesinde nicht hie und da schalten ließe. Und so läßt man denn zum Theil die Leute wirthschaften, und thun was sie wollen. Ob sie arbeiten oder nicht, für sich oder für uns arbeiten, das kann man bey den häufigen Zerstreuungen, und will es nicht mehr wissen; ob der Vorrath, den sie itzt abreichen können, uns allein, oder ihnen und den Ihrigen großen Theils mit zu gute kommt, das kann bey öfterer Abwesenheit und Einsperrung in die Visitenstube nicht mehr übersehen werden. Eine sichtbarere Veränderung kann aber das Hauswesen wohl nicht erfahren, als wenn es itzt in sehr wichtigen Dingen dem Gesinde übergeben wird, da es vormals Herr und Frau allein unter Aufsicht hatten. Ich weiß nicht gewiß, ob zum ökonomischen Zustande der Menschen auch die Aufsicht über ihre Kinder mit zu rechnen ist.

Wäre es, wie ich glaube, so müßte auch die durch die Nachmittagsbesuche verursachte Abnahme derselben unter die merklichsten, aber auch traurigsten Veränderungen gezählt werden. Warum schreyet der Säugling und lärmen seine Geschwister die ganze Nachbarschaft voll? Warum lernen diese Knaben zu Hause nichts, und haben jene Mägdchen verdächtigen Zuspruch? Vater und Mutter trinken anderswo den Kaffee. Vor Zeiten war es so nicht.

Die ohnstreitig itzt viel geschwindern Abwechselungen und viel weitern Ausbreitungen der Kleider- und anderer Moden sind recht sichtbare Folgen von den häufigern Zusammenkünften der Menschen. Sonst sah man einander geputzt nicht leicht anders als im Gotteshause, oder bey einem so genannten Ehrengelage. Beyde Versammlungen konnten aber höchstens nur den feyerlichen Putz mittheilen, falls man, wie die Alten nicht Wort haben wollen, in der Kirche so sehr wie itzt darnach sahe, und sich einbildete, daß man, doch erst zu einem künftigen und noch wohl fernen Ehrengelage, eben das, was jene Reichere, jene Vornehmere da hat, auch haben müsse. Itzt, da man wöchentlich, vielleicht gar täglich zum Kaffee geht, oder Kaffee giebt, sieht man den häuslichen Staat und wird darin gesehen, sieht man den Anputz, worin Geringern, Gleichen und Vornehmern Visite gemacht wird, und sieht man auch, wie die Besuchszimmer meublirt und eingerichtet, der Kaffee präsentirt und überhaupt die Bedienung geordnet ist. Und wir müßten nicht Menschen, und Damen nicht Damen seyn, wenn man das alles bloß sehen und nicht nachahmen wollte. Es muß also, nach Stand und Würden der Visiten, die man zu empfangen die Ehre hat, mehr als ein häuslicher Staat, und nach Beschaffenheit derer, die man giebt, mehr als ein Kleid sammt Zubehör vorhanden, und nicht bloß vor-

handen, sondern auch so eingerichtet seyn, wie man es itzt trägt. Die Kinder, heißt es, würden einem nachlachen, wenn man noch so aufgezogen käme, wie man vor einem Jahre geputzt erschien. So sehen itzt die Visitenstuben aus, so ist es Mode, seine Besuche zu bedienen; so müssen wir es auch haben. Und woher nun diese öftern Veränderungen an Kleidung und Hausrath; woher der Aufwand, den Anschaffen und Verändern erfodert; woher die Geschäftigkeit im Behuf des Putzes zum Nachtheil der häuslichen? Alle unstreitig aus den gegenwärtigen häufigen Zusammenkünften, die die Moden so geschwind und haftend ausbreiten, als die Pest kaum durch die Luft ausgebreitet werden kann. Wie wenig aber, bey so vielen, eiligen und mächtigen Veränderungen in einem so beträchtlichen Stücke der Haushaltung, als Kleidung, Geräth und Bedienung sind, unser häuslicher Zustand selbst unverändert bleiben kann, das fällt deutlich genug in die Augen. Sonst war das Braut- und Bräutigamskleid in sehr ausgebreiteten Ständen der Staat fürs ganze Leben, Sohn und Tochter konnten sich noch wohl damit schmücken; sonst waren Meubles für Vater, Sohn und Enkel hinlänglich, und man saß, aß und schlief, wo Groß- und Urgroßvater gesessen, gegessen und geschlafen hatten: wie verändert itzt, ja wie manchmal verändert in unserm Leben unser ökonomische Zustand! Rührt das aber recht sichtbar von den fleißigern Zusammenkünften unter einander her, und hat die unläugbar der Kaffee veranlaßt: so ist er auch von allen den vielen Veränderungen, die wir im häuslichen Zustande ohne Unterlaß machen müssen, die erste Ursache.

Die öftern Zusammenkünfte unter den Menschen, die nicht Amts- oder häuslicher Geschäfte wegen geschehen, sondern die der Kaffee bloß zur Mode gemacht, können nicht anders als Langeweile geben,

da sie zu häufig sind und zu lange dauren, als daß man alle die Stunden mit Stadt- und politischen Neuigkeiten, mit Wetter- und Modeveränderungen tödten könnte. Dieser beschwerlichen Langenweile hat man also das Spiel entgegen gesetzt, nicht das scherzhafte, unschädliche unserer Vorfahren, sondern das neuere, vornehmere, das Spiel um Geld. Es giebt nun freylich wohl Haushaltungen, die der Verlust darin nicht ändert, aber vermuthlich mehrere, die sich nach diesem Verluste vielfältig einschränken und ändern lassen müssen. Und da das Spiel so gar leicht in Gunst genommen, so gern zur Gewohnheit gemacht wird, so verursacht es, daß die Gesellschaften noch mehr vervielfältiget und bis in die Nacht ausgedehnt werden. Nun muß sich der ökonomische Zustand sichtbar noch mehr verändern, wenn man sich fast alle Nachmittage, oft bis in die späte Nacht, davon entfernt, und am folgenden Morgen auf Mittel, vielleicht sehr verderbliche Mittel denken muß, die, wohl schon aufs Mittagsessen nöthige, gestern Abend verspielte Ausgabe schleunig anzuschaffen. Daß diese Lebensart schon mancher Haushaltung den Untergang zugezogen, ist indeß bekannter, als, daß sie der Kaffee eingeführt. Hat er aber unstreitig die häufigen Zusammenkünfte zuerst veranlaßt, da sie sicher vor dessen Gebrauche nicht waren: so hat er wenigstens mittelbar auch dem Geldspiele und allen dessen Verwüstungen im ökonomischen Zustande der Menschen den Ursprung gegeben. Kaffeehäuser konnten wohl vor diesem Getränke nicht seyn; sind die, wie man sagt, die größten Spielhäuser, und der Untergang mancher kleinen persönlichen Oekonomie: so wird die traurige Veränderung, die er gewirkt hat, leider! immer merklicher. Wie traurig sie indeß ist, ergiebt hauptsächlich erst

die zweyte Frage:

Welche Folgen sind ferner in diesem Betracht annoch mit Gewißheit oder wenigstens wahrscheinlich zu erwarten?

Aus dem, was bey Beantwortung der ersten Frage gesagt ist, erhellet, daß durch den Gebrauch des Kaffees das baare Geld theils verloren, theils verwandelt, theils zu entbehrlichen Dingen verwandt, und die Erhaltung und Vermehrung desselben sehr vernachläßiget wird. Es ist wenigstens zur Hälfte verloren, das baare Geld, was wir aus Teutschland in andere Welttheile für Kaffee, und was dazu gehört, Zucker und Porzellän schicken, und verloren, was für zerbrochenes Porzellan und anderes irdene Kaffeegeräth, und für das, was das Feuer frißt, ausgegeben wird. Es ist außer Umlauf gesetzt, und kann nicht promt als baares Geld genutzt werden, was wir in Porzellan, Silberzeug, schöne Meublen und anderes Geräth, das uns der Kaffee nöthig gemacht, verwandelt haben. Es ist zwar guten Theils unsern Mitbürgern im Lande, oder doch wohl im Tausch handelnden Nachbarn zugeflossen, was die Visitenstube anzulegen gekostet, und was für allerley Habite, für die Putzmacherinn und den Friseur, auch zum Spiele ꝛc. unaufhörlich erforderlich ist; das sind aber, nach ehemaliger Lebensart, fast eitel entbehrliche Dinge, und wir können das dafür bezahlte Geld doch nun nicht mehr unser nennen, keinen vorkommenden Vortheil damit machen. Und, wenn endlich unsere eigene häusliche Arbeitsamkeit und Aufsicht abgenommen hat, so verdienen wir weniger, und brauchen mehr.

Die Folgen vom häufigen Gebrauche des Kaffees sind also erstlich: die Verringerung der Summe

des baaren Geldes, die offenbar größer unter uns seyn könnte und müßte, wenn nicht jährlich so vieles außer Landes geschickt und gänzlich verloren würde. Wo die Bergwerke diesen jährlichen Abgang ersetzen, da wird der Schaden davon so bald nicht gemerket; das Land kann doch aber bey diesem beständigen Verluste so reich nicht werden, als es durch den Zufluß aus den Bergwerken sonst seyn müßte. Denn, seit der Handel, mehrerer Bequemlichkeit wegen, nicht mehr durch Umsetzen oder Tauschen, sondern mit baarem Gelde, oder wenigstens mit Rücksicht auf Geld getrieben wird, ist das Geld an die Stelle unserer Waaren und Producte getreten, und giebt uns noch dazu den Vortheil, daß wir da, wo man unsere Producte in Natura nicht verlangt, die dortigen für Geld bekommen können. Ist es nun, weil man dafür den größten Theil fremder Güter eintauschen und an sich bringen kann, der Reichthum eines Landes, so muß der nicht allein sinken, wenn jährlich eine beträchtliche Summe baaren Geldes verloren geht, sondern das Land muß in Armuth fallen, wenn es das zum Wohlstande aller Stände im Umlauf nöthige Geld mit seinen Producten und seiner Industrie von außen nicht mehr hereinziehen kann. Die Sorgfalt aber, die man fast in allen Ländern auf den Ackerbau, die Viehzucht und die Manufacturen wendet, machen unsere natürlichen und verarbeiteten Güter den Nachbarn immer mehr entbehrlich, und uns daher immer nöthiger, das vorhandene und zum Wohlstande einmal erfoderliche baare Geld ja zu halten, weil, wenn es die Schiffe einmal weggenommen haben, nicht abzusehen steht, wie man es ohne Bergwerke, die beträchtliche Ausbeute geben, wieder bekommen will. Wo nun dieser Fall nicht ist, und die Summe des zum Wohlstande aller Stände durchaus nöthigen baaren Geldes sich nicht mehr findet, da

muß es, zur Erhaltung dieses Wohlstandes auf eine Zeit lang, von den Nachbarn angeliehen und erwartet werden, ob sich einmal ein außerordentlicher Zufluß zeigen möchte. Bleibt der aus, so helfen die nun noch dazu aus dem Lande gehenden Zinsen zu seinem Verfalle desto eiliger. Ein Bach behält immer volle Ufer, wenn ihm seine Quelle so viel Wasser giebt, als er ins Meer gießt; wird aber sein Ausfluß erweitert, gießt er mehr aus, als er wieder bekommt: so muß sein Wasser fallen, falls ihm nicht durch einen ungewöhnlichen Regen entfernte Gegenden welches zuschicken. Giebt ein Land mehr Geld aus, als es wieder einnimmt, so muß die Masse desselben abnehmen; nimmt die Masse ab, so muß der Werth der Grundstücke fallen, weil sie nicht mehr bezahlt werden können; fällt der Werth der Grundstücke, so bin ich und alle Eigenthümer ärmer geworden, so gut wir auch Wirthe gewesen seyn mögen; sind wir ärmer geworden, so können wir den Staat nicht mehr unterstützen wie sonst, und wie zu dessen Erhaltung nöthig seyn mag: und so muß entweder die gute Staatsverfassung leiden, mithin Unordnung, die Mutter der Anarchie, einreißen; oder ich denke aufs Emigriren, wenn mich meine Güter, nach Abzug dessen, was der Staat davon verlangt, nicht mehr nähren können. Mindert nun der häufige Gebrauch des Kaffees die Summe des baaren nöthigen Geldes alle Jahre: so muß er ein Land, das nicht anderweite beträchtliche Zuflüsse hat, nach und nach ärmer, und endlich so arm machen, daß sich die Volksmenge daraus verlieren und auf eine so geringe Zahl zusammenschmelzen muß, als sich noch darin halten kann. Ist ein Grundstück von 10000 Thalern Werth bey vormaligem Geldvorrathe durch dessen Verminderung zu dem Werthe von 2000 Thalern gesunken; und war jener Werth hinlänglich, eine Fa-

milie zu ernähren: so sind itzt bey gleichen Ausgaben fünf solcher Grundstücke zum Unterhalt einer Familie nöthig, und es würde also statt fünf itzt nur eine Familie Brodt haben können. Eine Entvölkerung ist mit der Zeit unvermeidlich, wenn man fortfährt, fremde Waaren, die mit baarem Gelde erkauft werden müssen, nöthig zu haben, und wenn sich der Vorrath davon bis zur Hälfte verloren hat. Man kann sich immer noch eine Weile halten; ohne frische Zuflüsse aus den Bergwerken aber, ohne ein neues Product der Natur oder des Fleißes, das uns andere für baares Geld abkaufen müssen, und ohne einen außerordentlichen Dienst, den uns eine fremde Nation baar bezahlt, sind die übrigen Mittel, die dem Verfall und der Entvölkerung wehren sollen, doch nur palliativ. Man kann durch Leihen den fehlenden nöthigen Vorrath des baaren Geldes ersetzen; den Einwohner nöthigen, sich, um das fremde bezahlen zu können, des einheimischen Products möglichst zu enthalten; die Bedienten des Staats geringer setzen und Bedienungen zusammenziehen; dem Gelde einen höhern als den wahren Werth beylegen, und es dadurch vervielfältigen u. s. w. Der Ausgang aber wird völlig dem Schicksale einer Landhaushaltung gleichen, worin man seit einigen Jahren zu scharf verkauft und den Vorrath bis zur nächsten Ernte nicht behalten hat. Man leihet, um bis dahin auszukommen, Korn von den Nachbarn, giebt den Leuten Fleisch statt Brodts, schafft einige Dienstboten und Pferde ab, reicht ihnen eine Mahlzeit und ein Futter weniger, läßt Brodt aus Hafer und Rocken backen, und Spreu unter das Futterkorn mengen u. s. w. Wer das Schicksal dieser Haushaltung nicht vorabsehen kann, ist selbst kein Wirth.

Wenn ich übrigens den Kaffee beschuldige, daß er uns das baare Geld entzieht und eine traurige Re-

volution bereitet, so will ich ihm es nicht allein zur Last legen; denn jedermann weiß, wie viel mehr fremde Waaren wir außer dem Kaffee itzt für nöthig halten und mit unserm baaren Gelde anschaffen. Daß aber der Kaffee der vornehmste Artikel hierunter, und die Veranlassung zu den meisten Ausgaben dieser Art ist, wird wohl Niemand leicht in Zweifel ziehen, und daher die Beschuldigung nicht übertrieben finden. Was wir für unsere Producte von Fremden anschaffen können, das macht uns nicht arm; aber wir werden es, wenn wir mehr fremde Waaren verlangen, als wir mit unsern Producten erkaufen können.

Die zweyte Folge vom häufigen Gebrauch des Kaffees ist die Verminderung und der gänzliche Mangel des zur vortheilhaften Führung und Ausbreitung des Hauswesens nöthigen baaren Vorraths. Es ist schon gezeigt, daß er Verlust, Verwandelung und Verschwendung des Geldes eingeführt, mithin hauptsächlich Schuld sey, wenn der baare Vorrath fehlt. Die hundert und mehr Thaler, die der Großvater bey sich liegen hatte, verwendet der Enkel an die neuen Bedürfnisse einer feinern Lebensart, und bis zur Hälfte etwa hat er sie noch wohl in Kaffee-, Haus- und Kleidungsgeräthe stecken; der größere Theil ist nicht mehr in seinen Händen. Ist nun die unmittelbare, die nächste Folge vom Kaffeetrinken der Mangel baaren Geldvorraths: so wären die mittelbaren weitern leicht auszurechnen, wenn sie nicht schon vor Augen stünden. Ohne Zweifel beruhte der blühende Wohlstand unserer Vorfahren in allen Ständen darauf, daß sie immer bey Casse waren; und begreiflich muß er darauf ankommen, da keine Haushaltung alle ihre Bedürfnisse selbst unter uns zieht, sondern theils viele, theils die meisten, theils alle ankaufen muß. Wer weiß aber nicht, welch ein Unterschied es ist, aus der

ersten und vierten Hand zu rechter und unrechter Zeit anzukaufen. Das erste konnte man sonst, da man immer bey Gelde war; das letzte muß man aus Geldmangel itzt häufig thun. Der Verfall unsers Hauswesens und Wohlstandes ist daher ganz unvermeidlich. Man fühlt es, sieht es an andern bey ihrem Leben und nach ihrem Tode, und klagt genug darüber; aber wie es zugeht, das soll unbegreiflich seyn. Mir zwar scheint es gar sehr begreiflich. Denn, wenn die jährliche Ausgabe zunimmt, wie sie denn der Kaffee mit seinem Gefolge nicht bloß einmal vermehrt hat, sondern noch alle Jahre vergrößert; und wenn sich in so vielen Häusern der so nöthige, so vortheilhafte baare Vorrath nicht mehr findet, wie ihn denn der neue Aufwand sehr häufig längstens verzehrt haben mag: so dürfte itzt in den wenigsten Häusern die Einnahme noch über die Ausgabe steigen, in vielen Gleichheit, und in manchen die Ausgabe größer als die Einnahme seyn. Sollte ich nun den Verfall meines Wohlstandes nicht erklären können, wenn mich die Vergleichung meiner Einnahme und Ausgabe lehrt, daß diese weiter als jene geht? Ich kann es, sagt man, aber ich gebe doch nichts unnöthiges aus, ich muß doch das alles haben, wofür mein Geld verschwindet. — Und dieß ist gerade das Unglück unserer Zeiten, daß wir so viel mehr, als unsere Vorfahren, haben müssen. — Warum? weil wir Kaffee trinken, der an sich neue Kosten macht und zehnerley andern neuen Aufwand nach sich gezogen. Wäre nun endlich dieses neuen Aufwandes einmal ein Ziel; könnte man sagen, nun habe ich, was zur gegenwärtigen feinern Lebensart gehört, die Ausgaben dafür sind zu Ende, ich kann nun auskommen, vorige Schulden bezahlen oder übrig haben: so würden sich die meisten Oekonomien halten können. Aber dieß kann man nie sagen. Das Wort gegenwärtig in der Verbindung mit fei-

ner Lebensart, bedeutet nicht unser Leben, sondern nach Verschiedenheit der Oerter, wo wir wohnen, aufs höchste und recht selten zwanzig Jahre, vielfältig nur fünf und noch wohl weniger. Ich habe, was sich zu meinem Stande schickt, muß immer mit dem Zusatze verstanden werden, auf einige Jahre; nach einigen Jahren muß ich den Habit meiner Familie, meine Visitenstube, mein Kaffeegeräth, meine ganze Lebensart ändern: denn ich muß mich nach den Leuten, mit welchen wir Umgang halten, richten. So zeugt ein muß das andere, bis aufs letzte. Kaffeebesuche, wie sie bey uns gebräuchlich sind, mit oder ohne Wein, Spiel und Butterbrodt, muß ich geben, wenn ich nicht verachtet, nicht verlacht werden will, muß ich wieder annehmen und mir ausbitten; die Einrichtung, welche andere Leute in ihrer Kleidung, Hauszierathen und anderm erfoderlichen Geräthe beobachten, muß ich auch mitmachen; der Aufwand, der hiezu gehört, muß nun einmal da seyn, er komme her wo er wolle; kann ich ihn von meiner Einnahme nicht übrig haben, so muß ich Schulden machen, verarmen, oder betrügen, oder beydes zugleich. Hat dieß vierfache muß ein richtiges Geschlechtsregister, so muß der Kaffee mit seinem Gefolge arme Privatleute machen, wenn auch der Staat dadurch nicht gleichen Verfall zu besorgen hätte. Da das aber ist, die öffentlichen Cassen so leer als die häuslichen werden müssen, und ein Verfall den andern befördert: so kann man sich vorstellen, was bevorsteht. Ich sah einmal in Gedanken dahin, und zitterte — mag nicht wieder hinsehen.

Die dritte Folge im ökonomischen Zustande, die der Kaffee geboren und immer sorgfältiger erzieht, hat zwar einerley Ausgang mit der vorigen, aber nicht einerley Eingang. Wie uns dieß angenehme Getränk Ausgaben nothwendig gemacht, die den häuslich nö-

thigen Vorrath verzehren und zu leihen zwingen: so macht es uns auch so bequem und vornehm, daß wir bloß hiedurch herabkommen müssen, wir nämlich, wir gar vielen, denen Gemächlichkeit, Zärtlichkeit und Vornehmthun nicht vermacht, sondern Arbeitsamkeit, eine unweichliche Härte und eigene frühe und späte Aufsicht aufs unsrige zum Loose geworden ist. Seit höchstens 50 Jahren können wir leider! nicht mehr ehe aus der Stube des Morgens kommen, unserer etliche nicht einmal gut ehe aufstehen, bis wir unsern Kaffee getrunken. Nachher will sichs nicht schicken, in kurzer, bequemer Kleidung aus der Stube zu gehen; wir müssen uns erst in einen häuslichen Habit setzen; und da dieser seiner feinen Farbe wegen leicht fleckt, und wegen seiner feinen Webung leicht zerrissen wird, so ists ja besser lieber aus der Küche, dem Keller, der Speise- und Rauchkammer, dem Waschhause, dem Viehstalle, Garten u. s. w. zu bleiben, als einen theuern Habit in Gefahr zu setzen, ohne welchen man mit Wohlstande nicht erscheinen, und worin man Nachmittags Besuch annehmen muß. Ueberdas erlauben diese Besuche selten, sich nach Tische um sein Hauswesen zu bekümmern, wie es denn überhaupt ein bißchen niedrig und ärmlich aussieht, nach allem selbst zu sehen, allen Schmuz selbst zu treten, und das Tagelohn, wovon der Geringere leben muß, selbst zu verdienen; auch hat man sich deswegen zum Heirathen nicht begeben, daß man ein Sklav oder Sklavinn seines Hauswesens werden wollte — und wie die verfeinerten Gründe mehr heißen mögen. Sie gehen, wie man weiß, alle dahin: seit uns der Kaffee müßiger, vornehmer, weichlicher und belebter gemacht hat, können wir in der Haushaltung nichts mehr selbst vornehmen, nicht einmal die Aufsicht mehr darüber führen; wir müssen sie dem Gesinde übergeben, und den kleinen Schaden, den wir etwa davon

haben, nicht achten. Dieser kleine, aber täglich vorkommende Schaden wird indeß in 365 Tagen ziemlich groß, und in zehen Jahren so beträchtlich, daß man sich sehr zurückgekommen merkt und kaum mehr zu halten weiß. Die Alten nennten das, sein Vermögen aus dem Fenster kucken, weil mans damals nur durch Trägheit vernachläßigen konnte. Itzt, da der Kaffee eine so vornehme Weichlichkeit, und so häufige Abwesenheit vom Hauswesen eingeführt, stehts kaum mehr zu ändern, daß es versäumt werden und verfallen muß.

Aus diesen so begreiflichen als sichtbaren traurigen Folgen für den Staat und jede einzelne Haushaltung, die der Kaffee und sein Gefolge nicht bloß besorgen, sondern schon genug fühlen lassen, ist sie leicht voraus zu sehen, die Antwort auf

die dritte Frage:

Ist es besser, dem Gebrauche dieses Getränks freyen Lauf zu lassen, oder durch Gewalt, oder durch sonstige Mittel denselben einzuschränken und zu hemmen?

Ich kann nämlich nicht anders als aufs dringendste rathen, den Gebrauch des Kaffees in Abgang zu bringen, wie es immer möglich ist. Da es die Erfahrung beweist, daß er uns einen Theil unsers Vermögens ganz aus den Händen gerissen, den zweyten nicht ohne großen Verlust verwandeln gelehrt, den dritten zu vernachläßigen verführt, mithin nichts mehr als den vierten übrig gelassen: so hat er den Wohlstand des Privatmanns so tief untergraben, und dem gemeinen Wesen einen so sichern, mehr oder minder nahen Verfall bereitet, daß es vielleicht die allerhöchste Zeit, vielleicht hie und da schon zu spät ist, den Gebrauch dieses Getränks einzuschränken und zu hem-

men, wenn ihn nicht eine elende Revolution aufheben soll. Wenn wir kein Geld dafür mehr haben, so müssen wir aufhören Kaffee zu trinken, indeß möchten wir noch die letzten Dreyer daran wenden, wie man bey verarmten Familien sieht, die zu ihrer täglichen Kost, zu ihrem gänzlichen Unterhaltungsmittel Kaffee und Semmel machen. Die bekannten Verordnungen, welche so viele Staaten gegen den häufigen Gebrauch dieses Getränks bereits gemacht, beweisen genug, daß sie ihn abzuschaffen, oder wenigstens zu mindern, für besser und nöthig halten, daher sie samt meiner Beantwortung der beyden ersten Fragen es unnöthig machen, bey dieser mehr, als was gesagt ist, zu sagen, oder die möglichste Einschränkung des Kaffeetrinkens patriotisch zu empfehlen. Durch welche Mittel dieß versucht, oder zu versuchen ist, kann, um die Wiederholung zu vermeiden, am füglichsten bey der folgenden Frage gesagt werden. Sie will nämlich wissen

die vierte Frage:

Was für besondere gute oder böse Folgen im gemeinen Wesen würde jedes solcher Mittel nach sich ziehen können?

Vor ihrer Beantwortung will ich meine Bekanntschaft mit des Herrn Dohm schöner Abhandlung über die Kaffeegesetzgebung in deutschen Staaten *) nicht verhehlen, aber nicht selbst darüber richten, wie viel ich ihr schuldig, oder nicht schuldig bin.

Die Mittel, wodurch der Gebrauch des Kaffees eingeschränkt oder gehemmt werden kann, scheinen mir nicht mehr und nicht weniger als folgende

*) Sie steht im Deutschen Museum, achten Stück, oder August 1777, S. 123 ff.

viere zu seyn: Vorstellung des Nachtheils, den dieß Getränk verursacht hat und ferner droht; Beyspiele des Nichtgebrauchs, welche Eindruck und Nachfolge zu wirken pflegen; Erschwerung des Gebrauchs, die müde macht und abbringt; und endlich Gewalt, die durchaus hindert. So pflegt man, meyne ich, nach und nach zu verfahren, wenn man Menschen, junge und alte, von einer schädlichen Ausschweifung abhalten und entwöhnen will. Nun die guten oder bösen Folgen, welche jedes solcher Mittel im gemeinen Wesen nach sich ziehen kann.

Es ist zu vermuthen, daß die Vorstellung des Nachtheils, den der häufige Gebrauch des Kaffees und die Einführung dessen, was er eingeführt hat, bereits verursacht und ferner droht, nicht ohne Eindruck bleiben, sondern viel Gleichgültigkeit gegen dieß Getränk, und hie und da eine gänzliche Entwöhnung von demselben befördern würde. Die Abnahme des Wohlstandes wird genug gefühlt, genug beklagt, aber in Rücksicht auf ihren Ursprung zu wenig gekannt. Mancher ehrliche Hausvater sitzt da und seufzt, daß er nicht vorwärts kommen kann, und hat männliche Entschlossenheit genug die Hindernisse anzugreifen, wenn er sie nur recht wüßte. Oeffnet man dem die Augen, und läßt ihn die mannigfaltigen Ausgaben, und die eben so mannigfaltigen Abnahmen des häuslichen Fleißes und Aufsehens, die der Kaffee veranlaßt hat, zusammenrechnen, so wird man ihn bald alle die Einrichtungen gegen die Schädlichkeit dieses Getränks und seines Gefolges treffen sehen, die er zu machen Ansehn genug in seinem Hause hat. Ist das zu schwach, nun so wird er freylich keine gänzliche Reforme vornehmen können, aber doch immer thun was er kann, und andere spornen, die mehr vermögen, um durch ihr Beyspiel auch einen Schritt wenigstens weiter zu kommen. Den Wunsch, nicht am Ende

betrügen und dennoch verarmen zu müssen, ohne nagende Sorge und Kummer leben, vorkommende Vortheile sich machen und sein Vermögen dadurch ausbreiten, seine Kinder erziehen, zu Brodte bringen, und ihnen etwas nachlassen zu können, diesen Wunsch traue ich allen meinen Landsleuten zu; er ist zu altdeutsch, als daß er in funfzig Jahren ganz verloren seyn könnte. Wird ihnen gewiesen, wie schwer seine Erfüllung durch ein Getränk geworden, worüber wir alle Jahre einen Theil unsers Vermögens gänzlich verlieren, einen andern so verwenden, daß wir ihn zur rechten Zeit nicht haben, und nicht ohne beträchtlichen Nachtheil aus der Verwandelung zurückziehen können, und einen dritten vernachläßigen, mithin unausbleiblich zurückkommen, und bey unserer verfeinerten Lebensart nicht ohne Kummer und Vorwürfe leben können: so haben sie ohne Zweifel Rechtschaffenheit genug, den Wohlstand, die Hoffnung und das gute Gewissen dem wohlschmeckendsten Getränke, den lachendsten Visiten, den glänzendsten Moden und der schönen Bequemlichkeit vorzuziehen, und männlichen Bedacht zu nehmen, wie sich dieser Vorzug mit der Zeit immer geltender machen lassen wolle. Sie kann also und wird ohne Zweifel, diese Vorstellung nämlich von dem nachtheiligen Einflusse des Kaffees auf unsern Wohlstand, die gute Folge haben, daß er in manchem Hause, woraus er sich eben entfernen wollte oder schon geschieden war, zurückgerufen, erhalten, wiederhergestellt, wieder blühend wird; böse Folgen im gemeinen Wesen, Trägheit, Verfall, Unruhe, kann diese Vorstellung wohl nicht wirken. Unschädlich wird sie wenigstens immer seyn, wenn sie auch so beförderlich zu dessen Erhaltung und Flor, als ich glaube, nie werden sollte.

Wenn die Menschen vernünftigen Vorstellungen über das Nachtheilige und Verderbliche ihrer Lebens-

art nicht weichen, so schützen sie sich gemeiniglich mit der allgemeinen Sitte und Gewohnheit. Man ist, heißt es, daran gewöhnt, kann es nicht lassen, und darf es nicht lassen, wenn man nicht als ein Sonderling verachtet werden will. Es muß daher gemeiniglich der Vorstellung das Beyspiel, aber ein solches, das Eindruck macht, und nicht verachtet werden darf, zu Hülfe kommen. Und im gegenwärtigen Falle hat es keinen Zweifel, daß das Beyspiel der Großen, wenn es zumal auf die Vorstellung unmittelbar folgte, sehr wirksam seyn würde. Ein guter Hausvater, der mit Ruhe und Ehre durch die Welt zu kommen denkt, und mit Dank und Ehre von seinen Kindern genannt seyn will, hört mitten unter den Sorgen, die ihm diese seine gute Absicht verursacht, daß die gegenwärtige Lebensart, die der Kaffee eingeführt, ihm alle diese Sorgen veranlasse, und sie dennoch wohl vereitele; hört und begreift es, weil ers gleich überrechnen kann; wird lebendig und denkt auf Mittel, wie er in seiner Lage das Geld mindern und halten will, das er über das Meer gesandt, wie er es sparen oder wieder erhalten will, was die Mode wegnimmt oder verwandelt hat, und wie er es künftig mit den Seinigen selbst verdienen will, was er andern zugewandt, oder andere hat verschwenden lassen. In diesen Gedanken wird ihm erzählt, daß der oder die Vornehmsten seines Orts und seines Vaterlandes beschlossen haben, niemandem mehr Kaffee vorzusetzen, bey niemandem mehr Kaffee zu trinken, keine Kaffeevisiten mehr zu geben oder anzunehmen, und die Kaffeestunden künftig zur Untersuchung und eigenen Beförderung ihres Hauswesens anzuwenden; er liest in öffentlichen Blättern, daß der und jener angesehene Mann, von welchem Stadt und Land weiß, daß ers aus Noth nicht thun dürfe, einen Theil seines Porzellans, Kaffeegeräths und Verzierungen einer Visitenstube, als nunmehro, bey abge-

stellten Kaffeeschmäusen, entbehrliche Sachen meistbietend verkaufen wolle; und beschließt — was sonst? als diesem würdigen und heilsamen Beyspiele sogleich zu folgen, und die Ehre zu haben, großen Männern an patriotischer Gesinnung nicht weit nachzustehen. Ich darf zur Ehre meiner Landsleute nicht zweifeln, daß dieß Beyspiel diese Wirkung thun, und eine sehr heilsame Veränderung in der Lebensart hervorbringen werde, was auch ein Theil des andern Geschlechts einige Zeit lang dagegen einwenden möchte. Böse Folgen kann ich nun dieser Veränderung nicht ansehen: denn es scheint mir noch kein Unglück zu seyn, wenn es auch gleich merklich werden sollte, daß die Kaufleute weniger Kaffee absetzen, wenn dafür das Brauen einmal mehr herumkäme; daß weniger Porzellan verschrieben, und das Geld dafür in der Tasche und im Lande behalten wird; daß der Goldschmied weniger Kaffeegeräth zu fertigen bekömmt, wenn darüber mehr feines Geld vorräthig bleibt; daß der Tischler in der Visitenstube nichts mehr zu ändern und neu zu machen, dafür aber im Keller, in der Küche und auf dem Boden die alte vortheilhafte ökonomische Einrichtung wiederherzustellen hat; daß der Kaufmann weniger modige Zeuge verkauft, der Leinweber aber ein Paar Gestelle mehr in Bewegung setzen muß; daß einige Friseurs ihre Lehrlinge abrathen, eine brodtlose Kunst zu lernen, wenn sich diese dadurch bewegen lassen, ein nothwendiges Handwerk zu lernen; und daß einige Putzmacherinnen künftig ihr Brodt mit Nähen in Leinwand verdienen müssen. Dieß alles halte ich vielmehr für gute, jeder Haushaltung, mithin auch dem ganzen gemeinen Wesen sehr heilsame Folgen und Veränderungen.

Die Erschwerung einer Sache ist das dritte Mittel, wodurch man Menschen davon abzubringen sucht. Ich sage, sucht, weil es die Absicht dessen ist,

der die Sache erschwert, und weil es im Staate als eins der gewöhnlichsten Mittel gebraucht wird, auch wirklich eins ist, aber nur dasjenige ist, was der Mensch, nach alter, bekannter Erfahrung, die größte Lust hat zu vereiteln, weil es gemeiniglich, ohne vorhergegangene Vorstellung und ohne die Kraft der Beyspiele angewandt wird. Man hat versucht, die Leute vom häufigen Kaffeetrinken dadurch abzubringen, daß man einen Impost darauf gelegt oder ihn theuer gemacht; was daraus Gutes und Böses fürs gemeine Wesen fließt, ist leicht zu erkennen. Die Auflage bereichert, wenn sie der Unterthan nicht achtet und fortfährt, auch den theuern Kaffee zu trinken, die Landescassen, zwar nicht mit fremdem Gelde, sondern mit dem Gelde des Unterthanen, das man sonst ohnehin dem Fürsten für sicher genug hält. Doch ein Privatmann kann hierüber nicht urtheilen. Hat man den Grundsatz, das Geld des Landes ist in den besten Händen, wenn es der Herr hat: so folgt aus der Beschwerung des Kaffees mit einer Auflage allerdings etwas gutes fürs gemeine Wesen, denn sie bringt das Geld des Unterthanen in des Herrn Hände. Das Böse aber, was daraus fließt, ist, daß man nach wie vor, aber mit noch größerm Nachtheil, Kaffee trinkt, noch mehr Geld aus dem Lande schickt, und im Betretungsfall durch die Strafe desto geschwinder um seinen Wohlstand kommen kann. Denn die Erfahrung lehrt, daß die Auflage auf den Kaffee, die ohne Zweifel den Zweck hat, seinen Gebrauch einzuschränken und zu hemmen, diesem Zwecke nicht entspricht: theurer geworden schmeckt er nun desto besser, läßt es um so viel vornehmer und bemittelter, ihn zu trinken, und die Absicht, warum er theurer gemacht ist, mag vielleicht manchem nicht einmal einleuchten. Alles nun, was der wohlfeilere Kaffee mit seinem Gefolge schadet, wie schon erzählt ist, das muß ja wohl

der theurere beschleunigen und vergrößern. Aber man sieht es da noch nicht. Nun gut! ein kluger und reicher Hausvater einer sehr weitläuftigen Oekonomie auf verschiedenen Gütern kann das matt getriebene Vieh durch einige Ruhe, durch Abwechselung und Vermehrung des Futters, durch Versetzung auf ein anderes Gut, durch die Menge und öftern Ankauf eines frischen Stücks viel länger brauchbar, und gar bey äusserlichem Ansehn erhalten, als es auf einem Hofe möglich ist, wo mattes wie das starke ohne Erlaß fortarbeiten muß, wenn der Pflug nicht stille stehen soll. Es wird wohl wahr bleiben, daß eine Haushaltung, kleine und große, verfallen muß, wenn man ihre Ausflüsse erweitert, und die Zuflüsse nicht mehr gleichgroß schaffen kann. Ist der Kaffee vertheuert, so sucht der Liebhaber, der es unbillig findet, gewinnen will, und nicht Patriot ist, die zusammen wohl eine ziemliche Anzahl ausmachen mögen, den wohlfeilern außer Landes, schafft folglich noch immer mehr Geld über die Gränze zum Nachtheil des inländischen Kaufmanns und der herrschaftlichen Cassen. Die Regierung besorgt es, sucht es ihm zu wehren, besoldet Leute, die nicht arbeiten, sondern nur die Ausgänge aus dem Lande bewachen, und ihre Mitbürger in Strafe bringen sollen. Sie erfüllen ihren Beruf und ruiniren Familien. Wenn demnach die Erschwerung einer Sache die Neigung dazu nicht schwächen oder aufheben kann, so verfehlt sie ihres Zwecks und wird schädlich, denn die Ausschweifung bleibt und wird nur noch verderblicher. Noch aber hat man nicht gesehen, daß die Leute da aufhören Kaffee zu trinken, wo er theurer gemacht ist; es sind also unstreitig überwiegend nachtheilige Folgen für das gemeine Wesen, die aus einer Auflage auf dieß Getränk fließen, wenn dadurch, wie die Erfahrung ergiebt, der Gebrauch selbst weder in Abgang kömmt noch gänzlich aufhört.

Man hat nun noch die Gewalt übrig, um diesen Gebrauch einzuschränken oder gar zu hemmen. Beym ersten Zweck befiehlt die Regierung, daß künftig nicht mehr als etwa die Hälfte von dem bisher jährlich verbrauchten Kaffee ins Land kommen, bestimmt also jeder Stadt, was sie einführen soll, und läßt den etwa doch versuchten Ueberschuß im Thore wegnehmen. Hieraus würde das Gute folgen, daß künftig nur die Hälfte des Geldes dafür aus dem Lande gienge. Ob es aber ohne bösere Folgen zu erhalten steht? Nur halb so viel Kaffee wie sonst soll eingeführt werden: die Kaufleute werden also ihren bisherigen Absatz angeben müssen; und wie groß wird der werden, da sie des künftigen so gewiß seyn können! Man wird bey der Regierung sehr genaue Nachrichten haben müssen, oder es ist zu vermuthen, daß die künftige Einfuhr sehr wenig geringer als die bisherige werden möchte. Sollen die Kaufleute ihre Angabe beschwören, so wird Rechtschaffenheit und Gewinn in eine Collision gesetzt, bey welcher jene in große Gefahr kömmt. Doch die Angabe soll richtig seyn: wie hindert man, daß über die verstattete Hälfte nicht eingebracht wird? Die Nachsicht im Thore kann es sicher nicht wehren, wie bekannt genug ist, und in ein großes Land gehen so viele Wege, als Menschen bey einander hineingehen können. Es ist sicher unmöglich, die mehrere Einfuhr zu sperren, wenn die Unterthanen Lust dazu haben. Und die wird bey dem bisherigen Wohlgefallen an Kaffee nicht allein bleiben, sondern dadurch noch größer werden, daß man ihn mit Gemächlichkeit im Lande nicht haben kann. Denn das wird man nicht können, wenn nur die Hälfte der ehemaligen Consumtion frey eingehen darf; da wird jeder zufallen, der Reichere sich versorgen und der Nähere den Rest nehmen: was wird für den Aermern und Entlegenern übrig bleiben? Gut, sagt man, wenn

nichts für ihn übrig bleibt! aber nicht allzugut, denn der ists gerade, der am ehesten über die Gränze kommen, auswärts kaufen kann, und einen vortheilhaften Handel, worauf er sonst nie gedacht hätte, zum Nachtheil seines sonstigen Geschäfts anzufangen gereizt wird. Man glaube ja nicht, daß der Geringere darüber, daß man den Kaffee nicht zu allen Zeiten in so kleinen Portionen mehr haben kann, ihn abschaffen werde. Wenn er sagt, das gehört nur für vornehme Leute, was ihm doch auch gefällt und schmeckt: so heißt das gewiß nichts mehr, als, ich kanns nicht bezahlen, sonst hätte ichs auch. Mein Geld ist so gut wie des Vornehmen seins: das führt er zu oft im Munde, als daß man zweifeln dürfe, er werde kaufen, was er bezahlen kann, und nun aus Stolz kaufen, und wohl gar zum Ueberfluß kaufen, wenn er den geringsten Argwohn bekommt, daß man ihn nicht genießen lassen will, was er doch bezahlen kann. Wenn es daher keinen Zweifel hat, daß bey der Einschränkung der Einfuhr des Kaffees leicht eben so viel Geld dafür aus dem Lande gehen wird, als wenn sie nicht eingeschränkt wäre, und daß durch den Schleichhandel die öffentlichen Cassen verlieren: so muß die Einschränkung ohnstreitig mehr Schaden als Vortheil stiften. Aber nun das gänzliche Verbot aller Einfuhr! Das ist zuvörderst hart, weil sich die meisten, wenigstens sehr viele so an den Kaffee gewöhnt, daß beym plötzlichen Verlust dieses Getränks, wo nicht ihre Gesundheit, doch wohl ihre Munterkeit und Zufriedenheit leiden würde. Mir ist, so weit ichs beurtheilen kann, noch eben nicht bange, daß die Menschen davon sterben oder in schwere Krankheiten verfallen müßten, wenn man ihnen auf einmal den Kaffee entzöge; daß indeß eine schleunig abgestellte lange Gewohnheit in der Diät, und eine lebhafte Unzufriedenheit, großen Einfluß auf die Gesundheit habe,

kann man, ohne Arzt zu seyn, leicht gewahr werden. Und dieß anfängliche übele Befinden mit dem unvermeidlichen Mißmuthe über die Veränderung, der man sich unterwerfen soll, verbunden, werden die nicht die stärkste Lust zu allerley Versuchen erwecken, wie, des Verbots ungeachtet, der Appetit gestillt und die vorige Lebensart beybehalten werden könne? Bey dieser Lust aber sind sicher alle Verfügungen umsonst, die die Regierung treffen kann, um den Kaffee aus einem Lande zu verbannen, dessen Nachbarn ihn haben, und gern dahin, wo er verboten ist, verkaufen. Je strenger sie sind, diese Verfügungen, desto mehr Menschen, die darauf achten, werden sie erfodern, desto kostbarer werden; je strenger sie sind, desto mehr Schaden werden die unfolgsamen Unterthanen davon haben, desto mehr arme Leute werden sie machen. Kann man nun offenbar mit dem Verbot einer angenehmen Gewohnheit das Vergnügen daran nicht auslöschen, und ist es in einem offenen Lande beynahe unmöglich, die Befriedigung dieses Vergnügens zu hintertreiben: so läßt sich vom Gebrauch des Zwanges, womit man den Kaffee abschaffen will, fast gar nichts Gutes fürs gemeine Wesen erwarten, wohl aber besorgen, daß es durch den Verlust der gewöhnlichen Abgabe davon, durch die Besoldung der vielen Aufseher, ohne welche dieser Zwang gar keiner seyn würde, durch den Schaden und Ruin der bestraften Uebertreter, und durch den dennoch fortdauernden und gänzlich nicht zu hemmenden Ausfluß des Geldes gar sehr leiden würde. Nun

die fünfte Frage:

Wie würden die Mittel zum allgemeinen Wohlstande modificirt und eingerichtet werden müssen, unter welchen der Gebrauch des Kaffees entweder willkührlich zugelassen, oder eingeschränkt, oder auch ganz aufgehoben werden könnte?

Bey Auffuchung dieſer Mittel iſt es, dünkt mich, nicht ſchwer, auf dasjenige zu ſtoßen, was vermuthlich das wirkſamſte ſeyn möchte, ohne dabey anderweitig ſchädlich zu ſeyn. Ich glaube nämlich, daß der Kaffee am ſicherſten für den allgemeinen Wohlſtand auf die Weiſe wieder eingeſchränkt und aufgehoben werden könne, als er eingeführt iſt. Landesverordnungen aber, die ſeinen Gebrauch beföhlen, ſind nicht, ſind nirgend ergangen; Vortheile hat man auch, meines Wiſſens, niemandem dabey verheiſſen oder gemacht, und Vorſtellungen unter öffentlicher Autorität ſind zu Gunſten dieſes Getränks, nach meinen Nachrichten, auch nicht geſchehen: ſondern Fürſten ward es zugeſandt, Fürſten verſuchten es mit Beyfall, die Großen ſtimmten bey, von den Großen ſahen es die Mittlern, und ſo ward es bis zu den Geringern, bis zu den Allerniedrigſten ausgebreitet. Beyſpiel hat es ohnſtreitig eingeführt, ganz allein eingeführt, und Beyſpiel muß daher zur Einſchränkung und völligen Wiederaufhebung, wo nicht alles, das Meiſte wenigſtens beytragen. Und hierüber muß ich mich nun weiter erklären. In einem Lande, wo der Herr nicht gegenwärtig iſt, fangen die Großen, denen die Regierung anvertrauet iſt, und die Vornehmſten jeder Stadt an, den Gebrauch des Kaffees dahin einzuſchränken, daß ſie ihn niemandem aus dem Lande mehr vorſetzen, und, die das Anſehn und das Herz dazu haben, auch keinem Fremden mehr bieten. Ob es nun gleich zeitig genug im Lande bekannt werden wird, daß es in den großen Häuſern nicht mehr mode ſey Kaffee zu geben, ſo wird es doch deſto ehe geglaubt werden, wenn dieſe großen Häuſer in öffentlichen Blättern anzeigen, daß ſie einen Theil ihres Kaffeegeräths verkaufen wollen. Die indeß an der Gewißheit dieſer unerwarteten neuen Mode noch zweifeln, und in ihren Häuſern dieſen Vornehmſten Kaffee bieten, werden dadurch, daß er ver-

beten wird, überzeugt, es sey abgekommen, mit Kaffee zu bewirthen. Lassen endlich diese Angesehensten sich zum Kaffee nicht mehr melden und nehmen Besuche darauf nicht weiter an, so ist das wirksamste Mittel gegen den häufigen Gebrauch desselben ergriffen und fürs erste versucht. Ob es aber die Großen auch thun wollen? Darauf kömmt es freylich alles an; ich zweifle indeß nicht. Niemanden unter ihnen kann unbekannt seyn, daß der Kaffee und sein Gefolge viel Geld aus dem Lande zieht, und daß der Geldmangel den allgemeinen Verfall des Wohlstandes nach und nach verursachen muß. Kann man nun auch einen sehr entfernten Antheil an der Regierung, ein öffentliches Amt nicht ohne den Auftrag, ohne die Pflicht haben, den Wohlstand aufrecht zu erhalten und zu vermehren: so erfodert der Dienst selbst, und vielmehr legt es der Diensteid auf, ein so überaus leichtes Mittel zum Wohlstande seiner Mitunterthanen anzuwenden. Ein Land, worin der von der Regierung nicht abgezweckt, und von den Staatsbedienten allgemein nicht gesuchet würde, kann gar nicht bestehen. In dem, woraus die vorliegende Aufgabe gekommen, gehört er gleichsam zu Hause, der edelste Patriotismus, die glänzende Vaterlandsliebe. Hier wird man nicht auf einen königlichen Befehl warten, zum Besten des Landes den eingeführten Gebrauch des Kaffees einzuschränken, sondern mit der Einsicht, er macht das Land arm, und mit der Einsicht, dein Beyspiel wird befolgt werden und den Wohlstand erhalten, wird jeder Staatsbediente, der an seinem Orte der vornehmste ist, mit Freuden ein heilsames Exempel geben.

Es wäre in der That Beleidigung für diese Herren und Männer, an dieser edlen Bereitwilligkeit nur im geringsten zu zweifeln; besonders, da sie für ihre Personen nicht das mindeste Ungemach mit sich füh-

ren soll. Wer unter ihnen Kaffee zu trinken gewohnt ist und ohne Unbequemlichkeit nicht unterlassen kann, der bleibe für seine Person dabey: er trinke ihn für sich, und trinke ihn, ehe er zu andern geht; setze ihn nur durchaus niemanden vor, verbitte ihn durchaus bey andern, damit es eine allgemeine Mode werde, vornehme Leute geben und nehmen keinen Kaffee mehr. Ohnmöglich kann dies einem Manne, der nur ein Bischen sein Vaterland liebt, der nur Mann ist, beschwerlich scheinen; mehr möchte es der Dame so vorkommen, bey der die Leidenschaft die Geduld, ganz auszuhören, wegstößt. Um das zu vermeiden, will ich mich aufs kürzeste fassen. Man will ihnen den Kaffee nicht nehmen, sie sollen nach wie vor trinken so viel sie wollen; man will ihre Visiten nicht einschränken, sie können täglich fahren und gehen, wo man sie haben will; man bittet nur, den Kaffee allein vor dem Besuche zu trinken; und zwar nicht bloß, um ihn durch ihr rühmliches Beyspiel, dem gemeinen Manne zum Besten, aus der Mode zu bringen, sondern auch ihres eigenen Vergnügens und ihres Vorzugs wegen. Wenn sie ihn geben, so übernehmen sie entweder selbst die Mühe, ihn einzuschenken, und der will man sie gern überheben, um ungestörter zuhören, freyer mitsprechen zu können, um nicht ihren Visiten mit den Tassen aufwärtig und für ihren Appetit besorgt seyn zu dürfen; oder sie lassen ihn herum geben, da sie denn eine Jungfer oder einen Bedienten in der Stube seyn, ihre Worte auffassen, auch wohl mißverstehen lassen müssen. Geben sie ihn selbst, so können sie den Verdruß erleben, daß er getadelt wird: er kann durch ihre oder der Bedienten Schuld zu schwach, oder einer schwachen Dame zu stark, er kann abschmeckend, übel bereitet, zu kalt oder durch den Zusatz von schlechtem Rohm oder groben Zucker verdorben seyn; nun haben sie den Aerger,

den Visiten wohl gar es anzusehen, oder nachher zu hören, die Dame giebt einen elenden Kaffee. Gehen sie, ihn bey andern zu trinken, so müssen sie ihn nehmen wie er ist, kalt, warm, schwach, stark, von guter, von schlechter Art, übel oder wohl zubereitet, so oder so gebaten. Sie können ihn stehen lassen, wenn ihnen was dabey mißfällt, das ist wahr; aber sie haben ihn denn doch nun nicht, und plötzlich aufzubrechen, um noch zu Hause zu trinken, will sich auch wohl nicht immer schicken. Es ist also recht gefällig für ihr Vergnügen gesorgt, wenn man ihnen anräth, den Kaffee stets zu Hause zu trinken, so können sie ohne alle Unbequemlichkeit genießen wenn, wie, und wie viel sie wollen, und sich nachher in Gesellschaften desto ungestörter vergnügen. Einen Vorzug haben sie dadurch zugleich. Zum Kaffee gehen ist wirklich gar sehr gemein geworden; jede Bürgerfrau, ja schon manche Bauerfrau sitzt zu gleicher Zeit mit ihnen in Gesellschaft und trinkt Kaffee. Ein kleiner Unterschied sollte doch wohl seyn; und der ist, wenn ihn die Dame vor, und die geringe Frau bey der Visite trinkt. Eigentlich sollte jene ein Getränk des Standes und Wohlschmacks gar mit ihrer Waschfrau nicht gemein haben. Es beweist keinen feinen Geschmack, gut zu finden, was die geringste Bäurinn auch gut findet; man will doch wohl nicht gar deren ihre Speisen und Getränke nachmachen und einführen? Sonst war eine Tasse Kaffee ein Beweis des Standes, die Großmama trank ihn als Dame; hat sie ihn noch nicht getrunken, so war sie nicht Dame; Fürsten ahmte sie darin nach, und hätte es nicht gethan, wenn der Pöbel schon die Tasse mit ihr zugleich vor den Mund gesetzt hätte; und sie wollten es mit dem Pöbel nun immer noch fortsetzen? Man kann freylich bey einem Kaffeeschmause sein Porzellan und seine Argenterie spielen lassen; aber welch ein un-

nöthiger Beweis seines Wohlstandes! Wer zweifelt daran, daß eine Dame dergleichen besitzt? Und wie unsicher dieser Beweis! Es muß ein ziemlich geringes oder verarmtes Haus seyn, worin man dergleichen nicht antrifft. Da es nun ohnstreitig angenehmer ist und Vorzug giebt, den Kaffee nicht mehr in Gesellschaft, sondern zu Hause zu trinken; den größten Vorzug aber giebt, ein so gemein gewordenes Getränk ganz abzuschaffen: so darf man jeder Dame zutrauen, daß sie dem Gemahl oder Manne gern darin folgen, oder, welches noch mehr Ehre bringt, gar dahin disponiren werde, niemanden mehr Kaffee vorzusetzen, bey niemanden mehr welchen zu trinken. Es ist doch immer Ehre, eine Mode an seinem Orte eingeführt zu haben.

Es würde also ein Grundsatz: vornehme Leute geben und nehmen keinen Kaffee mehr, nur die geringen setzen ihn noch einander vor; und was soll er wirken? Hoffentlich eben das, was der vor 70 Jahren wirkte, der: vornehme Leute geben einander Kaffee; Nachahmung nämlich. Ist es vornehm, ihn nicht mehr zu bieten, so wird er so weit nicht mehr geboten werden, als man vornehm zu seyn glaubt oder gern seyn möchte. Man sieht, wie viel ich aufs Nachahmen des Vorzugs rechne; und fast kann man nicht zu viel darauf rechnen *). Der gute, aber dennoch zurückgekommene, oder dem Verfall wehrende Wirth, der sonst gar nicht affectirte vornehm zu thun, wird mit von den ersten seyn, vielleicht zum Erstaunen seiner Hausgenossen, den vornehmen Mann zu

*) Wenn wir nicht ganz ausgeartet sind, so darf man bloß die Sitte des vornehmern Theils der Nation als Gesetzgeberinn ansehen. Wenigstens sagt Tacitus von den alten Teutschen: plus ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. 19, 6.

spielen, um nur eine kleine, gleichwohl höchst nöthige Menage einführen zu können. Denn beträchtlich ist es noch nicht, was hiemit gespart wird. Man wird ihn für sich allein schwächer, auch vielleicht wohlfeiler trinken, als man ihn bieten darf; feinen Zucker und Rohm weniger, und wohl gar nicht mehr nöthig haben; in den heißen Tagen, da er die Ausdünstung bis zum Ungemach vermehrt, ganz unterlassen; über das Anziehen vielleicht gar vergessen ihn zu bestellen, wenn zumal ein vorsichtiger Wirth gerade in der Zeit dringende Geschäfte fürs Gesinde hat; auch wohl nach und nach den Geschmack daran verlieren, wenn man ihn außer aller Verbindung mit dem vornehmen Stande allein und gleichsam verstohlen, als wenns Schande wäre, trinken soll. Wird auf Kaffee nicht mehr tractirt, und haben wir kein Geräth als für uns allein dazu weiter nöthig, so werden wir ja wohl an Silberzeug, womit wir nur vor den Gästen Staat machten, nichts mehr wenden, und neue Ausgaben für Porzellan hoffentlich nicht ferner haben, oder wenigstens die geringste für ein Paar Tassen, da es niemand sieht, wenn sie sich auch zu den übrigen nicht gar genau passen sollte. Das vorhandene silberne Kaffeegeräth kann zu seiner eigentlichen Bestimmung, zum Großthun, fernerweit nicht gebraucht werden: im Fall der Noth, wo Geld da seyn muß, und man billig nach dem Entbehrlichsten zuerst greift, möchte es also wohl wieder in currente Münze verwandelt, oder, bey einer weisen Haushaltung gar ohne diesen Nothfall zu Verschaffung eines vorkommenden Vortheils angewandt werden. Das einmal vorräthige Porzellan dürfte sich vermuthlich länger halten, da es die Zierde der Commoden, Tische und Schränke macht, welche bey der Fortdauer der Visitenstuben vor der Hand nicht verwiesen werden kann. Das Gesinde wird nun durch Visiten ohne Kaffee nicht

mehr von seiner Hausarbeit abgehalten, sondern dürfte vielmehr, wie ehemals, zu Tagewerken angehalten werden, da ohne diese Unterbrechung, welche der Visitenkaffee verursachte, jede Hausfrau hoffentlich wissen wird, was sie nun von ihm fodern kann. Und sollten sich nach und nach die Nachmittagsbesuche nicht von selbst mindern und in manchem Hause gar verlieren, wenn mit Abschaffung des Kaffees die damit verknüpfte Vorstellung einer erwiesenen Ehre und eines verschafften Vergnügens schwindet, und weiter keine Absicht dieser Besuche übrig bleibt, als einen Zeitvertreib durch Plaudern im Stillesitzen zu haben? Um sich mit ihnen auf eine angenehme oder gar nützliche Art unterhalten zu können, geht man bekanntlich zu vielen nicht; man muß ihnen aber eine Kaffeevisite geben, weil sie eine Ehre damit zu erweisen meynen und darauf bestehen. Ohne Kaffee wird man also zu denen nicht mehr auf ganze Nachmittage gehen, mit welchen man nichts zu sprechen weiß; um des bloßen Sprechens will noch unterhaltender im Winter auf Assembleen und im Sommer auf Promenaden gehen können, wo man die Gesellschaft ehe wählen kann; und Zeitvertreib zu haben wird nur der suchen, der im Amte und Hauswesen nichts zu thun hat, welches sich bey einem gewissenhaften Staatsbedienten und treuen Hausvater so oft nicht finden möchte, als er sich itzt Höflichkeits wegen genöthiget sieht, den Kaffeevisiten beyzuwohnen. Die Erfahrung wirds beweisen, daß, wenn dies Getränk erst die Leute so oft nicht mehr zusammenlockt, sie so oft nicht mehr zusammenkommen, ihre häuslichen Geschäfte, ihre häusliche Aufsicht so nachtheilig nicht weiter vernachlässigen, sondern weislich wieder selbst vornehmen, die neuen Moden so geschwind nicht mehr gewahr werden, und mit dem empfindlichsten Schaden gleich nachmachen, und endlich den Auf-

wand, den die Habite, worin man Kaffeebesuche annimmt und giebt, sammt dem Spiele erfodern, nicht mehr nöthig haben werden.

Es läßt nun nicht mehr vornehm, Kaffee zu geben; dadurch hört er aber nicht auf, ein wohlschmeckendes Getränk zu seyn, und gegen diese Behauptung läßt sich bekanntermaßen nicht disputiren. Wir sinds überdem gewohnt, ihn zum Frühstück zu machen, und der Gewohnheit wegen, die bey vielen Menschen das Nachdenken zum Stillstande bringt, geneigt, zu glauben, Kaffee sey das einzige angenehme, schickliche und gesunde Frühstück. Hier nun muß der patriotische Arzt zutreten und bessern, weil er allein Glauben finden wird. Er läßt sich erzählen, was man vor dem Kaffee sonst des Morgens zu nehmen pflegte, besonders in den Häusern zu nehmen pflegte, die Nachahmung zu bewirken Ansehen haben, um zu zeigen, daß es gewiß nicht unschicklich sey, ein anderes Morgenbrodt zu genießen. Der Arzt, welchen die Neugier noch nicht getrieben, sich hiernach zu erkundigen, wird sich wohl selbst über den Geschmack unserer Vorfahren verwundern, wenn er hört, welch eine seltsame Vermischung von Milch und Bier sie zum täglichen Frühstück mit Appetit aßen. Da es aber itzt sein Beruf ist, zum Besten des gemeinen Wesens durch ein anderes wohlschmeckendes Morgenbrodt den Kaffee zu verdrängen, so läßt er sich jedes, was ehemals dazu gedient hat, selbst zubereiten, um aus eigener Erfahrung von seinem Geschmacke und seiner Wirkung urtheilen zu können, und lehrt dabey, auf wie mancherley Art sich aus unsern inländischen Producten ein Frühstück für jeden Geschmack bereiten lasse. Dann folgt das wichtigste Stück seines Unterrichts: er zeigt, wie jedes derselben gesunder und nahrhafter als der Kaffee ist, dessen Erwärmung der Kälte wenig widersteht und vielmehr die Verkältung befördert,

dessen geschwinder Durchgang den Magen nicht lange füllt, und gegen das Eindringen schädlicher Dünste nicht lange schützt, und dessen unnahrhafte Theile keine Leibeskräfte vermehren können. Ich will hiemit dem Urtheile des Arztes keinesweges vorgreifen, sondern ihm nur vorschlagen, seine Zeitgenossen zu belehren, daß das Frühstück durchaus nicht an Kaffee gebunden, von ihren angesehenen Vorfahren das und jenes mit dem und dem Wohlschmacke dazu gebraucht, und dies alles ungleich gesunder und nahrhafter sey. Die beliebten Anzeigen und Kalender sind ohne Zweifel die bequemsten Mittel, dergleichen Belehrungen auszubreiten und die vortheilhafte Nachahmung der Vorfahren zu empfehlen. Was hiedurch ausgerichtet wird, läßt sich füglich voraussehen. Die da meynen, daß man sonst nichts als Kaffee zum Frühstück nehmen könne, und wohl gar gemeynt haben, daß es von je her so gewesen, werden besser belehrt und eines Vorurtheils von der Unentbehrlichkeit des Kaffees los; bey ihnen und andern wird die Neugier rege, ein statt dessen vorgeschlagenes, genau beschriebenes und von Seiten des Wohlschmacks sowohl, als des Wohlgefallens ihrer Vorfahren dringend empfohlnes anderes, mannichfaltiges Frühstück einmal zu versuchen; und das Ansehen des Arztes, der da sagt und möglichst begreiflich macht, daß dies und das viel dienlicher sey und weit mehr bey Kräften erhalte, wird den Versuch bey denen wenigstens vervielfältigen, die gern gesunder und stärker, als sie sind, seyn möchten. Kömmt nun das Exempel einiger Großen hinzu, die entweder eine Veränderung in ihrer Diät zu ihrer Erhaltung wirklich bedürfen, oder den Geschmack und die Lebensart ihrer Vorfahren wirklich besser finden, oder Patriotismus genug haben, ein fremdes nachtheiliges Getränk gegen ein inländisches zu vertauschen, um durch ihr Beyspiel ihren Landesleuten und

Vaterlande einen der größten Dienste zu erweisen: so steht sicher zu erwarten, daß auch der Morgenkaffee nach und nach in Abgang kommen werde. Wer Gewohnheiten mit einem Schlage tödten will, scheint nicht zu wissen, wie zäh ihr Leben ist; langsam müssen sie sterben, oder sie sterben nie. Es versteht sich daher leicht, daß die Empfehlung eines andern Frühstücks nicht bloß einmal geschehen, sondern in jedem neuen Kalender und in den Anzeigen wenigstens zweymal jährlich von dieser, von jener Seite und unter allerley angenehmen Einkleidungen so lange, als es nöthig ist, wiederholt, und den verschiedenen Vorurtheilen, die sich nicht vorher sehen, aber nach und nach erfahren lassen, entgegegen gearbeitet werden müsse. Man kann alles mit den Menschen ausrichten, wenn man sich nach ihren Schwachheiten fügt, die, die leicht vergessen, oft erinnert, die aufmerksamen befriediget und weiter führt, den widerspenstigen schmeichelt, den einfältigen anschauend deutlich wird, die naseweisen mit der Satyre abweist, die delicaten mit einer schönen Erzählung speiset ꝛc. Aufsätze dieser Art wird die hohe Regierung von so geschickten und patriotischen Aerzten, als das Land hat, gar leicht erhalten können. Wollten nun diese Männer ihren Genesenden zur Erholung und Herstellung der Kräfte, und schwachen Kindern, die man gern erhalten und stärker sehen möchte, statt des unnahrhaften Kaffees ein inländisches dienlichers Frühstück verordnen: so möchte das Gefühl vom Wachsthum der Kräfte und Gesundheit, und der durch den Hunger erhöhte Wohlschmack daran, ihm leicht so vielen Dank und einen so guten Namen verschaffen, daß es nicht allein selbst beybehalten, sondern auch andern empfohlen würde. Und die Empfehlung vom Nachbar und Vetter aus eigener Erfahrung gilt bey den größten Classen der Menschen so viel, daß dadurch allein der Mor-

genkaffee eine große Abnahme leiden und da sich verlieren wird, wo er am häufigsten und am schädlichsten gewesen ist.

Nun man bey Vornehmern keinen Kaffee mehr bekömmt, keinen mehr anbringen kann; nun uns der Arzt, dem wir so oft mit großem Nutzen gefolgt sind, lehrt, daß man ihn auch des Morgens entbehren und ein viel dienlichers Frühstück, das unsere Vorfahren genossen, nehmen könne: nun wird der Mann gehört werden, der in öffentlichen Blättern, die in der meisten Leute Hände kommen, die ökonomischen Veränderungen und Verschlimmerungen erzählt, die der häufige Gebrauch des Kaffees nach und nach eingeführt hat; nun der Prediger nicht mehr getadelt und eines zweckwidrigen Vortrags beschuldiget werden, wenn er gegen einen verderblichen Aufwand und eine so schädliche Vernachlässigung häuslicher Pflichten, und daher gegen ein fremdes, durchaus entbehrliches und schon guten Theils abgesetztes Getränk mehr denn sonst redet. Ohne das Beyspiel der Großen und den Beystand der Aerzte spricht er und jeder andere Patriot gewiß umsonst; und wie mancher Prediger, mit andern Geschäften und Gedanken befaßt, mag in seinem Leben nie auf die ökonomische Schädlichkeit des Kaffees und auf seine heilsame Entbehrlichkeit gedacht haben! Nicht jeder steht so, um Schriften über diese Materie in die Hände bekommen zu können. Nun aber lehren in Anzeigen und Kalendern Patrioten, Aerzte und die Großen seines Landes, was er in seinen Büchern nie gelesen; und nun wird er sicher der letzte nicht seyn, der durch sein Beyspiel, durch häusliche und öffentliche Ermahnungen eine so gemeinnützige Absicht, ein verderbliches Getränk abzubringen, mit Nachdruck befördern wird. Hiebey aber wird die hohe Regierung zu verhüten haben, daß Vertheidigungen dieses Getränks in den öffentlichen

Blättern, die am meisten gelesen werden, nicht vorkommen, und die man nicht vermeiden kann, darin widerlegt werden. Es wird an Vertheidigungen nicht fehlen, sollte sie auch nur der Kaufmann, auch nur der ausländische Kaufmann veranstalten; und vertheidigen, beschönigen läßt sich alles, selbst der Gift und das Laster. Da nun der Kaffee einmal ein Lieblingsgetränk ist, mithin der größte Theil der Leser seine Vertheidigung mit Vorurtheil lesen wird, so kann sie immer auf Beyfall rechnen und wird immer schaden. Im gegenwärtigen Falle, da man eine gemeinschädliche Sache in Abgang bringen will, ist die hohe Verfügung, daß der Unterthan nichts zu ihrer Vertheidigung, oder keine ohne Widerlegung lesen soll, keine größere Tyranney, als die die Aeltern gegen ihre Kinder beweisen, wenn sie sie eine Zeit lang ein schädliches Essen nicht sehen lassen, um ihren Appetit nicht zu reizen. Es könnte leicht geschehen, daß eine insinuante Vertheidigung des Kaffees dem Hausvater, der seine Absetzung schon gut eingeleitet, alle seine bisherigen Bemühungen vereitelte, oder wenigstens verdoppelte.

Da die Vornehmen Kaffee nicht mehr vorsetzen, die Aerzte ihn für sehr entbehrlich, Patrioten und sogar Prediger ihn unserm Wohlstande nachtheilig erklären: so muß man sich wohl Zwang anthun. Allein, noch einen Zweifel, wird man sagen: wenn es ein schädliches Getränk ist, warum läßt ihn die Regierung frey eingehen und beschwert ihn nicht mit einer Abgabe, die den, der minder reich als ich, und dem er also nachtheiliger als mir ist, davon zuerst abbringt? Bey dieser Lage glaube ich nun völlig, daß eine Auflage von 1 bis 3 Groschen aufs Pfund nöthig und die größte Beförderung der Absetzung sey, da nämlich die Regierung hiedurch aufs thätigste erklärt, daß sie alle jene Bemühungen der Vornehmsten, der

Aerzte, Patrioten und Prediger genehmige und durch diese Auflage sie möglichst begünstigen wolle; welche große Absicht besonders daraus dem Unterthan einleuchtet, wenn die verordnete Abgabe nur an den gewöhnlichen Accisestätten gehoben wird, und die Schleifwege des Betrugs durch neu besoldete Aufseher nicht gesperrt, die hieraus aufgekommenen Gelder aber zu Prämien für allerley Verdienste ums Vaterland verwandt werden. Ist in meinem Vaterlande alles, was meine Ehrfurcht, Achtung, Folgsamkeit und Beystimmung verdient, die hohe Landesregierung, die vornehmsten und verdientesten Männer, die Aerzte, Prediger und andere kluge Männer, dahin vereint, daß zu dessen und meinem eigenen Wohlstande der eingerissene häufige Gebrauch des Kaffees eingeschränkt und mit der Zeit ganz aufgehoben werden müsse: so wäre Widersetzlichkeit Einfalt, und durch den geschwindesten Beytritt kann ich mir den Namen des Klugen verschaffen.

Wollte alles nicht helfen: nun so müssen wir ihn selber ziehen. Wir könnens, behalten dadurch das Geld im Lande, und bringen ihn sicher ab.

V. *)

Wodurch mag ein Dorf von der Viehseuche befreyet bleiben?

Der Fall ist da. In hiesiger Nähe liegt eins, das, so lange man weiß, nie ein Viehsterben erfahren hat, da doch beynahe alle umliegende, zum

*) Dieser Aufsatz stand in des Hannoverischen Magazins 5. u. 6ten Stücke v. J. 1779.

Theil mehr als einmal, hart dadurch gelitten haben. Ich will es nennen, sobald auf die Richtigkeit der Thatsache etwas ankömmt; hoffe indeß, daß es in andern Gegenden eben solche Oerter giebt. Dies vorausgesetzt, wird es eine wichtige Frage: was mag wohl einen Ort, der unter so vielen allein vom Viehsterben verschont bleibt, davor sichern? Das Unglück der Seuche ist so groß, daß man die Beantwortung dieser Frage durchaus versuchen muß. Ganz unerfindlich kann sie kaum seyn, diese Beantwortung, da sie unstreitig aus natürlichen Ursachen zu schöpfen steht, die vielfältig so tief, als sie gesucht werden, nicht liegen. Sie nicht treffen, ist keine Schande; vielleicht trifft sie, wer die, welche ich vorlegen will, widerlegt. Wenn sie nur getroffen wird, und von mehr Oertern angewandt werden kann!

Ich will zuvörderst die Ursachen anführen, auf welche man aus Wahrscheinlichkeiten und ohne Ortskunde zuerst fallen möchte, und dann die Vermuthung über den eigentlichen Ursprung dieses Vorzugs vortragen. Aufmerksame Landwirthe und Beobachter mögen darüber richten!

Die Weide dieses Orts, den noch kein Viehsterben getroffen, ist ohne Zweifel das erste, dem man diese Befreyung zuschreiben möchte. Ich will sie beschreiben. Das Hornvieh geht dort bis gegen Johannis auf ein Paar Wiesen, und erwartet da den Anwachs des Grases im Holze. Dann wird es Vormittags ins Holz, und gemeiniglich Nachmittags auf einen ziemlich dürftigen Anger getrieben, bis es in den Stoppel kommen kann. Von dieser Zeit wechselt die Weide im Stoppel, auf den wieder geöffneten Wiesen, im Holze und auf dem Anger ab. Es sind im ganzen Sommer nur wenige Tage, da das Vieh draußen satt hat, übrigens muß es täglich noch

zu Hause mit Grase, Wickenfutter, Klee, oder was sonst anzuschaffen ist, gefüttert werden. In dieser Weide wird wohl kein Haushalter den Grund sehen, aus welchem dies Vieh von der Seuche befreyt bleibt. Es ist eine gewöhnliche, und daß sie mager ist, hat sie auch mit vielen andern Orten gemein. Die Kräuter und Grasarten kann ich nicht verzeichnen; es ist mir keins vorgekommen, das hier häufig und anderwärts selten, oder vermögend wäre, der Seuche zu widerstehen; wie man denn auch, meines Wissens, in diesem oder jenem häufig wachsenden Kraute noch die Sicherheit vor der Seuche nicht gesucht hat, ob ich es gleich nicht bestreiten möchte, wenn man ein häufig wachsendes Kraut an einem Orte, wo nie ein Viehsterben gewesen, für ein Verwahrungsmittel ansehen wollte. Nur dächte ich, dies Mittel wäre schon längst bemerkt, schon längst bekannt gemacht und ausgebreitet worden.

Das nächste, worauf man rathen dürfte, möchte wohl die Lage des befreyeten Orts seyn. Ich wäre selbst darauf gefallen, wenn er sich dadurch vor der Nachbarschaft, der das Vieh gestorben, auszeichnete. Es liegen aber mit ihm gleich, höher und niedriger, Dörfer, die sein Glück nicht haben; und ich wüßte im geringsten nichts anzugeben, was die Lage seines Holzes, seiner Aecker, Wiesen und Anger vor der Nachbarschaft voraus hätte. Es kann wohl seyn, daß ein zwischen Bergen tief auf sumpfigem Boden liegender Ort am ersten, am öftersten sein Vieh verliert, und der Harz es nie verliert; mein Ort hat aber jene ungünstige Lage nicht, und die von dieser Seite günstige nicht: er liegt größtentheils auf einer Ebene, und hat einige sanfte, und eine etwas beträchtliche Anhöhe in seinem Bezirke, wie mehrere da herum und anderwärts haben.

So ist es vielleicht die Winterfütterung und Wartung, wodurch er sein Vieh erhält. — Könnte seyn, wenn es sich durch andere Erfahrungen bestätigte, daß ein sehr mageres Futter und halbe Vernachlässigung vor der Seuche schützte. Denn hier wird Rocken- und Erbsenstroh, auch zuweilen etwas Heu durch einander geschnitten, nachdem das Rübekraut verzehrt ist, und was etwa von Rüben geerntet und vor dem Froste bewahrt ist. Den milchgewordenen Kühen wird noch wohl das Wasser mit grobem Mehle oder Gerstenschrote verbessert. Dies ist ihre ganze Winterpflege, wobey das Vieh, dem das dürftige Futter klein genug geschnitten, ordentlich und hinlänglich gereicht, auch zuweilen Oelkuchenwasser vorgehalten wird, noch ziemlich bey Kräften bleibt, das aber, dem auch diese Wartung nicht widerfährt, so verfällt, daß es im Frühjahre kaum der Heerde folgen kann. Schwerlich wird man diese Behandlung des Viehes für das Mittel erkennen, das ihm die Seuche abwehrt. Ich bin zwar nicht in Abrede, daß sie bey Strohfutter nicht leicht entstehen wird. Ungesunde Dünste, wovon sie ihren Ursprung wahrscheinlich empfängt, pflegen auf den niedrigern, feuchtern Wiesen eher häufiger, nachtheiliger, als auf den höhern, trocknern Aeckern zu herrschen, können sich an dem ruhiger stehenden Grashalm ehe festsetzen, als an dem mehr geschüttelten und äußerlich gewöhnlich trocknern Kornhalme, und werden von diesem beym Dreschen abgeschlagen, von jenem nicht. Es kann also gar wohl seyn, daß die Winterfütterung mit Heu die Seuche gebiert, oder zum Ausbruch befördert, wenn die Anlage dazu in der Sommerweide bereits gemacht ist, oder wenigstens zur leichtern Annahme derselben das Vieh vorbereitet; und es kann mithin wohl seyn, daß Vieh mit Stroh genährt der Gefahr, zu erkranken und angesteckt zu werden, viel weniger unter-

worfen ist. Doch wird dies Vielleicht, diese Wahrscheinlichkeit, so weit man sie auch treiben möchte, die ungleich stärkere Heufütterung, wo man sie dem Viehe geben kann, nicht verdrängen, und keine Strohfütterung einführen können, wo man Stroh nicht genug, Heu aber hinlänglich erntet. Etwas möchte also wohl zur Entfernung der Seuche die Strohfütterung beytragen; viel kann es aber nicht seyn, weil sie in der Nachbarschaft, wo eben so gefüttert wird, mehr wie einmal geherrscht hat.

Die Art des Viehes wäre das letzte, was man für eine Vertheidigung gegen die Seuche etwa halten könnte. Es widerlegt sich aber gleich aus folgendem Vorfalle. Als eines Jahrs an diesem von der Seuche befreyeten Orte kein Kälberhirt gehalten, und die Kälber daher auf der Nachbarschaft hie und da in die Weide gethan wurden, und die Seuche irgendwo ausbrach: so waren die dahin in die Weide geschickten Kälber mit von den ersten, welche erkrankten und fielen. Nicht die Natur des Viehes, sondern ein gewisser Vorzug des Orts mußte es schützen; sobald es den verließ, kam es in Gefahr, kam es um, was da blieb, blieb befreyet. Das Vieh ist mit dem auf der Nachbarschaft von gleicher Art, nicht ganz klein, aber auch weit unter dem schweren, ergiebigen Viehe, wie man aus der Weide und Fütterung schon abgenommen haben wird. Alle Jahre mag der Ort anders woher kaufen, anders wohin verkaufen, sein Vieh stirbt anderswo, wenn da die Seuche ausbricht, und noch nie hat ein fremdes die Seuche hieher verschleppt. Ist der Vorfall nicht der Aufmerksamkeit werth? Ist er sonst nirgend, oder nie bemerkt und bekannt gemacht, oder nie untersucht? Diese Frage gilt die, welche in Schriften und Bekanntmachungen dieser Art belesener sind, und auf Vorfälle dieser Art aufmerksamer seyn sollten.

Hier ist, was ich über diesen Umstand bisher gehört und geglaubt habe! Wer sich in der Lage befindet, darauf achten zu müssen, untersuche es. Ich will ihm beytreten, sobald er mich richtiger belehrt.

Als ich den Vorzug des Orts, noch nie Viehsterben erfahren zu haben, hörte, fragte ich den damaligen alten Hirten um seine Meynung darüber. Beyläufig: sollte man nicht diese Leute zuerst fragen? Hat man sie auch wohl, als das Uebel unsere Gegenden zuerst ergriff, zuerst gefragt, woher es wohl rühren, warum es hier mehr, hier öfter als dort wüten, wie ihm wohl gewehrt werden möchte? Zieht man sie noch wohl zu Rathe? Nicht? Die möchten nichts von ihrem Viehe verstehen, die hinter der Heerde groß und grau geworden sind? Gelehrte verstünden das nur, Gelehrte? Sogar diese Gelehrte? — Geheilt müßte sie nur werden, und eingepfropft, abgewandt könne sie nicht werden? Nun, so lege man denn das Blatt nieder; was folgt, ist ja nur der Einfall eines alten Hirten, und dessen Bestätigung und dessen Empfehlung.

Es war ein achtzigjähriger Greis, und er war von Kindheit an Hirte gewesen, den ich um seine Meynung fragte, warum unser Ort mit dem Viehsterben von je her verschont geblieben? Dies Glück, sagte er, nicht zweifelhaft oder vermuthungsweise, sondern ganz zuversichtlich, als wenn er aus vieljährigen, genauen Beobachtungen geschöpft und richtig gefolgert hätte, dies Glück hat das Dorf seinem Bache zu danken, aus welchem sich das Vieh im Sommer wenigstens täglich satt trinken kann. Man halte meine Nachfolger an, daß sie täglich etlichemal das Vieh an unsern Bach treiben, und ihm Zeit lassen, zu saufen wie viel sie wollen, so wird sie keine Seuche ergreifen. Sollte dies, wandte ich ein, allein hin-

länglich seyn, ein so großes Unglück abzuwenden? Ich halte es auch für gut, aber für hinlänglich kann ich es allein nicht ansehen. Es ist hinlänglich, ganz allein hinlänglich, erwiederte der Alte, und gieng der Heerde zu.

Und ich? Was sollte ich anders thun, als der Quelle des Bachs nachzugehen, hier dem zu danken, der Brunnen quellen läßt in den Gründen, daß die Wasser zwischen den Bergen hinfließen, und jener so zuversichtlichen Behauptung nachzuspüren? Hier ist, was sie mir sehr wahrscheinlich macht.

Der Bach fließt von diesem Orte an Wiesen und in den Teich eines andern, dessen Vieh im Sommer nur zuweilen, wenn es in der Nähe weidet, im Winter aber täglich aus diesem Teiche säuft. Von da zieht er sich in die Grenzen eines dritten, dessen Vieh ihn also im Sommer auch häufig genießt, im Winter aber gar nicht, weil das Dorf zu weit davon abliegt. Den Bezirk eines vierten berührt er zwar auch noch, ehe er sich in einen Fluß ergießt, hat hier aber ein so tiefes Bette, daß ihn das Vieh nicht wohl erreichen kann. Unser Vieh trinkt ihn, so oft es beynahe ausgeht; im Winter aber wird nur das auf den Höfen, die ihm nahe liegen, daraus getränkt, das auf den entferntern wird nicht dahin getrieben, sondern von dem Wasser des Hofes versorgt.

Dies ist der Gang und Gebrauch des Bachs, den der Alte für so wohlthätig ausgab. Die erste Prüfung dieses Vorgebens war nun wohl die Nachfrage, ob die drey folgenden Oerter auch von der Seuche befreyet blieben. Von dem ersten, wo er in einen Teich fällt und die Wintertränke verschafft, ward es gleich allgemein bezeugt, daß der Ort nie ein Viehsterben erlitten. Von dem zweyten, dessen Vieh ihn nur gelegentlich im Sommer trinkt, und wegen Ent-

legenheit des Dorfs im Winter niemals, erhielt ich dieselbe Versicherung, daß es keine Seuche kenne. Hier schien mir die Wirkung zu groß, ich erkundigte mich weiter, und sah, daß dies auf und an verschiedenen Bergen belegene Dorf zwischen seinen Höfen mehr denn eine Quelle hatte, die den größten Theil seines Viehes Jahr aus Jahr ein tränken konnte. Nun der dritte Ort, der unsers Bachs zuletzt und wenig geneußt, dessen Vieh die meiste Zeit aus dem Strome säuft! Er ist nicht frey von der Seuche, sondern hat vielmehr hart dadurch gelitten; er war es, wo, wie schon erzählt, unsere Kälber, die in die Weide dahin geschickt wurden, fielen. Unter allen hier herum liegenden Dörfern ist keins, das mit dem Viehsterben verschont geblieben, als die drey, welche eines Bachs, oder etwa eines ähnlichen genießen. Sollte diese Erfahrung nicht verpflichten, der Behauptung eines, meyne ich, befugten Richters Beyfall zu geben? nicht um so vielmehr Beyfall zu geben, da nicht leicht sonst etwas Eigenthümliches oder Vorzügliches aufzufinden steht, dem diese Wohlthat zuzuschreiben wäre? Wer diesen Ursprung tiefer oder höher suchen will, hat seine Freyheit: ich bleibe gern bey einer, von einem präsumtiven Sachverständigen angegebenen, durch die Erfahrung bestätigten, und wohl gar begreiflichen Ursache stehen.

Begreiflichen? wird man vielleicht sagen; wer begreift, wie Bachwasser der Viehseuche wehren kann? Ich will erzählen, wie ich es mir begreiflich mache; wen es nicht befriediget, gehe weiter. Das Wasser unsers Bachs ist sehr weich und warm. Es löst die Hülsenfrüchte überaus leicht auf, und die Seife schäumt darin vorzüglich. Von seiner auflösenden Kraft mögen noch folgende Erfahrungen zeugen. Ich rieth einigen armen jungen Leuten, die das Fieber hatten, und gestanden, sich den Magen

überladen zu haben, in einem Maaße ihres Bachwassers eine gute Prise Kochsalz zergehen zu lassen, hievon reichlich zu trinken und kärglich zu essen. Sie thaten es, und verloren das Fieber. Sie thaten wenigstens das erste, das weiß ich gewiß; das letzte, dessen Wirksamkeit in diesem Falle bekannt ist, mag von einem Jünglinge auf dem Lande, der stark zu essen gewohnt und stark zu arbeiten gezwungen ist, selten beobachtet werden. Unser Bach ist so warm, daß er einen mäßigen Frost ganz verachtet; der strengste, den ich erlebt habe, bedeckte seine Oberfläche mit Eise, und darunter floß er, ob er gleich hier an vielen Stellen keinen Fuß Tiefe hat.

Vieh, das ein weiches, warmes Wasser hinlänglich säuft, muß nicht leicht erkranken, weil es durch dessen Hülfe leicht und gänzlich verdauet. Vieh, das täglich, wenigstens für den größten Theil des Jahrs, an oder durch einen Bach getrieben wird, wo das stärkere das schwächere nicht abstößt, und jedes Stück seinen ganzen Durst gemächlich löschen kann, solches Vieh kann füglich die Menge seiner Nahrungsmittel verdauen, wenn es das andere nicht kann, das von stärkern an eine schmale Tränke nicht gelassen, oder im Saufen, vor der Sättigung, gestört und erschreckt, oder im Winter, da es fast eitel trockenes Futter frißt, mit eiskaltem, wenigerm Brunnenwasser nicht hinlänglich getränkt wird. Ich glaube, man wird es so unbegreiflich nicht finden, daß Vieh nicht leicht erkrankt, nicht leicht angesteckt wird, wenn es bey hinlänglichem, weichem und warmem Wasser gut und völlig verdauet.

Wie kann dieser Umstand nun aber der leidigen Seuche wehren, die so manche Heerde bereits gestürzt hat? Ich glaube es erklären zu können, wenn man annimmt, daß sie von ungesunden Dünsten entsteht, die sich an das Gras hängen, durch Mangel

an gutem Wasser zum Ausbruch kommt, und da am ersten ansteckt, wo jene Dünste und dieser Mangel waren, hier am wenigsten ansteckt, wo es dem Viehe an gutem Wasser nicht fehlt. Einen strengen Beweis kann ich von dieser Voraussetzung nicht führen; er ist in der ganzen Sache vielleicht nicht möglich, wenigstens, so viel ich weiß, noch nirgend geführt. Daß es ungesunde Dünste, stinkende Nebel giebt, ist Erfahrung. Das Gras nimmt sie mehr an, als der Kornhalm, wie sich leicht erklären läßt. Die schädlichen Dünste sind häufiger im Herbste und Frühlinge als im Sommer. Im Herbste steht kein Korn mehr, und was sich an den jungen Rocken legt, spült der Winter ab, wie das Korn im Frühjahre auch noch selten und von ganz anderer Gestalt ist, als worin es dem Viehe zu Theile wird. Das Gras leidet zu wenig Bewegung, steht zu dicht, und wird nicht gedroschen, um die angenommenen Dünste wieder ablegen zu können. Wo es wächst, in feuchten Thälern, da pflegen die Dünste am häufigsten, am schädlichsten zu seyn, am meisten niederzufallen, weil sie der Wind und die Sonne so bald nicht zerstreuen können. Es werden daher selten Jahre seyn, worin das Vieh mit dem Grase auf der Weide und mit dem Heue vom Boden nichts Ungesundes einfräße. Und was setzt man dem entgegen? Medicin, wenn es schon erkranket? Ich rathe zum häufigen Gebrauch eines klaren, weichen, warmen Wassers, das so vieles verschlucken kann, je weniger es fremde Theile hat, so leicht durch alle Gefäße dringt, so scharf um sich her abspült. Wo das Vieh dies Wasser findet und nach seinem eigenen Gefühl hinlänglich ungehindert verschlucken kann, da läßt sich schon begreifen, daß ihm das mit dem Grase oder Heue verzehrte, oder aus der Luft eingesogene Ungesunde nicht leicht schaden kann. Rührt demnach die Seuche von schädli-

chen Dünsten, so wird sie sich da nicht anspinnen können, wo sie das Thier in gutem Wasser gleich wieder ersäufen kann; und es ist mir ganz wahrscheinlich, daß die bloße Güte und der reichliche Gebrauch des Wassers allein vermögend ist, das Viehsterben von einem Orte immer abzuwenden.

Andere Beobachter geben schädlichen Dünsten wenig oder gar keine Schuld, alle Schuld aber der zu wenigen Tränkung des Viehes beym trocknen Futter im Winter, und bey sehr trockener und heißer Witterung im Sommer *). Ich halte dies schädlich, und böse Dünste auch. Es läßt sich begreifen, daß die Menge von trocknem Futter oder unsaftigem Grase, die das Vieh verzehrt, eine große Menge von Wasser erfodert, wenn es zum Verdauen feucht genug werden soll, und gutes, auflösendes Wasser erfodert, wenn es verdauet und nicht schädlich werden soll. Wirkte dies die Menge allein, so wäre zu vermuthen, daß die an Flüssen belegenen Dörfer, und besonders die ihnen am nächsten liegenden Höfe, die es doch hoffentlich ihrem Viehe nicht wehren, und auch im Winter erleichtern werden zu saufen was es will, daß die von der Seuche befreyet blieben. Es ist aber wider die Erfahrung. Sie leiden mit, leiden wohl gar öfter und härter. Bey dem letzten Durchzuge der Seuche in hiesigen Gegenden litten nur drey Oerter, und in dem einen hart an einem Strome liegenden nur einer der größten und dem Wasser mit am nächsten liegenden Hofe, dessen Besitzer versicherte, daß sein Vieh am reichlichsten im Dorfe getränkt würde, weil es sich, so oft es auf dem Hofe

*) Eine weitläuftige und in vielem Betracht sehr nützliche Untersuchung hierüber stand in den Braunschweig. Anzeigen vom J. 1765. St. 30. ff.

wäre, selbst tränken könnte, so reichlich es wollte. Schützt demnach die Menge des Wassers, wo sie das Vieh haben kann, vor der Seuche nicht, so muß es, wo es verschont bleibt, durch die Güte des Wassers verschont bleiben; und es scheint wiederum ganz so, daß sie allein dem Unglücke wehre, auch die Seuche, die von unverdauetem Futter entstehen soll und mag, abwende.

Die die Seuche lediglich aus Ansteckung entstehen lassen, pflegen die Frage, woher haftet sie hier und da nicht? mit der Disposition oder Empfänglichkeit des Viehes zu beantworten. Und so weit ganz recht. Man versichert, daß völlig gesundes Vieh nicht angesteckt werden könne. Es sind wenigstens sehr weit getriebene Versuche, gesundes Vieh anzustecken, die der Marquis von Courtivron ehemals vergeblich gemacht hat *). Die so leicht ansteckende Inoculation muß also noch weiter gehen, oder an eitel schon disponirtes Vieh kommen. Aber woher diese Disposition? In den Oertern, von welchen ich rede, muß sie bis dahin nicht seyn, daß ein benachbartes Dorf, das von der Seuche leidet, sie ihrem Viehe durch die Luft, oder eine andere durch die Sperrung nicht leicht ganz zu hemmende Communication mittheilen könnte. Die Inoculation werden diese Oerter schwerlich versuchen. Und warum ist denn nun Vieh dieses Orts nicht eben der Ansteckung unterworfen, die das Vieh eines andern so bald ergreifet und stürzt? Weil es gesunder ist, den Zunder der Krankheit nicht hat? Das muß doch eine Ursache haben, die, wenn alle übrigen hiebey auffallenden Umstände gleich sind, und der Ort, welcher

*) Herr D. Schulze hat sie erzählt in den Braunschweig. Anzeigen vom J. 1765. St. 53.

noch nie angesteckt ist, nichts als besseres Wasser voraus hat, in dem Besitze dieses bessern Wassers liegen müßte.

Da nun ein weiches, warmes Wasser die Seuche ersticken kann, wenn sie von schädlichen Dünsten entsprünge, nicht ausbrechen ließe, wenn trocknes, unverdautes Futter sie erzeugte, und auch als das Verwahrungsmittel gegen die Ansteckung von der Nachbarschaft, so lange man kein anderes angeben kann, angesehen werden muß: so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß ein schöner Bach auch Viehsterben abwenden kann, für welche Wohlthat er vielleicht noch nicht besungen ist.

Ich wette, dies Sicherungsmittel wird bestritten, weil es zu einfach, zu offen ist, wird verachtet, weil es nicht künstlicher, nicht versteckter ist, wird bezweifelt, weil nicht jeder Bach, nicht jedes Flüßchen, nicht jeder Strom so wohlthätig ist, oder so genützt wird. Am meisten wird man Recht haben, die ganze Wahrscheinlichkeit, oder gar Gewißheit, wenn sie das wäre, zu übersehen, wo man dergleichen Bach nicht hat. Unbedeutende Entdeckung! Es soll ein Ort seyn, den die Seuche fliehet, weil sein Vieh besseres Wasser trinkt als das unsrige. Was hilft sie uns, wir haben solchen Bach nicht! — Ich bedaure es in manchem Betracht, und wünsche seines gleichen allen Oertern. Verschaffen kann ich ihn nicht; aber doch noch wohl etwas erzählen, was Beobachter nicht gleich von der Hand weisen dürften.

Der Bach, von welchem ich lang und breit gesprochen, quillt an dem Abhange einer sanften Erhöhung von ziemlichem Umfange über einer Grundlage von Thon. An dem gegenüber liegenden Abhange dieser Erhöhung ward vor einigen Jahren die Oberfläche aufgegraben, und es fand sich ein ähnlicher

Thon, ein ähnliches Wasser. An der Seite, wo der Bach quillt, giebt es verschiedene sumpfige Striche, Riehen genannt, die eben diese Unterlage von Thon haben. Daraus erwächst die Wahrscheinlichkeit, daß diese ganze erhöhete Gegend auf Thon steht, der das sich einsenkende Schnee- und Regenwasser nicht tiefer sinken, sondern an dem Abhange, wo unser Bach entspringt, abfließen läßt, oder den Bach erzeugt. — Dann wäre er ja nichts weiter, als was man sonst eine Hungerquelle nennt. — Ganz recht, nichts mehr und nichts weniger, meiner Meynung nach, als der beständige Ausfluß des durch die Oberfläche bis auf ein Thonfeld gedrungenen Regenwassers, und unterscheidet sich von der Hungerquelle nicht weiter, als daß er beständig fleußt. — Sollte denn das Wasser so genannter Hungerquellen wohl von gleicher Güte mit jenem Bache seyn? — Das kömmt auf die Untersuchung an. Wenn es durch lockere, unmineralische Erde dringt, und sich auf einem Leim- oder Thonfelde sammelt, so ist alle Vermuthung, daß es von gleicher Güte seyn werde. Muß es aber durch Felsenritzen gehen, worin allerley Mineralien liegen, und sich auf einer Unterlage von Felsen sammeln, so kann es weder rein, noch warm seyn. Es ist weder sehr mühsam, noch unsicher, sich davon zu belehren; und billig sollte der Landwirth seiner Feldmark innere Beschaffenheit auch ein wenig kennen: man kann mit dieser Kenntniß zuweilen die Oberfläche verbessern, zuweilen besser nutzen. — Wenn man nun eine Hungerquelle von vorzüglichem Wasser und starkem Zuflusse ungehindert laufen ließe, so könnte man sich ja noch wohl einen so wohlthätigen Bach verschaffen? — Ich zweifle nicht, daß man sich an vielen Orten einen schönen Bach verschaffen könne; aber ich zweifele, daß man es an einem Orte dürfe. Große Thon- oder Leimfelder un-

ter der Oberfläche sind in Niedersachsen nicht selten, und daher die Stellen ganz häufig, wo das sich dahin senkende Wasser die Oberfläche durchdringt, sumpfig macht und sich einen Ausfluß sucht. Ohne vorhergegangene große Nässe läßt sich der Ausfluß hindern, bey derselben aber nicht, das Wasser fängt an überzufließen; da nun große Nässe Unfruchtbarkeit und Verderben, folglich Mangel mit sich führt: so muß die dadurch zum Ausfließen gezwungene Quelle eine Hungerquelle heißen. Es ist möglich, sie in eine Segensquelle zu verwandeln, sobald man ihr ein Bette bereitet, worin man ihr Wasser leitet. Jener Bach ist ohne Zweifel geleitet, denn er geht höher, als die daran stoßenden Wiesen. Gäbe es Dorfnachrichten, so enthielten sie ohne Zweifel als wirkliche Vorfälle, was jetzt für einen Traum gilt, dies:

„Wir wollen diese Quelle am Ausflusse nicht hindern.
„Das Wasser wird unserm Acker, den es zu weich
„macht, schädlich, wenn wir es zwingen, im Lande
„zu bleiben: es wird aber das Erhaltungsmittel un-
„sers Hornviehes, wenn wir es zu dessen reichlichen
„und bequemen Tränkung fließen lassen; es wird
„Wohlthat für unsere Wiesen, wenn wir sein Bette
„höher als deren Lage machen, und sie also damit in
„der Dürre erfrischen; und es kann ohne erhebliche
„Kosten völlig geleitet werden, wie wir es haben wol-
„len, denn es ist nur Bach.“ So dachte, so handelte man ehemals. Sollte man noch einen Bach entstehen lassen und leiten dürfen? Mein einziger Zweck bey dieser umständlichen Bekanntmachung ist, wie man leicht sieht, die Untersuchung zu befördern, wodurch die Viehseuche abgewandt werden könne. Ich wünschte, daß man sie nicht aufgeben möchte, weil sie oft fruchtlos gewesen. Wir erleben sie ja genug, fühlen sie aber vielleicht noch nicht genug, die Demüthigung, durch viele Fehler erst zur Gewißheit

zu kommen. Die Bemühung, durch die Inoculation den größten Theil seines Viehes zu retten, scheint zu beweisen, daß man die Abwendung der Seuche für unmöglich halte; und sie ist weise und nothwendig bey dieser Voraussetzung. Ich wünsche nur, daß das durch Inoculation durchgeseuchte Vieh so gesund, als es vorher war, wieder werden und bleiben möge. Die Bemühung, das erkrankte Vieh durch Arzney zu heilen, ist erstaunlich groß, aber kaum anders als zufälliger Weise wirksam gewesen. Die Zuflucht zur Inoculation beweist indeß, daß man noch kein zuverlässiges Genesungsmittel für das erkrankte Vieh kenne. Nun ist es Erfahrung, daß einige Oerter stets von der Seuche befreyet geblieben, Oerter, die nicht die unterscheidende, hohe Lage des Harzes, sondern eine völlig gleiche mit andern haben, die von der Seuche litten. Die unverächtliche Behauptung eines alten, nicht einfältigen Hirten, daß der reichliche Gebrauch eines weichen, schönen Quellwassers die Ursache dieser Wohlthat sey, ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Wenn nun diese Behauptung nicht bereits durch bekannt gemachte Erfahrungen vom Gegentheil, wie mir unwissend geschehen seyn kann, widerlegt ist; die Widerlegung durch Schlüsse, wie ich hier mit aller Bescheidenheit bekenne, halte ich nicht für bündig: so gebe ich patriotischen Beobachtern anheim, ob sie nicht noch, so viel auch in der Sache schon geschehen ist, folgende Fragen einiger Aufmerksamkeit würdigen wollen.

Die erste: Giebt es nicht in allen Gegenden, wo die Viehseuche gewütet hat, einige Oerter, oder einen Ort, welcher stets davon verschont geblieben? Es scheint mir gar wahrscheinlich, daß es verschonte Oerter in allen Gegenden gebe. Und wenn es die giebt,

Die zweyte: Sollte menschliche Vorsicht, durch Aufhebung aller Gemeinschaft mit den benachbarten Oertern, wo die Seuche wütete, oder durch Präservationsmittel bey dem Viehe, allein vermögend, und stets gleich wach und ernstlich gewesen seyn, die Seuche beständig von einem Orte zu entfernen? Ich glaube es kaum, und wo man die Inoculation beliebt, da muß es auch nicht geglaubt, oder diese Vorsicht, wodurch sich die Seuche abweisen ließe, für ein größeres Uebel gehalten werden, als die Inoculation, wodurch man doch das Vieh eine Zeit lang krank macht und sich eines Nutzens von demselben beraubt, wodurch man allerley Kosten für Arzney, Wartung und dergleichen übernimmt, und wobey man noch immer einigen Verlust an Viehe leidet, und vermuthlich noch lange leiden wird. Wäre demnach menschliche Vorsicht kein hinlängliches Verwahrungsmittel gegen die Seuche; so entstünde

Die dritte: Haben die anderswo verschont gebliebenen Oerter durchgehends eine so vorzügliche besondere Lage, daß man sie allein für das Sicherungsmittel derselben mit großer Wahrscheinlichkeit ansehen darf? Ich glaube, daß der Harz seine Befreyung seiner Höhe, zu welcher sich vielleicht schädliche Dünste nicht erheben mögen, zu danken habe, und daß also eine vorzüglich hohe Lage sichern könne; aber nun

Die vierte: Giebt es nicht verschonte Oerter, die eine vorzüglich hohe Lage nicht, sondern eine der Nachbarschaft, die gelitten hat, gleiche Lage haben? Ich vermuthe es, weil die in hiesiger Nachbarschaft noch immer frey gebliebenen Oerter in der Lage der Weide nichts haben, was sie vor andern auszeichnete. Wenn nun auch ohne die Wohlthat der Lage Oerter die Befreyung von der Seuche erfahren: so wäre

Die fünfte: Ob es nicht höherer Aufmerksamkeit, als ein unbedeutender Privatmann darauf verwenden kann, werth sey, wodurch einzelne Oerter, welche in der Lage vor andern nichts voraus haben, von der Seuche befreyt bleiben möchten? Sonderbar und auffallend ist es doch wenigstens, wenn es sich zumal, wie ich hoffe, häufiger finden sollte, daß einzelne Oerter allein nie leiden, wenn die ganze Nachbarschaft nach und nach leidet. Da es nun wenigstens nicht unwahrscheinlich ist, daß die Oerter, von welchen ich geredet, durch den starken Gebrauch ihres schönen Wassers die Wohlthat der Befreyung von der Seuche empfangen: so folgte

Die sechste: Ob auch andere verschonte Oerter etwa einen klaren ähnlichen Bach in der Nähe hätten, aus welchem sich ihr Vieh nach seinem eigenen Gefühl durch den größten Theil oder das ganze Jahr hinlänglich tränken könnte? Es wäre auffallend, wenn sich aller Orten, wo keine Viehseuche gewesen, ein Bach, wie der beschriebene, fände. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß man Erfahrung von der Seuche erlebt hat, wo ein Bach fleußt; und das veranlaßte

Die siebente: Ob der Bach des Orts, der von der Seuche gelitten, ein unmineralisches, weiches, warmes Wasser führe, und ob das Vieh auch hinlänglich durch den größten Theil des Jahrs damit getränkt werde? Wo das Wasser ohne Güte, ohne vorzügliche Kraft zu verdauen und Ungesundigkeiten zu tödten, wäre, oder von dem Viehe nicht hinlänglich genossen würde, da könnte sein Daseyn in der Nähe nichts wirken. So wahrscheinlich es mir übrigens ist, daß das gute Wasser eines Orts der Seuche wehren könne: so gern will ich nachgeben, wenn jemand etwas anders anweisen kann, was die Seuche

abzuhalten vermag, — wenn sie abgewiesen wird! — und daraus entsteht

Die achte Frage: Ob es einen Ort gebe, der immer von der Seuche befreyet geblieben, ob er gleich schlechtes oder weniges Wasser, oder die Gewohnheit hat, sein Vieh sehr sparsam zu tränken? Finden sich dergleichen Oerter, und der Grund ihrer Befreyung liegt nicht in der Lage, oder der menschlichen Vorsicht, die Ansteckung zu verhüten: so ist die vorgetragene Wahrscheinlichkeit, daß ein gutes Wasser keine Seuche zulasse, entweder widerlegt, oder es giebt noch ein anderes Mittel, wodurch sie abgewandt werden kann. Möchte es doch außer ihr, oder ohne sie noch viele geben! Möchten wir sie aber auch kennen! Sie nicht zu tief suchen, die vermutheten nicht ohne Erfahrung von ihrer Unthätigkeit verwerfen, aber auch nicht ohne strenge Prüfung der vorgeblichen Erfahrung von ihrer Kraft annehmen: das ist vielleicht der Weg, auf welchem wir zu der Kenntniß kommen, ob und wie sich ein Uebel entfernen lasse, das wir fast in Gefahr sind für einheimisch und unabwendlich zu halten. Die Blattern verschonen meines Wissens keinen Ort und unter etlichen tausend Menschen kaum einen: die Viehseuche verschont ganze Oerter, das hat ohne Zweifel eine natürliche Ursache, die Beobachter finden, wenn sie diese Ursache, und nicht Unterstützung ihres Vorurtheils suchen, die sie aber vielleicht nicht finden werden, wenn sie einer dem andern den Weg versperren, nicht erleichtern, nicht weiter weisen.

* * *

Vorstehender Aufsatz vermochte einen mir noch unbekannten Beobachter, in das 18te Stück des Hannover. Magazins v. J. 1779 folgenden Brief einrücken zu lassen:

An den Herrn Verfasser des Aufsatzes im 5ten und 6ten Stück dieses Magazins, die Viehseuche betreffend.

I.

Mein Herr,

Es wird Ihnen ohne Zweifel angenehm seyn, wenn ich durch den Weg dieses Magazins Ihnen eine Nachricht mittheile, welche zur Bestätigung Ihrer Gedanken etwas beytragen kann. Es ist in hiesigem Lande wirklich noch ein Ort vorhanden, welcher, eben sowohl als der Ihrige, das Glück gehabt hat, von der Viehseuche allemal befreyet zu bleiben, ungeachtet die umliegenden Oerter alle, oder grösten Theils davon betroffen worden, und welcher dieses Glück auch eben sowohl, als der Ihrige, von einem ihm eigenthümlichen Bache herleitet. Im Jahr 1757 ist die Viehseuche durch alle umliegende Oerter verbreitet gewesen. Und ungeachtet wegen der damaligen Kriegsunruhen keine obrigkeitlichen Vorkehrungen dagegen gemacht werden können, ungeachtet einige damit angesteckte Oerter hieselbst alle Sonntage zur Kirche gekommen, so ist dieser Ort dennoch verschont geblieben. Im Jahr 1776 richtete die Viehseuche auf hiesiger Nachbarschaft wiederum traurige Verwüstungen an. Sie wurde damals zwar nicht ganz allgemein, dennoch aber berührte sie die Grenzen des zu diesem Dorfe gehörenden Bezirks. Zwey Dörfer, die nur eine halbe Stunde von hier entfernt sind, und deren Viehweide an die hiesige grenzet, wurden von der Seuche heimgesucht. Dennoch blieb dieses Dorf frey. Das hiesige Vieh weidet den ganzen Sommer über an einem grösztentheils kahlen, doch nicht gar hohen Berge. Unsere Viehweide ist daher von einem ziemlich weitläuftigen Umfange, dabey, wie die

Bergweiden gemeiniglich zu seyn pflegen, mager, aber doch gesund. Doch dieses haben die benachbarten Oerter mit dem hiesigen gemein. Eigenthümlich aber ist diesem Orte ein Bach, welcher in einem tiefen Thal, von welchem der Berg in der Mitte durchschnitten wird, hinfließet, und welcher ein sehr weiches und warmes Wasser hat. Das Vieh muß diesen Bach alle Tage einigemal durchwaden, und kann also mit aller Gemächlichkeit seinen Durst daraus löschen. Von da fließt der Bach durch hiesiges Dorf, und dient also auch im Winter dem meisten Vieh zur Tränkung. Unter dem Dorfe aber in einer kleinen Entfernung ergießt er sich in einen andern Bach, daher die benachbarten Dörfer davon keinen Nutzen mehr schöpfen können.

2.

Es ist mir ein Dorf bekannt, welches auf Erfordern näher angezeigt werden kann, das von der Viehseuche verschont blieb, da die benachbarten Dörfer von dieser landverderblichen Plage heimgesucht wurden. In der Lage dieses Dorfs konnte der Grund davon nicht liegen, weil solche mit den übrigen gleich war. Wahrscheinlich war es das Getränk, welches das Vieh gesund erhielt; dieses war eine Salzquelle, woraus das Vieh den größten Theil des Jahrs hindurch getränkt wurde. Würden mehrere ähnliche Beyspiele bekannt werden, so würde vielleicht mit der Zeit ein sicheres Verwahrungsmittel gegen dieses unheilbare Uebel von den Naturkündigern ausfindig gemacht werden können.

T. R.

VI *).

Sollte nicht auch der Krieg einen Einfluß in die Witterung haben?

Da so viele unserer Geschäfte, so manche von unsern Belustigungen durch die Witterung gehindert und befördert, erschwert und begünstiget werden: so ist wohl kaum jemand, der sich nicht eine vorläufige Kenntniß davon wünschen möchte. Der Landmann und der Schiffer haben indeß doch das meiste Recht, diesen Wunsch am stärksten zu fühlen; und von jenem mögen sie ohne Zweifel hauptsächlich herrühren, die häufigen Vermuthungen über Wind und Wetter, die unter uns bekannt sind, denen wir trauen und nicht trauen, die wir zutreffen und fehlen sehen. Der Einfluß der Witterung in den Ackerbau ist so wichtig, daß sie alle unsere Aufmerksamkeit verdient, aber ihr Gang auch so weit und so unsichtbar, daß wir doch nichts weiter können als vermuthen. Ich würde es widerrathen, wenn die Sache weniger wichtig wäre; und ich widerrathe, sich mehr als Vermuthung zuzutrauen, weil sie so verborgen ist: aber die Vermuthung selbst widerrathe ich nicht, da sie schon öfter Untersuchungen befördert, Erfahrungen zu nutzen gelehrt, und als Wegweiserinn zur Gewißheit gedient hat. Hier ist noch eine zu den vielen, die wir bereits haben: Sollte nicht auch der Krieg einen Einfluß in die Witterung haben? Vielleicht jetzt zur rechten Zeit (Gott gebe! zur Unzeit,) angebracht. Sie kann schon lange da gewesen und widerlegt seyn, ich weiß es aber nicht. Man kann sie vielleicht mit Grün-

*) Man hat es schon im 104ten Stücke des beliebten Hannoverischen Magazins v. J. 1778. gelesen.

den tödten, so stirbt — eine Vermuthung. Läßt man sie inzwischen gefälligst bis zur Erfahrung leben: so vergeht sie ohne Mühe von selbst, oder wird unsterblich.

Die schöne Abhandlung im 78ten St. dieses beliebten Magazins: Anmerkungen über die Passatwinde und davon abhängende Witterung, hat den Vorsatz, obige Vermuthung bekannt zu machen, sehr befördert, da sie so manches enthält, was ich sagen mußte, und nun übergehen darf, in der Voraussetzung, daß belobte Anmerkungen noch im Gedächtnisse, oder leicht wieder zu finden sind. Anführen will ich sie der Kürze wegen nicht, ich setze sie aber voraus.

Man wird zugeben, daß die Anhäufung der Dünste in einer Gegend eine Bewegung der Luft verursachen könne. Machen sie da, wo sie sich häuften, die Luft kälter, als die entfernte ist: so werden sie die Ausdehnung derselben nach der wärmern Gegend veranlassen; und wenn viele warme Dünste irgendwo die Luft verdünnen, so wird die entfernte kältere sich hieher bewegen.

Nun häuft ohne Zweifel der Krieg die Dünste, und unter den zufälligen Ursachen ihrer ungewöhnlichen Menge in einer Gegend ist er vielleicht die stärkste, die wirksamste. Ich will nur die vornehmsten Veranlassungen ihrer Vermehrung nennen.

Wo ein Krieg ausbricht, da vergrößert sich die Anzahl der bisherigen Bewohner einer vielleicht nicht großen Gegend gleich auf einmal bey hundert Tausenden. Sie kommen nicht zusammen, um sich ruhig einander anzusehen; sie sind in beständiger Bewegung, oft in der heftigsten, ermattendsten Bewegung des Leibes, auch wohl der Seele, die auch den Schweiß vermehren kann. Die Eingebornen des Landes werden durch sie mit unruhig; Angst und Flucht und Arbeit treiben ihnen mehr Ausdünstungen aus, als wohl sonst erfolgt wären. Je mehr Menschen, desto

mehr können und pflegen zu erkranken, wenn auch keine Ansteckung entsteht; und oft soll der Kranke durch vermehrte Ausdünstung genesen. Blut fleußt fast täglich, und manchen Tag in abscheulicher Menge; wer wird es ohne die heftigste Anstrengung verlieren? Die Gebliebenen werden begraben, aber zuweilen nicht alle, vielfältig nicht so frühe, daß man nicht vorher ihr Bette der Ehren schon von Ferne wittern könnte, gemeiniglich nicht tief genug, und so dicht auf und an einander, daß, der Versicherung nach, ein Schlachtfeld noch viele Jahre nachher von den Irrwischen, diesen Kindern starker Ausdünstungen, kenntlich gemacht wird.

Der Krieg erfodert eine Menge Pferde, nicht bloß für die zahlreichen Reuter, sondern auch zum Behuf des Gepäckes, der Zufuhr, der Benachrichtigungen. Es kann wohl seyn, daß im Kriege eine Gegend tausendmal mehr Pferde hat, als in Friedenszeiten da gehalten werden mögen. Das Pferd dünstet scharf in der Ruhe, wie viel schärfer in so häufiger, angestrengter Bewegung! Es fällt häufig von Verblutung und Ermattung; in beyden Fällen muß es stark vorher ausgedünstet haben. Es wird beygescharrt, aber nicht so oft, nicht so geschwind wie der Soldat; vielfältig nur, wenn es über der Erde zu unleidlich werden will, gemeiniglich flach, locker, und wie sie bey einander herliegen, daher sie oft der Hund wieder aufgräbt.

Eine so große Menge von Menschen und Pferden kann die Gegend, wo sie der Krieg zusammenführt, allein nicht nähren, sie braucht Zufuhr. Es wird daher aus der Ferne eine beträchtliche Anzahl von Vieh allerley Art in eine Gegend getrieben, hier eine Weile gefüttert und geweidet, auch wohl einmal verfolgt und erhitzt, endlich geschlachtet, wenn es der Feind nicht tödtet und unbrauchbar macht. Wie viel

weniger reinlich und haushälterisch mag beym Schlachten im Kriege verfahren werden; und wie viele Ausdünstungen aus der Menge und dem Schicksale dieser Thiere! Ein großes Heer braucht viel mehr Korn, als die Gegend, wo es steht, gewinnen kann, braucht starke Zufuhr. Sowohl diese, durch die Menge von Menschen, Pferden und Wagen, die sie leisten, vermehrt die Dünste, als es das Magazin thut, das sie füllt, wenn auch das Korn trocken hinein kommt und sich darin nicht brennt. Wie stark der Backofen riecht, folglich dünstet, weiß jedermann. Zu Brodt und Fleische gehört noch eine große Menge anderer Lebensmittel, die wir Vorspeise aus dem Pflanzenreiche nennen, und Getränke von mehr denn einer Art. Es dünstet alles, wenn es auch nicht verdirbt, nicht verdorben wird, wie sich doch oft genug begeben mag. Wie viel Heu braucht die Menge von Pferden! Sein Geruch ist bekannt. Es wird zugefahren, gerührt, in Haufen gepackt, brennt sich, aus einander geworfen, und häufig zerstreut, wenn es auch keinen Feind erfährt, der doch sonst sein Verderben gern befördert.

Vielleicht wird weniger gepflügt, wo der Krieg herrscht; aber doch gewiß die Erde mehr geöffnet und gerührt, als der ruhige Ackerbau im Frieden erfodert hätte. Man gräbt nach Wasser im Lager, verschanzt sich, wo man steht, wirft Batterien auf, dämmt Flüsse ab, öffnet Laufgräben, macht Minen, sprengt sie, legt Festungswerke an u. s. w. Geöffnete Erde dünstet strenger als berasete, und tiefe Oeffnungen können mancherley mächtige Dünste losmachen. Sollten sie sich nicht merklich vermehren, wo viel und tief in der Erde gewühlt, wo sie so häufig durch einander geworfen, und zusammengebracht wird, was sonst nicht bey einander lag? Vermischung der Erdarten löset mehr auf, als beachtet wird.

Mehr Holz wird unstreitig im Kriege gebraucht und gehauen, als im Frieden nöthig gewesen und geschehen wäre. Die ungleich größere Anzahl von Menschen erfodert, daß mehr gekocht, gebacken, gebrauet, gewaschen wird. Erwärmung am Feuer braucht der Soldat oft auch, wenn er zu Felde liegt: wie viel mehr, wenn er gegen den Winter noch zu Felde liegen muß! Schwerlich wird dieser Holzverbrauch aufs räthlichste eingerichtet. Man findet nöthig, sich mit Pallisaden zu verwahren, Verhacke zu machen, ein Holz durchzuhauen oder anzuzünden, Brücken oder Flöße zu bauen, und wiederherzustellen, was der Feind verderbt hat. Wie viel Holz wird im Kriege mehr gefällt, gespalten und verbrannt, als in Friedenszeiten! Wie nun ein frisch gefällter Baum merklich dünstet: so füllt vielmehr der Rauch die Luft mit Dünsten an, da er von so viel mehr Stellen und so häufig von nassem Holze aufsteigt. Welch ein Dampf, wenn Bagage, Brücken, Waldungen, Magazine, Dörfer, Städte, — fürchterlich zu sagen! — gezwungen werden zu brennen! Wie viele und welcherley Dünste werden hier mit einander in die Höhe getrieben!

Dazu kömmt noch das Pulver. Ein Fingerhut voll kann schon ein Zimmer mit sehr merklichen Dünsten erfüllen. Wie viel mögen ein Paar große Kriegesheere bey wichtigen und unwichtigen Vorfällen in einem Feldzuge in die Luft jagen! Wie viel mag vor einer Festung, die eine monatliche scharfe Belagerung aushält, angezündet werden! Sollte eine solche Menge von Pulver, in einer nicht gar großen Gegend verschossen, die Dünste über ihr nicht sehr vermehren, die Luft damit füllen?

Ich glaube, daß eine dieser Dunstquellen reichhaltig genug sey, eine Anhäufung zu verursachen. Man nehme es aber zusammen, was große Krieges-

Heere mit ihrer fürchterlichen Bewegung und traurigem Schicksale, was viele tausend scharfer Treibung fähige oder fallende Pferde, was eine Menge von allerley zugefahrnen und zusammengehäuften Lebensmitteln, was häufige und tiefe Oeffnungen und Vermischungen der Erde, was ein öfterer, dicker, stinkender Rauch von so mancherley Dingen, was ein beynahe unaufhörlicher, oft undurchsichtlicher Pulverdampf, was dies alles, in einer mäßigen Gegend vereiniget, und was ich, Gottlob! nur des Friedens erfahrner, nicht weiß oder ausgelassen habe, was dies alles für eine Menge von Dünsten zeugen muß: und urtheile nun, ob sie nicht der Krieg vermehren und in einem Revier anhäufen muß.

Angehäufte Dünste in einer Gegend sind ohne Zweifel allein schon vermögend, die reinere, leichtere Luft vor sich wegzudrängen, werden ihr aber, sobald sie vor ihnen weicht, von andern wieder gedrängt, folgen müssen. Wohin wird sich indeß die durch Dünste ausgedehnte Luft ausbreiten? Wenn der Widerstand von allen Seiten gleich ist, so wird sie sich nach allen Seiten gleich ausbreiten; ist das nicht, so wird die Ausbreitung dahin erfolgen, wo der wenigste Widerstand ist. Da dies letzte immer der Fall seyn wird, so kann schon die bloße Menge von Dünsten einer Gegend einer andern Wolken zuschicken, und dadurch Einfluß in ihre Witterung äußern.

Dies wird noch einleuchtender, wenn wir bemerken, daß der Krieg, der die Dünste häuft, sie auch bewege. Nach ihrer elastischen Kraft drängt sich die Luft dahin, wo der wenigste Widerstand, wo sie verdünnt ist. Die Wärme treibt die Luft aus einander, und warm mag ein sehr großer Theil der Dünste seyn, die der Krieg veranlaßt. Denn wie viel vermehrtes Feuer gehört nicht noch zu seinen Wirkungen! Es ist schon berührt und ohnehin bekannt,

daß ungleich mehr nothwendiges Feuer brennen muß, wo so viele tausend Menschen mehr essen und sich erwärmen wollen. Je mehr Pulver angezündet wird, desto mehr kleine und große Flammen fahren in die Luft. Und nun noch die verheerende schreckliche Flamme, die hier ein Magazin zerstören, dort eine Waldung vertilgen, hier ein Dorf strafen, da eine Stadt zur baldigen Uebergabe zwingen soll!! So öfteres, so vieles, so großes Feuer, muß das nicht die Luft erwärmen, verdünnen, einen beständigen Ab- und Zufluß der dickern Luft verursachen, sie folglich in Bewegung setzen, und gleichsam hinter sich herlocken?

Bey jedem Schalle wird die Luft zusammengedrückt und wieder ausgedehnt. Wie reich ist aber nicht der Krieg an Getöse! Wenn auch das mannigfaltige Geschrey von Menschen und Pferden zu schwach wäre, wie es doch wohl nicht seyn mag, die Luft zu bewegen: so wird man es doch wohl nicht unglaublich finden, daß es das Pulver kann, welches täglich, manchen Tag so häufig, und zuweilen viele Tage hinter einander im Ueberflusse verschossen wird. Ohne Zweifel kann hierdurch so viel Bewegung der Luft verursacht werden, daß daraus ein starker Zug nach einer Gegend, wo der wenigste Widerstand ist, erfolgt.

Kein Krieg ohne Bewegung, ohne heftige Bewegung. Es wird wohl nirgend wehr handthiert, häufiger gegangen, stärker gefahren, schneller geritten, als wo große Heere gegen einander handeln. Sollte sich dies beständige, ausgebreitete, geschwinde Zurücktreiben der untern Luft nicht auf die obere ausbreiten, und weit umher eine Bewegung darin veranlassen? Nun, was denn noch daran fehlt, und die Bewegung der Gewehre, Säbel, Fahnen u. d. gl. nicht zusetzen kann, das wird die schnelle Kugel ergänzen, die so gewaltsam die Luft theilt, daß sie sie dem, welchen diese Luft faßt, schädlich, ja tödtlich machen

kann. Sie müßte so elastisch, wie sie ist, nicht seyn, wenn sie sich durch eine so unzählbare Menge Kugeln, wie manchen Tag durch sie hin und her gejagt werden, in Bewegung nicht setzen ließe.

Aus diesen Voraussetzungen, daß der Krieg die Luft mit Dünsten erfüllt, daß diese Dünste größtentheils warm sind, daß in demselben ungleich mehr Feuer, als ohne ihn, in die Luft fährt, und daß durch ihn die Luft sehr viel mehr bewegt wird, als sonst geschehen wäre — hieraus wird folgen, daß die mit vielen warmen und andern Dünsten angefüllte, mithin oft verdünnte, und oft bewegte Luft den aus andern Ursachen in der Ferne entstandenen Zug oder Gang derselben an sich locken, ihn daher von seiner sonstigen Richtung etwas ableiten und in die Gegend des Krieges führen wird, und daß der nach dem Kriegesschauplatze geleitete Zug der Luft, wenn sie sich hier gehäuft und mit seinen Ausdünstungen gleichsam beladen hat, sich von da wieder in die wärmere Nachbarschaft ausbreiten, und der die vom Schauplatze des Krieges aufgestiegenen Wolken zuführen wird.

Wenn man nun, nach diesen Voraussetzungen, einen Einfluß des Krieges in die Witterung zu vermuthen wagen will: so versteht sich leicht, daß dies nicht allgemein geschehen könne, sondern daß man sowohl auf den zu jeder Jahrszeit natürlich gewöhnlichen Zug der Luft zu sehen habe, als man die Lage seines Vaterlandes gegen die Gegend, wo der Krieg geführt wird, vor Augen haben müsse, und daß folglich alle Vermuthungen, so wahrscheinlich sie auch scheinen möchten, trügen, sobald sich der Kriegsschauplatz, und damit unsere Lage gegen denselben ändert. Da sich nun das leicht zutragen kann, so wird der Beobachter der Witterung und des Krieges erst am Ende eines Jahrs sprechen können, ob der geführte Krieg in die gehabte Witterung einen Einfluß gehabt

haben möchte, oder nicht. Damit ist nun aber fürs nächste Jahr wieder dem Landwirthe nicht gedient, als dem es gleichviel zu seyn pflegt, wodurch die günstige oder ungünstige Witterung, die vorbey ist, befördert seyn mag; er möchte lieber wissen, wie vermuthlich die Witterung des künftigen Sommers, worauf ihm so viel ankömmt, seyn dürfte. Vielleicht ist die ganze Vermuthung, die ich hier vorzulegen wage, der Aufmerksamkeit eines Beobachters nicht werth; vielleicht findet er sie am Schlusse eines Jahrs, das der Krieg bezeichnete, ganz ungegründet; vielleicht können sie erst verschiedene Jahre zu einiger Wahrscheinlichkeit erheben, oder zur gänzlichen Unwahrscheinlichkeit herabsetzen: sicher ist es daher besser, ohne diese noch wohl nicht angestellten Beobachtungen nicht zu vermuthen. Der Meynung bin ich; aber welcher ist der Landwirth? Er ist erstlich sehr neugierig auf die bevorstehende Witterung, und daher keiner Vermuthung abhold, so kühn, so unwahrscheinlich sie auch immer gewagt seyn mag. Er hat überdas doch einigen Grund, auch die gewagteste Vermuthung zu beobachten, weil keine leicht auf dem Lande ohne die Kraft ist, den eilfertigen, immer wohlthätigen Fleiß zu befördern, die und jene immer heilsame Vorsicht zu empfehlen, die und jene Einrichtung zufälliger Weise zu veranlassen und zu begünstigen. Er hat endlich auch nicht ganz unrecht zu sagen: in Ansehung der Witterung kann niemand mehr als vermuthen; ob ich diese oder jene Arbeit ehe vornehme, so oder so einrichte, dazu bestimmt mich vielfältig die bloße, kahle Vermuthung über die Witterung; hats niemand gewagt darüber zu vermuthen, so muß ichs selbst, ich allein wagen, und wage es blöder, wankender, als einem andern nach; es könnte doch so kommen, wie die bekannt gemachte Vermuthung besagt; es anders erwarten gründet sich doch auch nur

auf Vermuthung: also nur heraus damit! Warnen soll sie mich wenigstens und zum Fleiß ermuntern, folglich nicht schaden, denn es ist nur Vermuthung, sondern nützen.

Bey alle diesem nicht ungerechten Wunsche, etwas von der künftigen Witterung voraus erwarten zu dürfen, gehört doch viel Dreistigkeit dazu, über die Gränzen der Vermuthung im geringsten zu schreiten; und die sind enge. Hier ist, was innerhalb derselben etwa gewagt werden dürfte! Wer sie erweitern kann, thue das *).

Würde künftigen Sommer der Krieg in Böhmen und der Nachbarschaft fortgesetzt: so läge sein Schauplatz dem niedersächsischen Kreise südost. Auf die Lage des Vaterlandes gegen das kriegleidende Land muß vorzüglich Rücksicht genommen werden. Nun ist im eigentlichen Vorsommer, vom März bis in den Junius, der Wind von Nordwest zu erwarten, der also von Niedersachsen nach Böhmen zieht. Hätte hier nun der Krieg die Luft schon durch warme Dünste verdünnt: so würde der Zug desto schärfer dahin gehen, und wir hätten daher einen strengen Nordwestwind mit seinem bekannten Ungemache, Nässe und Kälte, zu besorgen. Sollte er aus unbekannten Ursachen aber schleunig aufhören, dann könnte die durch ihn in Böhmen angehäufte und durch den Krieg mit Dünsten erfüllte Luft leicht einen Rückzug

*) Der Krieg ist, Gott Lob! nicht fortgesetzt, die Vermuthung also versunken, und hätte hier ganz wegbleiben können. Sollte indeß der Einfall, daß der Krieg Einfluß in die Witterung haben möchte, künftig einmal jemanden zu Vermuthungen über die Witterung reizen: so wird er vielleicht den Gang, den die meinigen genommen haben, wissen wollen, sollte er ihn auch nur wissen wollen, um meine Fehler zu vermeiden. Der Aufsatz bleibe also, wie er gemacht ist, stehen.

aus Südost hieher nehmen, die dann wohl warme Regen und Gewitter mitbrächte. Daß dies nur von Niedersachsen gelten könne, und z. B. in Ungarn ganz anders seyn möchte, muß ich nochmals um derer willen erinnern, die auf die Lage der Länder nicht Acht haben. Wäre der Wind mehr oder ganz westlich, nicht aber sehr heftig: so stünde gleichfalls, aber mit viel geringerer Wahrscheinlichkeit, auf denselben ein südostlicher mit der schon genannten Begleitung zu erwarten, der sich wiederum, doch eben so schwach, vermuthen ließe, wenn der Frühlings-Passatwind mehr nord- oder ganz östlich wäre. Die meiste Vermuthung, in dem angenommenen Falle des Kriegsschauplatzes und des natürlichen Luftstrichs, bleibt indeß für einen anfänglichen scharfen Nordwestwind, und nachmaligen lauen, auch wohl schweren Südostwind.

Im Sommer, vom Julius bis September, da der Passatwind südwestlich aus natürlichen Ursachen seyn sollte, könnte ihn der angenommene Fall des Krieges, wenn der Wind nicht heftig wäre, für uns hier leicht südostlich machen, oder wenigstens oft die Luft an sich ziehen, und uns daher einen häufigern Südostwind mit Wolken, als wir sonst im Sommer haben, zuschicken. Würfe sich der Südwind aus andern Ursachen gar mehr in Osten, dann könnten wir leicht einen heftigen anhaltenden Südostwind mit vielen Wolken haben, bis der Nordostwind im Herbste aus begreiflichen Ursachen wieder die Oberhand gewönne.

Man sieht leicht, daß sich diese Vermuthungen aus dem angenommenen Satze weiter, als ich gewagt, ausdehnen ließen, und mit größerer Dreistigkeit ganz weit auszudehnen wären. Ich bin aber schon zu weit gegangen, wenn mich die Erfahrung widerlegt, und immer weit genug zum fernern Gebrauche der Hypo-

these, wenn die Erfahrung für mich seyn sollte. Der Kriegsschauplatz ist veränderlich, und man erfährt leicht, wohin er verlegt wird. Es dürfte daher besser seyn, ohne Rücksicht darauf Vermuthungen herzusetzen, die aus jeder Lage eines kriegleidenden Landes im Vaterlande gemacht werden könnten. Hier sind einige!

Es ist wahrscheinlich, daß der Wind in dem nächsten Lande, worüber er in das kriegleidende zieht, stärker als in dem weiter entfernten weht, weil der Krieg die Luft durch warme Dünste verdünnt, und daher den Zufluß der dickern dahin ziehenden Luft beschleunigt, oder desto schneller macht.

Es kann wohl seyn, daß, wenn keine entfernte Ursachen zur Bewegung der Luft in einiger Stärke vorhanden sind, der Krieg die kältere Luft an sich zieht, und also einen Wind aus einer kältern Gegend in die, wo er herrscht, verursacht.

Da der Krieg die Luft an sich zieht, und die, in welcher er geführt wird, mit Dünsten erfüllt, so kann es wohl geschehen, daß sie durch die Anhäufung, Bewegung und Schwere in der kriegleidenden Gegend wieder zurück in die Gegend, woher ihr Zug kam, getrieben wird, oder, daß der Wind, der eine Weile über uns weg nach der Kriegsgegend hin geweht hat, eine Zeit lang von da her wieder zu uns kömmt.

Bey einer ziemlichen Windstille wäre zu vermuthen, daß sich die schwere und oft bewegte Luft der Kriegsgegend nach einer wärmern hin ausdehnen, oder, daß in diesem Falle ein Nord- oder Nordwest- oder Nordostwind bloß aus dem Kriege entstehen, in den gegen Süden gelegenen Ländern wärmer wie sonst seyn, in den dem Kriegsschauplatze nordlich liegenden Ländern aber seine Natur behalten werde.

Endlich ists nicht unglaublich, daß jede aus der Kriegsgegend zu uns kommende Luft wärmer, feuch-

ter, auch wohl gewitterreicher seyn möchte, als sie etwa sonst aus dieser Gegend zu seyn pflegt.

Uebrigens gebe ich gern zu, daß große Gebirge, Gewässer und Waldungen, daß verschiedene Kriege zu gleicher Zeit, daß andere nahe oder ferne wichtige Vorfälle auf der Erde, die beachtet oder nicht beachtet werden, daß die besondern überwiegenden Umstände dieses vor jenem Kriege, daß der oft abwechselnde Zug der Heere aus einem Lande ins andere, daß die eigene Natur, oder die Lage eines Landes an der See u. s. w. diese Vermuthungen hie und da ändern und gar gegenseitig machen können, und gebe daher noch vor der Erfahrung zu, daß sie sich leicht widerlegen lassen. Kann durch die Widerlegung eine andere Vermuthung, die von der Erfahrung begünstiget wird, befördert werden: so soll mir es eben so lieb seyn, Veranlassung hiezu gegeben zu haben. Bestätiget es sich durch Beobachtung, daß der Krieg Einfluß in die Witterung hat: so wird es sich ziemlich bald ergeben, wie der Einfluß für das Land sey, worin der Beobachter wohnt.

So leicht ich nun die Vermuthungen, die ich aus diesem Einflusse gezogen, Preis geben will: so leicht kann ich doch die, daß der Krieg in die Witterung Einfluß habe, nicht aufgeben. Da sie unstreitig nach der Erfahrung sehr verschieden ist; da sie das nicht wohl seyn könnte, wenn sie die von der Erde aufsteigenden, häufigern oder seltenern Dünste, dieser oder jener Natur, nicht zu verändern vermöchten; und da große, immer geschäftige Heere, wenn sie sich Jahr und Tag in einer mäßigen Gegend aufhalten, ohne Zweifel ungleich mehr Dünste in die Luft schicken, als ohne sie aus dieser Gegend aufgestiegen seyn würden: so glaube ich für eine Vermuthung Grund genug zu haben.

Daß ich bloß vom Kriege zu Lande geredet habe, brauche ich kaum noch zu erinnern. Ob der Seekrieg ohne allen Einfluß in die Witterung sey, ist mir nicht ganz unwahrscheinlich. Schwächer wird er aber, oder unmerklicher wenigstens ohne Zweifel seyn, weil er seine Gegend öfter ändert, und ungleich weniger Dünste in die Höhe treibt.

VII *).

Ueber das Alter der Welt aus der Lava des Aetna.

In Herrn Brydonn's Reise durch Sicilien und Malta findet sich eine Stelle, die den Herren Recensenten dieses Buchs billig sehr aufgefallen, und hie und da ausgezogen ist. Es heißt im 1sten Th. S. 124: „Was sollen wir zu der sehr tiefen Grube „bey Jaci sagen? Man grub durch sieben verschie„dene auf einander liegende Strecken von Lava, deren „Oberfläche parallel lief, und davon die meisten mit „einem dicken Bette von guter fruchtbarer Erde be„deckt waren. Nun, sagt er, (der Canonicus Re„cupero aus Catania) muß, wenn wir nach der Ana„logie schließen dürfen, der Ausbruch, wodurch die „unterste Lava entstanden ist, wenigstens vor 14000 „Jahren aus dem Berge geflossen seyn.“ Man sieht leicht, daß die Mosaische Zeitrechnung mit dieser Hypothese nicht bestehen kann. Sie ist daher einer nähern Untersuchung wohl werth, und ich will die Erinnerungen, die man mit Grunde dagegen machen kann, kürzlich anführen. Die erste: Es ist nicht glaublich,

*) Dieser Aufsatz ward in den gelehrten Beyträgen zu den Braunschweigischen Anzeigen St. 75—78 v. J. 1774. abgedruckt.

daß man durch sieben Strecken von Lava gegraben habe. Warum sollte es geschehen seyn? Aus Neugier, um zu sehen, wie oft der Aetna seine verheerenden Ausbrüche über eine Gegend ergossen habe? Die ist den Sicilianern nicht eigen, zumal, da sie mit den erstaunlichsten Kosten verbunden seyn würde *).

Sie mögen also diese tiefe Grube gemacht haben, um süßes Wasser zu finden. Dieß ist ohne Zweifel die jedesmalige Absicht ihrer Gruben, bey deren Anlage in bloßer Erde (auf kahler Lava wird hoffentlich keiner einschlagen, er müßte denn die Stelle eines ausgefüllten Brunnens noch genau wissen,) man unvermuthet auf eine vergeßne alte Lava stößt, die durchgegraben werden muß. Wir wollen uns einmal in die Stelle dieser Brunnengräber bey Jaci setzen, um die Unglaublichkeit dieses Unternehmens desto leichter fühlen zu können. Eine Lava, hart wie ein Felsen, haben wir durchgebrochen, und finden wieder Erde, nun hoffentlich auch bald Wasser — nein, die zweyte Lava. Wir wollen uns da auch durcharbeiten, dann muß Wasser kommen — Erde finden wir, aber statt Wassers die dritte Lava. Es hindert nicht, wir wollen auch dadurch. Abermal Erde; nun bald Wasser. Gefehlt, die vierte Lava. Fortgegraben! tiefer kann es nicht stehen, als unter dieser. Quillts

*) „Die Lava füllte im J. 1669. einige schöne Brunnen bey Catania aus; einer davon wurde so hoch „geschätzet, daß sie mit großen Kosten die Lava durch„gegraben und ihren Lieblingsbrunnen wieder erlangt „haben. Diese Aushöhlung ist ein sehr merkwürdi„ges Werk, und verdient die Aufmerksamkeit der „Reisenden". S. 1ster Th. S. 129 u. f. War eine Lava durchzugraben so kostbar und merkwürdig: was müßte die vorgebliche Grube bey Jaci nicht gekostet, und dies Unternehmen für Aufmerksamkeit verdient haben! und doch wird es nur einmal im Vorbeygehen aus dem Munde eines andern erwähnt.

noch nicht? Ey nicht doch, wir erreichen die fünfte Lava. Laßt uns durchschlagen, mehr Mühe wirds dann nicht kosten! Nun? nein, die sechste Lava. Mit aller Lava! Wenn wir aber die noch durchgestochen haben, dann werden wir finden, was wir suchen. Noch nicht; die siebente Lava! und der Kosten und Arbeit noch nicht satt? Nein! hier auch durch. Nun Wasser? Hr. Br. erwähnt dessen nicht. Kosten und Arbeit also vergebens. Welcher Eigensinn, welcher Reichthum gehöret dazu, diesen Versuch zu machen! Aber wie tief sollten wir nun wohl in der Erde stecken? Sieben Lavas sind wir durch; es fließt keine leicht dünner als 50 Fuß *); die meisten, also wenigstens vier, waren mit einem dicken Bette von guter fruchtbarer Erde, mithin 3 Fuß aufs geringste tief, bedeckt; unter der untersten wurde noch wohl 10 Fuß tief gegraben — wir haben uns also sicher 372 Fuß tief eingewühlt, aufs bloße Gerathewohl. Denn, wenn wir gewußt hätten, daß hier so viele Lavas über einander lägen, so hätten wir einen so kostbaren, begreiflich vergeblichen Versuch nicht gemacht. Begreiflich vergeblichen: denn unter der tiefsten Lava liegt ohne Zweifel Grund des Meers, das die Ausbrüche zurückgetrieben haben, und hier ist

*) „Die Lavaströme des Aetna sind gewöhnlicherweise „15 bis 20 Meilen lang, 6 oder 7 breit, und 50 „oder mehr Fuß tief"; so des Hrn. W. Hamilton Beobachtungen über die Vulcane, S. 95. Herr Br. sagt 1 Th. S. 120. daß der Feuerstrom zu einer ungeheuren Höhe aufschwelle; und S. 126. daß er bey Catania an einem Orte, wo ehemals 50 Fuß tiefes Wasser gewesen, itzt noch 50 Fuß über die gegenwärtige Höhe der See sich erhebe, folglich eine Tiefe von 100 Fuß habe. Da nun Jaci auch an der See, und dem Aetna noch näher liegt: so ist ohne Zweifel eine jede Lava bey diesem Orte überaus dick.

selten süßes Wasser *). Und, wenn wir auch das ausserordentliche Glück hätten, gerade auf eine Quelle zu treffen, wie mühsam, langweilig und kostbar würde es fallen, jeden Eimer Wasser 372 Fuß in die Höhe zu bringen! Diese Umstände machen es mir daher äusserst unglaublich, daß der Versuch, durch sieben Strecken von Lava zu graben, je angestellt ist. Hr. Br. sagt es doch aber, und ohne Beleidigung kann sein historischer Glaube nicht geschwächt werden. — Hr. Br. sagt nicht, daß er sie gesehen habe; es läßt sich auch, nachdem die Grube fertig ist, in einer so dunkeln und gefährlichen Tiefe nicht wohl untersuchen, von welcher Natur ihre Wände sind: mithin beruht die ganze Erzählung von den sieben über einander liegenden Lavaflüssen auf die Aussage derer, die die Grube gemacht haben sollen. Daß eine tiefe Grube bey Jaci vorhanden seyn mag, steht wohl zu glauben, wie es auch nicht unwahrscheinlich ist, daß die Arbeiter, um ihre saure Mühe zur Vermehrung des Tagelohns zu beweisen, gesagt haben: es waren wohl sieben Strecken Lava, die wir durchschlagen mußten; aber auf so ungeprüfte und verdächtige Zeugen wider alle Geschichte das Alter der Welt gründen, das ist sicher sehr kühn. Indeß findet sich doch in Herrn Hamiltons Beobachtungen über die Vulcane S. 128. ein Umstand, der jener Grube bey Jaci die Wahrscheinlich-

*) Hr. Br. sagt S. 220. „Es ist kaum ein großer Ausbruch gewesen, wo die Lava nicht die See erreicht, „ihr Wasser weit zurückgetrieben, und hohe Felsen „und Vorgebirge nach sich gelassen hätte, die den „Wellen der See Troß bieten, und ihnen Grenzen se„tzen. — — Man kann sich leicht vorstellen, wie „viele Veränderungen diese Küste (an welcher Jaci „liegt,) in dem Verlaufe von einigen tausend Jahren, „erfahren habe, da jeder beträchtliche Ausbruch eine „wesentliche Verschiedenheit nach sich gezogen haben „muß.“ Was konnte man hier unter allen diesen Lavas anders als Meersgrund erwarten?

keit, die ich ihr abgesprochen, wieder herzustellen scheint. Der Herr Gesandte erzählt aus dem Arzte Serrac zu Neapel, „daß, als bey dem Dominicaner-„mönchskloster, die Madonna del Arco genannt, ein „Brunnen gegraben ward, in einer Tiefe von 100 „Fuß eine Lava sey entdeckt worden, und etwas tiefer „eine zweyte, so, daß man innerhalb weniger als 300 „Fuß Tiefe, die Lavas von vier verschiedenen Ausbrü-„chen gefunden habe.“ Man gräbt also wohl einen Brunnen gegen 300 Fuß tief, und arbeitet sich durch vier Schichten von Lava mühsam durch, wenn anders die Tagelöhner nicht eine oder ein Paar Schichten aus sehr wahrscheinlichen eigennützigen Ursachen hinzuthun. Inzwischen ists doch sonderbar, daß man so zuversichtlich eine so ansehnliche Tiefe hinunter gräbt, und aus dem Grunde des Meers süßes Wasser erwartet. Denn, daß hier keine Jungfererde zu finden, sondern alles aus verschiedenen Schichten ausgeworfener Materie, sogar bis tief unter die Oberfläche des Meers hinunter bestehe, und der Vesuv sich aus dem Grunde des Meers erhoben habe, daran zweifelt wenigstens Herr Hamilton im geringsten nicht. Es mag übrigens so gewagt seyn wie es will, in einem solchen Grunde, so tief, und durch solche Felsenhärte hindurch Wasser zu suchen — ist es wahr, daß man bey Madonna del Arco in einer Tiefe von beynahe 300 Fuß nur vier unterschiedene Lagen von Lava angetroffen; so müssen die vorgeblich bey Jaci entdeckten 7 Lagen, davon die meisten mit fruchtbarer Erde dick belegt seyn sollen, wenigstens gegen 600 Fuß Tiefe ausgemacht haben, da, wie Hr. H. S. 95. sagt, die Wirkungen der Natur im Aetna alle nach einem größern Maaßstabe sind, und dessen Lava viel dicker als die aus dem Vesuv fließt. Und nun wird es noch unglaublicher, daß sieben Lavas durchgebrochen sind, in welcher Absicht es auch immer angefangen seyn mag.

Die zweyte Erinnerung: Es ist nicht glaublich, daß sieben Lavas über einander herfließen, und noch unterschieden werden können. Jaci ist, nach S. 114 f. sammt allen Städten und Flecken dieser Küste auf unermeßlichen und an einigen Orten bis zu einer erstaunlichen Höhe auf einander gehäuften Felsen von Lava gegründet. Die sieben Ausbrüche müssen also vor Erbauung dieser Stadt bereits geschehen seyn; da sich nun Hr. Br. selbst wundert, daß so viele Oerter den Namen des Schäfers Acis den der Polyphem erschlagen haben soll, behalten haben, und mithin Aci oder Jaci für eine der ältesten Städte in Sicilien halten muß, so dürfen wir uns wundern, daß Hr. Br. wenn er selbst geglaubt, was ihm Herr Recupero von den sieben Lavas, worauf Jaci stehen soll, erzählt hat, daß er dann nicht die Welt noch ein Paar tausend Jahre älter ausgegeben, wie er nach seiner angenommenen Berechnung sicher thun könnte.

Jaci liegt an der Küste auf eitel Lava; folglich muß eine jede von diesen sieben die See erreicht haben, und mithin jedesmal ein großer Ausbruch gewesen seyn, der sie bis hieher getrieben hat. Wenn dies nun geschehen seyn soll, so muß die Gegend so besonders beschaffen gewesen seyn, daß es füglich hat geschehen können. Ein mächtiger Feuerstrom macht die ganze Gegend, die er durchläuft, zu einer Ebene, und füllt nicht allein Thäler, sondern große tiefe Seen aus, wie von dem im Jahre 1669 hier S. 150. erzählt wird. Nun zugegeben, daß es ehemals ein Thal war, worinnen sich die erste der vorgeblichen sieben Lavas ergoß; eingeräumt, daß es von derselben nicht ausgefüllt werden konnte; zugestanden, daß es die zweyte erst zu der Höhe seiner Nachbarschaft brachte — dies alles aber brauchten wir ohne Beweis, daß es so gewesen, nicht anzunehmen — so muß doch der dritte Lavastrom, der

über die beyden vorigen herfloß, diesen Strich auf 50 Fuß, der nachfolgende vierte schon auf 100, der fünfte auf 150, der sechste auf 200, und der siebente auf 250 Fuß höher als die benachbarte Gegend gemacht haben, das dicke Bette fruchtbarer Erde, womit angeblich die meisten dieser Lavas schon bedeckt gewesen, nicht einmal mitgerechnet. Soll dies geschehen seyn, so folget ganz natürlich, daß diese sieben Lavas beynahe in gleicher Linie aus dem Aetna hervorgebrochen sind.

Um indeß das Folgende verständlich genug zu machen, muß ich zweyerley vorher bemerken. Erstlich, bey diesem erstaunlich hohen Vulcan *) hat man kein Exempel, daß die Lava, wie bey dem Vesuv, aus seinem Crater, oder Schlunde auf seinem Gipfel herausgekocht wäre, sondern die großen Ausbrüche kommen gemeiniglich aus der mittlern Gegend, in welcher die entflammte Materie, nach des H. Ham. sehr vernünftigen Meynung S. 83. durch irgend einen schwachen Theil des Berges durchbricht, ehe sie zu der erstaunlichen Höhe der obern Gegend empor dringen kann. Man sehe auch S. 178. des H. Br. Ich muß zweytens bemerken, daß, nach S. 145. vor dem Ausbruche der Lava aus der Oeffnung an der Seite des Aetna Rauch, Aschengüsse und glühende Steine in solcher Menge hervorgestoßen werden, daß Berge daraus entstehen, davon keiner weniger als zwo Meilen und die großen sieben bis achte im Umfange haben. Sollen nun sieben Schichten von Lava bey Jaci über einander her getrieben seyn, so müssen

*) Herr Hamilton glaubt mit Herrn Recupero, daß die senkrechte Höhe des Aetna etwas mehr als drey italienische Meilen betrage, S. 92 f. Nach dem Herrn Brydon S. 186. erstreckt sich seine Höhe wahrscheinlich nicht über 12000 Fuß, oder etwas mehr als 2 Meilen.

an dieser Seite des Aetna sieben durch Auswürfe entstandene Berge beynahe in gleicher Linie einer über dem andern anzutreffen seyn. Wir wollen diese Berge A. B. C. D. E. F. G. nennen, und annehmen, sie lägen zerstreut, A. so, daß die daraus fliessende Lava, nach der Beschaffenheit des Bodens, ihre Richtung dahin, wo jetzt Jaci steht, nehmen mußte, B. läge aber zur Linken, C. zur Rechten, u. s. w. so konnten die daraus entspringenden Lavaströme unmöglich der Richtung des ersten aus dem Berge A. folgen, oder bis ans Meer über einander wegfließen. Denn, wenn wir den Umfang eines jeden dieser Berge, einen gegen den andern gerechnet, nur 4 italienische Meilen oder etwa 24000 Fuß rechnen, ihren Durchmesser, da sie an einer Anhöhe liegen, 7000 Fuß setzen, und annehmen, daß sie einander berühren, von welcher dichten Lage ich doch kein Beyspiel gefunden habe: so muß doch die Mündung des einen von der Mündung des andern, die in der Mitte eines solchen Berges zu liegen pflegt, 7000 Fuß entfernt seyn. Setzen wir nun den Berg C. an der rechten Seite des A: so ist seine Mündung von der Mündung B. schon 14000 Fuß; und ihre Lavaströme sollen noch immer gleiche Richtung behalten? der aus dem Berge C, der sicher schon eine niedrigere Gegend findet, doch noch über die aus dem Berge B. wegfließen? Nun lege man die vier übrigen, D. E. F. G, wohin man will, die Schwierigkeit, daß ihre Lavas gerade über einander weglaufen, wird so sichtbar werden, daß sie keinen Glauben mehr findet. Wir werden also annehmen müssen, daß diese sieben Berge beynahe in gleicher Linie hinter einander den Aetna hinauf liegen. Wenn wir denn nun einen jeden nur 4 Meilen im Umfang und 7000 Fuß im Durchschnitte haben, und sich einander berühren lassen, so decken sie doch eine Fläche von 49000 Fuß,

oder 7 Meilen, und reichen also beynahe durch die ganze waldichte Gegend, die sich, nach S. 158. 8 bis 9 Meilen in die Höhe erstreckt. Die fruchtbare, oder unterste Gegend des Aetna ist, nach S. 143. 14 bis 15 Meilen lang. Der kleinste Abstand vom Meere bis an die wüste oder Schneegegend des Vulcans, woraus keine Ausbrüche zu kommen pflegen, beträgt demnach wenigstens 22 Meilen. Da nun der höchste dieser sieben Ausbrüche wenigstens sieben Meilen durch die waldigte Gegend, und 14 durch die fruchtbare zu laufen hatte, ehe er die See erreichen konnte, so muß er sogar in gerader Linie 21 Meilen geflossen seyn; man hat aber bemerkt, daß die schrecklichen Ströme nur aufs höchste 20 Meilen flüssig bleiben, worin ihre Krümmen ohne Zweifel mit eingerechnet sind. Die größesten des Vesuvs erstrecken sich in der Länge nicht weiter als auf sieben Meilen. Wird es nicht immer unglaublicher, daß noch an der See sieben Lavas über einander liegen können? Was mir indeß die Erzählung vollends verdächtig macht, ist die Gleichgültigkeit des Hrn. Br. bey einer Begebenheit, woraus sich eine so wichtige Folge herleiten ließ. Mußte ein sonst so genauer Forscher nicht gleich von der Grube bey Jaci den Vulcan hinauf sehen, um die Berge zu finden? oder, wenn sie von da mit dem Auge nicht zu erreichen waren, bey Besteigung desselben sie aufsuchen? Das Resultat von dieser Begebenheit — das Alter der Welt war wirklich eine wichtigere Entdeckung als viele andere. Wenn wir es also künftig aus der Grube bey Jaci lernen sollen, so muß uns in der That erst ein sicherer Augenzeuge eine solche Lage von 7 Bergen bezeugen, deren Lavagüsse über einander her bis ans Meer haben fließen können. Da endlich, nach S. 148. die Lava sogleich zerschmilzt, wenn sie von einem Strome neu ausgebrochener Materie berührt wird, so möchte

ich wissen, wie die Brunnengräber bey Jaci in einander geflossene und zu einer Masse gewordene Lavas haben unterscheiden können? Denn angeblich waren nur die meisten mit Erde bedeckt, einige also, zwo oder drey, bloß, und die wurden folglich von dem neuen Feuerstrome wieder flüssig gemacht, und können mithin unmöglich mehr unterschieden werden. Mehr Lavas, als mit Erde bereits bedeckt sind, lassen sich daher nicht zählen, nicht angeben, und es müssen also zwo oder drey von jenen sieben wohl abgehen. Man könnte zwar sagen, die Lava hatte bey Jaci Zeit genug sich abzukühlen, und dann erfolgt das Schmelzen der ältern durch die neuern niemals, wie Hr. Br. auf eben der Seite bemerkt. Allein, dann erfolgt eine andere Erscheinung, die wieder das Durchgraben der 7 Lavas desto unglaublicher macht. Denn sie thürmt sich besonders an ihren Seiten auf, wenn sie weit von ihrer Quelle geflossen, und wenn sie ins Meer stürzt, weil sie von Luft und Wasser abgekühlt wird. Hr. H. hat selbst gesehen, daß sie eine kleine Anhöhe hinauf getrieben ist, S. 71. und Hr. Br. sagt S. 114 f. „es scheint, daß diese brennende Ströme, sobald sie an die See kommen, zu „Felsen gehärtet werden, welche dem Drucke des „nachkommenden flüssigen Feuers nicht mehr nachgeben; da sich dieses anzuhäufen fortfährt, so macht „es einen Damm von Feuer, welcher in kurzer Zeit „über das dichtgewordene Ende wegläuft, und einen „zweyten Strom in den Ocean geußt: dieser wird sogleich verhärtet, darauf folgt ein dritter u. s. w.“ Wird aber die Lava gegen das Ende ihres Fußes, wo sie die untere nicht mehr schmelzt, immer dicker: so muß da, wo 7 über einander liegen sollen, bis unter die älteste leicht 6- bis 700 Fuß Tiefe seyn. Wer wird die durchzugraben Lust und Vermögen haben? Es scheint also richtig zu folgen, daß keine 7 La-

was da gewesen sind, wenn man durchgegraben hat, und daß man nicht durchgegraben hat, wenn sie da sind.

Die dritte Erinnerung: Es ist nicht glaublich, daß 2000 Jahre dazu gehören, ehe eine Lava mit fruchtbarer Erde bedeckt wird. Es kömmt hiebey zuvörderst auf die Frage an, wie die Erde auf der Lava gesammlet werde? ob sie selbst sich mit der Zeit in Erde verwandele, oder nur der Erde, die durch andere Wege hinzugeführt wird, zum Bette diene, und selbst unverändert bleibe? Hr. H. glaubt S. 64. daß sie erweiche; wozu aber, wofern die Kunst nicht zu Hülfe kömmt, vielleicht 1000 Jahre und darüber Zeit erforderlich seyn möchte. Wie es sich Hr. Br. vorstellt, will ich mit seinen eigenen Worten sagen, S. 110 f. „Es ist sehr bemerkens„werth, daß die Oberfläche dieser schwarzen, trocke„nen Materie in der Folge der Zeit allemal ohne Aus„nahme der fruchtbarste Erdboden von der ganzen „Welt wird. Aber, was für Zeit muß dazu gehö„ren, sie zu ihrer größten Vollkommenheit zu brin„gen, wenn sie nach 2000 Jahren an den meisten „Stellen noch ein trockener kahler Fels ist? — Ihre „Verbesserung und Vervollkommnung geht vielleicht „auf folgende Art zu: da die Lava eine sehr löcherichte „Substanz ist, so fängt sie leicht den Staub auf, der „von dem Winde hergeführt wird. Dieser Staub „wird erst, wie ich bemerkt habe, bloß zu einer Art „von Moose; da dieses nach und nach das Erdreich „vermehret, so entstehen kleine magere Pflanzen dar„auf, welche ebenfalls wieder verfaulen, und auf „dieselbe Art in Erde verwandelt werden. Doch, „glaube ich, daß dieser Fortgang oft sehr durch starke „Aschengüsse von dem Berge beschleuniget werde, wie „ich denn an einigen Orten das fruchtbarste Erdreich „auf 5 bis 6 Fuß tief und drüber bemerkt habe, ob-

„gleich weiter unten noch nichts als Felsen von Lava „waren.“ Diese Vorstellung des Hrn. Br. wie fruchtbare Erde auf der Lava entstehe, kann füglich mit der, die Hr. H. davon hegt, vereiniget werden. Denn der Einwendung, daß vitrificirte Materie sich schwerlich in Erde verwandeln lasse, begegnet er selbst durch eine Beobachtung, die von seiner großen Aufmerksamkeit auf die Natur der Vulcane zeugt. Er sagt S. 64. N. 5. „Einige Lavas sind bey ihrem Er„gießen mehr als andere vitrificirt gewesen, und lei„den daher wenigere Veränderung von den Eindrü„cken der Zeit und des Wetters. Ich habe oft auf „dem Berge Vesuv beobachtet, wenn ich nahe an der „Mündung war, aus welcher die Lava sich ergoß, „daß ihre Beschaffenheit sich von Zeit zu Zeit sehr ver„änderte. Ich habe sie z. E. eben so flüssig und zu„sammenhängend gesehen als schmelzendes Glas; ich „habe sie aber auch mehlicht gesehen, so daß ihre „Theilchen, währendem Auswurfe, sich zerstäube„ten, gerade wie Mehl, wenn es unter den Mühl„steinen hervorläuft. Da ein Lavastrom von dieser „Gattung weniger fest ist und mehrere irdische Theil„chen enthält, so würde er sicherlich viel ehe zum „Wachsthum der Pflanzen taugen, als jener, der „aus vollkommen vitrificirter Materie bestünde.“ Diese Beobachtung bestätiget, was man sich ohnehin vorstellen kann, daß nämlich die Lavaströme, der eine mehr, der andere weniger, Erde mit sich führen, die ihre Tüchtigkeit, Pflanzen aufzunehmen, durch Sonne, Luft und Regen, wieder erhält, und mithin die Lava für sich allein guter Boden werden könne. Daß sie, bey aller ihrer Dichtigkeit, vom Wasser tief ausgewühlt, und folglich von demselben verändert werden könne, sagt Hr. Br. selbst S. 114. Da nun nach seiner Untersuchung S. 101. die Lava, welche der Aetna ausstößt, etwas weniger dicht, oder, wie sich Hr. H. S. 95. ausdrückt, poröser ist, als

des Vesuvs seine: so wird jene noch zeitiger als diese zu fruchtbarem Lande werden können. Ist sie, wie nun nicht gezweifelt werden kann, nur zu dieser Verwandelung geschickt, so können ein Paar Jahrhunderte eine erstaunliche Veränderung bey derselben bewirken; und die nur einigermaßen auf die Fruchtbarkeit merken, die von Sonne, Luft und Regen entsteht, werden es schon für sehr glaublich halten, daß in 3- bis 400 Jahren Lava Korn tragen könne. Und nun kömmt der Staub, den der Wind herzuführt, die Asche, welche der Vulcan darüber herstreuet, und das Verwesen der Pflanzen, die doch noch ziemlich zeitig darauf angetroffen werden, dazu; schwerlich werden also 2000 Jahre zur Fruchtbarkeit der Lava nöthig seyn; ich glaube, ehe 500 verstreichen, kann sie schon bepflanzt werden. Hr. H. meynt zwar, wie schon erwähnt, daß über 1000 dazu erfordert werden möchte, wenn die Kunst nicht zu Hülfe kömmt. Es muß also eine gewisse Kunst geben, die Lava früher, als sie es von selbst wird, artbar zu machen. Das Herzuführen der Erde, welches gleich nach dem Erkalten der Lava geschehen könnte, wo es anders der Kosten und Gelegenheit wegen thunlich ist, wäre der leichteste Handgriff, und nur Arbeit, aber keine Kunst. Dieses Wort läßt uns also gewisse Hülfsmittel vermuthen, wodurch die Lava erweicht, aufgelöst und artbar wird. Daß es indeß die eine früher wird, als die andere, ja ein Strich von einem und eben demselben Strome ehe als der andere, das kann man nicht allein erwarten, sondern das hat den Hrn. Br. der Augenschein gelehrt. Er hat nämlich, wie schon angeführt ist, an einigen Orten das fruchtbarste Erdreich auf 5 bis 6 Fuß tief und drüber angetroffen, obgleich weiter unten noch nichts als Felsen von Lava war. Und das geht, glaube ich, ganz natürlich zu. Je näher der Strom dem Crater des Aetna ist, desto ehe wird er mit Asche beschüttet, de-

sto ehe spült das Regenwasser Erde vom Berge herab darauf, und desto mehr Schutz hat er gegen die Winde, welche die ersten darauf gesammleten Erdtheilchen wieder zerstreuen könnten. Aller dieser Vortheile genießt die Lava nahe am Meere nicht. Hier fällt weniger Asche; hier spült der Regen vom Berge nichts darauf; hier bringt der Wind, der über das Meer kömmt, keinen Staub mit, sondern führt vielmehr die bereits entstandene feine Erde weg, und jagt sie näher dem Berge zu: hier kann daher nicht leicht eine Pflanze entstehen, die das Erdreich mehrte. Es wäre mithin nicht zu verwundern, wenn die Lava nahe an der See beständig kahl bliebe. Auf eine solche Gegend aber bauet Hr. Br. seinen ganzen Grundsatz, daß die Lava nicht unter 2000 Jahren fruchtbar werde. Er hat sich, nach S. 109 u. f. vom Herrn Recupero versichern lassen, daß die bey Jaci ins Meer geflossene Lava eben die sey, welche zur Zeit des zweyten Punischen Krieges, und also vor ungefähr 2000 Jahren ausgebrochen; da sie nun nahe an der See meistens kahl und unfruchtbar, und noch itzt nur mit einem sehr dünnen Erdreich bedeckt ist, so müssen zu ihrer Verwandelung in guten Boden 2000 Jahre gehören, ob sie gleich weiter gegen den Aetna hin schon über 6 Fuß des fruchtbarsten Erdreichs trägt. Wer sieht nun nicht gleich, daß Hr. Br. auf die Verwandelung der Lava aus einer Strecke derselben geschlossen, die er, der angeführten Hindernisse wegen, billig zum Maaßstabe nicht annehmen konnte? indem es mehr zu bewundern ist, daß sie hier an der See Erde behalten kann, als es seyn würde, wenn sie noch völlig nackt wäre. Mir kömmt sein Beweis so matt vor, daß er mich in meiner Vermuthung, die Lava könne, besonders gegen den Aetna hin, in weniger als 500 Jahren fruchtbar werden, sehr stärket. Und das beweist Hr. Br. selbst mit der Geschichte von Hybla. „Diese schöne Landschaft,“

sagt er aus dem Munde seines Wirths zu Niccolosi, S. 147 f. „war wegen ihrer Fruchtbarkeit, und insbesondere wegen ihres Honigs so berühmt, daß sie „Mel' Passi hieß, bis sie von der Lava des Aetna „überschwemmt wurde, und, da sie dadurch ganz „verwüstet worden, veränderte man ihren Namen „durch eine Art von Wortspiel in Mal-Passi. Bey „einem zweyten Ausbruche erlangte sie, vermittelst einer Menge vom Berge ausgeworfener Asche, ihre alte „Schönheit und Fruchtbarkeit bald wieder, und hieß „viele Jahre lang Bel-Passi. Endlich gerieth sie in „dem unglücklichen Jahre 1669 wieder unter ein „Feuermeer, welches sie ganz und gar unfruchtbar „machte, und seit der Zeit ist sie wieder unter ihrem „zweyten Namen Mal-Passi bekannt; die Lava hat „aber doch bey ihrem Laufe über diese schöne Landschaft verschiedene kleine Inseln oder Hügel gelassen, „woraus man wenigstens sehen kann, was sie ehemals gewesen ist.“ Hybla war noch zu Virgils Zeiten eine unverwüstete schöne Gegend; wenn muß sie denn das erstemal überschwemmet seyn? Herr Hamilton hat nach Christi Geburt keinen frühern Ausbruch des Aetna aufgezeichnet gefunden, als den im Jahr 1175, S. 99. weil er vermuthlich das Leben der heiligen Agathe, aus welchem Cluverius in Sicilia antiqua p. 106. einen vom Jahr 251 anführt, für ein Buch hält, darauf man sich nicht verlassen könne. Wäre also Hybla erst 1175 zerstört, und doch vor 1669 schon viele Jahre wieder eine so herrliche Gegend gewesen, so müßte die Lava schon in ein Paar hundert Jahren wieder völlig fruchtbar geworden seyn. Ja, wenn wir auch annehmen, Hybla sey bald nach Virgils Zeiten unter Lava begraben worden, welches doch der Zeit schwerlich unbemerkt geblieben wäre, so muß doch die Lava keine 1000 Jahre öde liegen; es bleibt daher völlig unglaublich, daß 2000 Jahre dazu gehörten. Die Hälfte dieser

Zeit nimmt, wie schon bemerkt ist, Herr Hamilton an, ob er gleich, in der auch bereits angeführten Note, aus der Verschiedenheit ihrer Bestandtheile bedächtlich zugiebt, daß eine Lava viel ehe zum Wachsthum der Pflanzen tauge als eine andere. Da es ihm aber nicht gefällig gewesen, die Beobachtungen mitzutheilen, die ihn von jenem angenommenen Zeitraume überzeugt haben sollen, so können wir auch ihre Stärke nicht beurtheilen.

Die vierte Erinnerung: Es ist dreist, aus einer so wenig untersuchten Begebenheit die ganze Geschichte der Erde bestreiten wollen. Hätte Hr. Br. beliebt, sich die sieben Berge zeigen zu lassen, aus welchen die sieben verschiedenen Lavas einen Strich genommen, und zum größten Erstaunen über einander getrieben seyn sollen; Beweis zu fodern, daß sie bey Jaci durchgegraben und unterschieden werden können; und die Ursachen zu bemerken, warum sie am freyen und erhabenen Ufer des Meers so leicht nicht mit Erde bedeckt werden kann: so könnte man ihm Mangel der Untersuchung nicht Schuld geben, und dann würde er sich sicher das Verdienst gemacht haben, den Herrn Recupero zu überführen, daß seine Einwendung gegen die mosaische Zeitrechnung gewiß in die Grube, woraus er sie geholt, zurückfallen würde. Es scheint ihm aber, nach dem Genius seiner Zeit, angenehm gewesen zu seyn, gegen die geprüftesten Wahrheiten etwas einwenden zu können, sollte es auch bloß aus dem Munde eines andern geschehen. Ich will es nur im Vorbeygehen bemerken, daß er für eine jede der Lavas bey Jaci ohne Unterschied 2000 Jahre annimmt, da doch 2 oder 3 mit Erde nicht bedeckt waren, und mithin in weniger als 100 Jahren geflossen seyn können, folglich, nach seiner eigenen Rechnung, nicht über 8000 Jahre heraus kommen. Aber auch diese 8000 Jahre für das Alter der Welt gegen den Moses anzunehmen, war schon undankbar und

kühn, da wir ohne ihn, bloß von der weltlichen Geschichte geleitet, die Erde viel zu jung, oder viel zu alt machen. Zu jung ist sie, wenn sie nicht länger gestanden, als diese geht, und zu alt, wenn wir ihre Dauer von den Völkern lernen sollen, die ihre Vorzüge darin setzten, älter denn andere zu seyn. Daß das doch in unsern Zeiten nicht wieder mode wird! sonst möchten die Sicilianer und Isländer den Rang vor allen übrigen Völkern bekommen: denn sie könnten ja bis an den Mittelpunkt der Erde hinab Lavas gefunden haben; und wer will es ihnen wehren, ihre Vulcane zu Schöpfern von einem guten Theile der Erde zu machen? Geht das zu weit? Nun so wollen wir es lieber bey der bekannten und sattsam geprüften Zeitrechnung lassen, und sehen, ob binnen derselben die Vulcane alle ihre Ausbrüche nicht hätten thun können. Hr. H. hat S. 99. vier vor Christi Geburt aufgezeichnet gefunden, nämlich in den Jahren der Welt 3525, 3538, 3554 und 3843, und nach Christi Geburt 27, nämlich 1175, 1285, 1321, 1323, 1329, 1408, 1530, 1536, 1537, 1540, 1545, 1554, 1556, 1566, 1579, 1614, 1634, 1636, 1643, 1669, 1682, 1689, 1692, 1702, 1747, 1755, 1766. Cluverius in Sicil. ant. giebt p. 104. §. die Data der Ausbrüche, welche er bey den alten Geschichtschreibern angetroffen, so an: im Jahre 636, 477, 427, 396, 140, 135, 126, 122, 44 vor Christi Geburt, und nach derselben im Jahre 251, 1169, 1328, 1444. Hr. H. kennet also in einem Zeitraume von 2241 Jahren 31 Ausbrüche; in diesem Raume bleibt aber eine Lücke von 1332 Jahren, wo er gar keinen angemerkt gefunden; die verzeichneten 31 sind also binnen 909 Jahren geschehen. Vor dem ersten hatte die Welt, nach dem Moses, schon 3525 Jahre gestanden, dazu kömmt eine Lücke, wo er keinen weiß, von 1332

Jahren; nun besetze man meinethalben diesen ansehnlichen Zeitraum von 4887 Jahren noch mit so vielen Ausbrüchen, als sich mehr denn 31 Berge, die dadurch aufgeworfen worden, am Aetna finden, und wir werden noch wohl damit nicht bis an den Adam reichen. Es scheint mir also ziemlich auffallend zu seyn, daß unsere Erde bey dem Alter, das ihr Moses giebt, mehr als zu alt für alle Ausbrüche sey, davon man Spuren hat, und mithin ziemlich überflüssig, sie 7- bis 8000 Jahre älter zu machen, um Zeit für die Auswürfe der Vulcane zu finden. Ja, man könnte, wenn man arg wollte, Beweis fordern, daß der Aetna schon vor Homers Zeiten große Verwüstungen angerichtet, da er derselben nicht erwähnt, ob er gleich den Ulyß allerley Schicksale in Sicilien erleben läßt, und sehr zu vermuthen steht, daß Homers Muse diesen großen Gegenstand, den er als den Schöpfer der sonderbarsten Begebenheiten seines Helden vortrefflich nutzen konnte, nicht würde übersehen haben. Virgil ergreift ihn, wenn er auch dadurch vom Homer abgehen muß. Hr. Br. sagt selbst S. 221. „Ich halte es wirklich für ganz ausgemacht, daß dieser Vulcan weder zur Zeit des Homers, noch in einigen vorhergegangenen Menschenaltern gebrannt habe, sonst wäre es nicht möglich, „daß er so viel von Sicilien gesagt hätte, ohne dieses „großen und vornehmsten Gegenstandes zu erwähnen.“ Ist es nun aber gleich eben so ausgemacht, daß er verschiedene Menschenalter vor dem Homer schon getobt habe? Der Beweis aus den Lavaschichten wird immer sehr hinken, und der historische fehlt ganz. Wir können ihn nicht wohl weiter als auf den Pindar zurückführen, ob mir es gleich ziemlich wahrscheinlich ist, daß Homer etwas davon gewußt habe. Er mag indeß bis an die Sündfluth, ja, bis an den Adam zurück schon gebrannt haben, und ein alter Zeuge von dem unterirdischen Feuer seyn, des-

sen dereinstigen Gebrauch zur Entvölkerung der Erde wir aus der Offenbarung kennen, und den sonst niemand leicht den Eigenschaften Gottes gemäß bestimmen soll: so viel bleibt immer gewiß, daß die Welt, nach Mosaischer Zeitrechnung, alt genug für alle Ausbrüche sey, davon man nur Spuren antreffen kann. Vom Vesuv findet sich der erste Ausbruch gar erst im Jahre 79 nach Christo aufgeschrieben, und man kennet 28 bis 1771. Die übrigen sind im Jahre 203, 472, 512, 685, 993, 1036, 1043, 1048, 1136, 1506, 1631, 1660, 1682, 1694, 1701, 1704, 1712, 1717, 1730, 1737, 1751, 1754, 1760, 1766, 1767 und 1770 geschehen. So gern ich nun zugebe, daß er, oder der Somma vorher schon Feuer genähret: so willig wird man hoffentlich auch einräumen, daß dieser kleinere Bruder des Aetna innerhalb 4000 Jahren Zeit genug zu manchem Auswurfe, ja zur Hervorbringung der ganzen Gegend gehabt habe, deren Entstehen Hr. H. bloßen Ausbrüchen von Vulcanen zuschreibt.

Zu diesen leicht auffallenden Erinnerungen gegen eine etwas zu kühne Hypothese muß ich eine kleine Verwunderung fügen, daß ich in den verschiedenen Recensionen von Herrn Brydon's Reise keine Erwähnung von einer Bemerkung gefunden habe, die höchst traurige Erfahrungen leicht einmal sehr wahr machen könnten, und daher zur Warnung nicht vorenthalten seyn müßte. Nachdem Hr. Br. S. 193. im 1sten Th. es für bekannt angenommen, daß man Beyspiele von menschlichen Körpern habe, die ohne die Vermittelung einer elektrischen Substanz elektrisch geworden sind, und sogar mit einem unangenehmen Gefühle und mit der äußersten Empfindlichkeit der Nerven Feuerfunken von sich gegeben haben — und darauf von einem Frauenzimmer in der Schweiz erzählt hatte, das, so oft sich die Witterung geändert, auf-

ferst empfindlich gewesen, und ihre elektrischen Empfindungen bey hellem Wetter, oder wenn Donnerwolken vorüber gegangen, am stärksten gehabt hätte, — so setzt er S. 196. hinzu: „Ein Frauen„zimmer, deren Haupt mit einer Haube von Drath „bedeckt, und deren Haar voll metallener Haarnadeln „ist, und die zugleich auf trockener Seide steht, ist „in allen Absichten eben das, was ein an die Sonne „gestellter und zum Anziehen des Feuers aus der „Atmosphäre zubereiteter elektrischer Conductor ist; „und es wäre gar nicht zu bewundern, wenn sie wäh„rend eines Donnerwetters, oder, wenn die Luft sehr „mit elektrischer Materie angefüllt ist, Funken von „sich gäbe, und andere Erscheinungen der Elektrici„tät darstellte. Eine ganz kleine Veränderung in den „Kleidungsstücken, welche bey der großen Veränder„lichkeit ihrer Moden wohl einmal statt finden könnte, „würde die Krankheit dieses Frauenzimmers unter „dem ganzen schönen Geschlechte recht epidemisch ma„chen. Sie dürfen nur ihre Schuhsohlen von einer „elektrischen Materie machen, und den Drath ihrer „Hauben und ihre Haarnadeln etwas verlängern, und „die Spitzen davon auswärts kehren lassen, so ist „wohl kaum daran zu zweifeln, daß sie sich oft in ei„nem elektrischen Zustande befinden werden; doch, „wenn sie auch nur seidene Strümpfe tragen, so kann „dieses zuweilen schon hinlänglich dazu seyn. — Wie „wenig stellen sich doch unsere Frauenzimmer, wenn „sie ihre Köpfe mit Drath umgeben, und zugleich „seidene Schuhe, Strümpfe und Handschuhe tra„gen, vor, daß sie ihre Leiber auf eben dieselbe Art, „und nach eben denselben Grundsätzen zubereiten, elek„trisch zu werden, wie derjenige, der elektrische „Versuche anstellt, die Ketten und Schnüre zuberei„tet, um den Bliß an sich zu ziehen. Könnte man „sie nicht bereden, ihre Hauben von Drath und ihre „Haarnadeln fahren zu lassen, so möchten sie sich doch

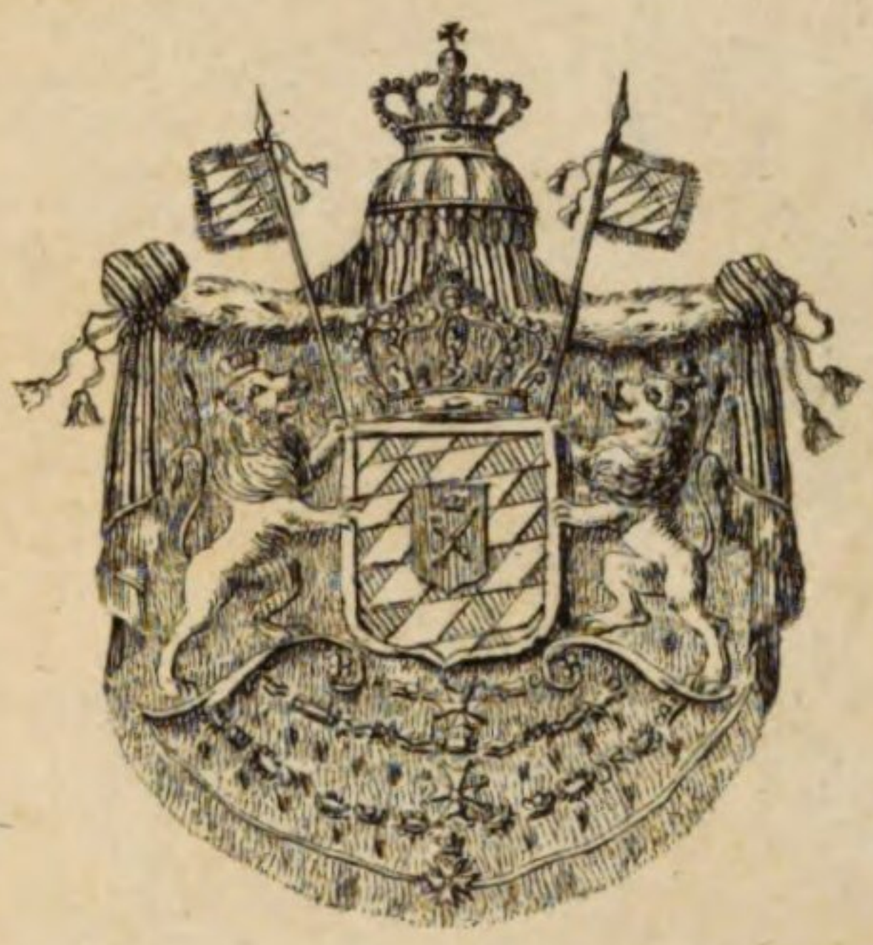
»wohl entschließen, sich des Verwahrungsmittels zu »bedienen, das man in neuern Zeiten zur Erhaltung »von viel weniger wichtigen Dingen gebraucht hat. »Ein jedes Frauenzimmer müßte sich nämlich mit ei»ner kleinen Kette oder einem Drathe versehen, die »sie nach Belieben während des Donnerswetters an »sich haken könnten. Diese Kette oder dieser Drath »müßte von ihrer Haube über den dicksten Theil ihrer »Haare, welche das Feuer von ihrem Kopfe abhalten »werden, herunter bis auf die Erde gehen. Es ist »klar, daß diese Kette auf eben die Art wirken würde, »wie die an den Stangen auf den Kirchthürmen, wel»che wegen der metallenen Spitzen, die man gemei»niglich darauf setzt, so viel Aehnlichkeit mit den »Haarnadeln und mit dem Drathe haben. — Mi»stres Douglas — hat durch eine solche mit Drath »besetzte Haube fast ihr Leben verloren. Der Drath »zog den Blitz an sich, und die Haube wurde zu »Asche verbrannt. Zum Glück war ihr Haar in sei»nem natürlichen Zustande, ohne Puder, Pomade »oder Haarnadeln, und verhinderte den Blitz, sich »ihrem Kopfe zu nähern. Denn da sie nicht den ge»ringsten Stoß empfand, ist es wahrscheinlich, daß »er von dem Drathe der Haube in die Mauer, an »welcher das Frauenzimmer stand, gefahren sey. »Wenn er durch irgend eine Art von Conductor nach »ihrem Kopfe, oder nach ihrem Leibe wäre geleitet »worden, so hätte sie aller Wahrscheinlichkeit nach ihr »Leben dabey eingebüßt. Ein gutes starkes Haupt»haar ist, wenn es ganz trocken und rein erhalten »wird, wohl eines der besten Verwahrungsmittel ge»gen den Blitz. Sobald es aber voll Puder und »Pomade ist, und mit Nadeln zusammengebunden »wird, verliert es seine zurücktreibende Kraft, und »zieht das elektrische Feuer an sich.« So weit Herr Brydon.

Bayerische Staatsbibliothek München

X XII, 86

III. 87

I. 88



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reß, Johann Heinrich,

Sammlung einiger kleinen, größtentheils Landwirthschaftlichen Aufsätze

Leipzig 1780
Oecon. 1455
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10298552-5
VD18 10701192